



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.







Fürst Hermann

von

Pückler-Muskau.

Eine Biographie

von

Ludmilla Assing.

Hamburg.

Hoffmann & Campe.

1873.

Das Recht der Uebersetzung ins Englische, Französische und andere fremde Sprachen ist vorbehalten.

V o r w o r t.

Zu der vorliegenden Lebensbeschreibung sind mir die reichlichsten Materialien zu Theil geworden. Ich lernte den Fürsten Hermann von Pückler-Ruskan bei meinem Onkel Vornhagen von Ense in Berlin kennen, mit dem ihn eine vieljährige und herzliche Freundschaft verband; und nach dem im Oktober 1858 erfolgten Dahinscheiden des Letzteren, übertrug Pückler diese Freundschaft auf mich, und bezeugte mir unwandelbar ein unbegrenztes Vertrauen und eine liebevolle Güte, die ich nie vergessen werde. Mündlich und in seinem Briefwechsel mit mir, der bis zu seinem Tode dauerte, wiederholte Pückler oft den Wunsch, ich möchte einst seine Biographie schreiben, was ich ihm gern versprach. Nachdem dies verabredet war, lag ihm nun doppelt daran, daß ich ihn genau kennen lernen, in sein innerstes Wesen eingeweiht werden sollte, und er gab mir hierzu, außer dem Vielen, das er mir bei Lebzeiten anvertraute, einen fast unerschöpflichen Stoff durch seine sämmtlichen vortrefflich geordneten Papiere, die er mir nach seinem Tode bestimmte, und die eine Reihe höchst interessanter und merkwürdiger Tagebücher und Briefwechsel enthalten, deren Veröffentlichung er in meine Hände legte.

Ist nun auch des Fürsten Wille, daß ich seine sämmtlichen Papiere erhalten sollte, nicht ganz erfüllt worden, da einige Personen der Familie seine Nichte und Erbin, Frau Marie von Bachelbl-Geilag, geb. Gräfin von Sendewitz, dringend und heftig im ersten Augenblick nach seinem Tode, um Rückgabe ihrer an den Fürsten gerichteten Briefe bestürmten, welchem Verlangen sie, wahrscheinlich von Schmerz

und Trauer überwältigt, nachgab, so wollte doch Frau von Pachelbl, nachdem ich einige Briefe mit ihr gewechselt, der entschieden ausgesprochenen Anordnung des Verstorbenen in der Hauptsache nicht entgegen sein, und lieferte mir die übrigen Papiere aus, was für meine Aufgabe jedenfalls hinreichend war, einmal weil ich das an Andere Zurückgegebene durch Pückler selbst größtentheils schon kannte, zweitens weil es meistens Dinge betraf, die sich ohnehin für meine Darstellung nicht eignen konnten.

Außer dem Pückler'schen litterarischen Nachlaß stand mir aber auch noch der Barnhagen'sche zu Gebot, in welchem sich viele Aufzeichnungen und Notizen meines Onkels über Pückler befinden, die bisher noch nicht veröffentlicht worden, und die mannigfachen mündlichen Mittheilungen meines Onkels vervollständigten mir noch das Niedergeschriebene. Auch hatte Pückler einige seiner Brieffschaften meinem Onkel für seine Sammlungen geschenkt, was sich nun alles wieder bei mir vereinigt findet.

Auch die gedruckten Reifewerke Pückler's, die ihn mit Recht in unserer Litteratur berühmt gemacht, habe ich nicht unbenutzt gelassen, und konnte somit seinem Lebenslauf nach allen Seiten und Richtungen folgen.

Pückler's glänzende, bewundernswerthe, eigenthümliche, bei manchen Schattenseiten doch herzgewinnende Erscheinung steht mir lebendig vor der Seele; möchte es mir nicht ganz mißlungen sein, ihn denen, die ihn kannten, zu vergegenwärtigen, ihm unter denen, die ihn nicht kannten, neue Freunde zu gewinnen.

Florenz, im Oktober 1872.

Endmilla Affing.

Erster Abschnitt.

Charakter. Originalität. Familie. Aönen. Großeltern. Eltern. Geburt. Kindheit. Leben der Aristokratin. Mißhelligkeiten zwischen den Eltern. Fröhe Zeiten. Aufenthalt in der Pratergemeinde zu Uibisch. Verdienstliche Einflüsse. Tadeln kältliche Frömmigkeit. Eine Cousine. Erste Leidenschaft für Gartenanlagen. Das Pädagogium zu Halle. Relegationen. Die Königin Kremerz. Die Stadtschule zu Töbau.

Der Held dieser Schilderung hat eine europäische Verühmtheit erlangt durch Rang, Stellung und Talente, und vor allem durch die Originalität seines Charakters. Wo er erschien, erregte seine glänzende Persönlichkeit das lebhafteste Interesse, die begeistertste Anerkennung, die höchste Verwunderung, während seine Seltsamkeiten und Launen fortwährend die staunende Neugierde in Spannung hielten. Dabei kannten doch eigentlich Wenige sein wunderbar komplizirtes, aus den verschiedensten Eigenschaften zusammengesetztes, wie in vielhardig stummernden Facetten leuchtendes Wesen, das den Stoff zum tiefsten psychologischen Studium bietet, bisher aber für die große Menge meist ein psychologisches Räthsel geblieben ist.

Eine Erklärung wie die von Pöller gehört allein schon durch die vielen Gegenstände, die sich in ihm vereinigen, zu den größten Seltenheiten, zu den Ausnahmen, wie sie sich kaum wiederholen können, weil auch die Einflüsse der Zeit und Verhältnisse dabei mitwirkten. Er war ein Kavalier

und in allen ritterlichen Künsten Meister, mit allen ritterlichen Tugenden geschnitten, muthig wie Bayard, tollkühn und abentheuerlich wie die Helden der Tafelrunde, großmüthig, freigebig und edelgesinnt in einem Grade, wie er beinahe nur im Alterthum zu finden ist; er nahm 1813 und 1814 am Befreiungskriege gegen die Franzosen Antheil und be-
 leitete noch 1866 als 81-jähriger Greis den König von Preußen in seinem Generalstabe bei dem Feldzuge gegen Oesterreich. Er war ein unermüdlicher Reisender, dessen genialer Blick nahe und ferne Länder durchforschte, ein begabter Schriftsteller voll seltenen Talentes in Schilderung von Gegenden, Sitten und Menschen, voll durchdringendem Verstand, Anmuth der Bildung, Eleganz der satirischen Faune, und gracioser, gemüthlicher Naturliebe. Er war strahlend schon in der Jugend, und strahlend schön bis zum höchsten Alter, den Frauen gegenüber bald sanft und bald heftig, bald kühl und bald zärtlich, stets liebenswürdig, geistig angeregt, oft wenn er zu spielen ist, eifrig, und wenn er ernsthaft schien, spielend, stets überraschend und ungewöhnlich, ja oft blendend, ein Den Jaan, der überall auf Eroberungen ausrang. Er hatte etwas vom Zauberer Merlin, und auch ein mythischer Zug fehlte nicht in ihm; er war in der Unterwelt so gut bekannt als in den höchsten Regionen, ein raffinirter Weltmann und ein gutmüthiges, harmloses Kind, ein Wellüstling und Gourmant, der auf Genuß jeder Art sann, und ein Spiritualist und ein Denker, der über die tiefsten Geheimnisse des Daseins, über Tod und Unsterblichkeit Forschungen anstellte; er war ein Einsiedler und ein Vion der vornehmen Gesellschaft; aus unfruchtbaren Sandwüsten paradiesche Gegenden hervorzaubernd, war er der gemalte Landschaftsmaler seiner Zeit, sein seltsamer, fernwüthiger Schopenhauer machte sich in allen Regionen des Lebens, in den großen wie in den kleinsten,

harmonisch geltend; er hatte eine Künstlerseele, die den höchsten Idealen nachstrebte; zugleich war er ein Koch, ausgezeichneter als Herr von Rumohr; ja damit ist es noch nicht genug, denn mit Herrn Reichard im Wallen aufstiegend, war er auch ein Valtischner, und in seinem Alter war er — auch noch Pair des Preussischen Herrenhauses! — All dies Verschiedenartige vereinigte sich in seiner Persönlichkeit, und unter allen diesen Gesichtspunkten muß man ihn betrachten, wenn man ihn richtig beurtheilen will.

Drei verschiedenartige Epochen sind wie drei sich durchkreuzende Strömungen in seinem Wesen zu erkennen; erscheint Paster in dem Kornbrennlichen und Abenteuer Suchenden, in dem phantastisch Ungemessenen seiner Natur wie ein fahrender Ritter des Mittelalters, so ist er zugleich ein Ächter Zeun des achtzehnten Jahrhunderts, zu dessen Ende er geboren wurde; diesem Jahrhundert gehörte er an, in seinem vorurtheilsreichen Sinn, in seinen Humanitätsvorstellungen, in seinem Streben nach Aufklärung, in seinem Suchen nach erleuchtetem und gemäßigtem Fortschritt, und in jener Ausbildung und vorzugweisen Beschäftigung mit dem eigenen Individuum mehr als mit den allgemeinen Weltzuständen. Aber auch unser gegenwärtiges Jahrhundert machte seine Empfinde bei ihm geltend; war er im edelsten Sinne ein „Menschenfreund“ des achtzehnten Jahrhunderts, so hatte er zugleich eine byronisch-Heimliche Menschenverachtung, unheimliches Nachsinnen der Massenthung und Empfindung, und Ironie und Witz, und selbst Sentimentalität wie ein Romanheld von Eugen Sue oder Balzac. Die Politik stand ihm eigentlich fern; wie bereits gesagt, das Allgemeine reizte ihn nur in zweiter Linie; in der Politik interessirten ihn eigentlich nur Persönlichkeiten; zur „Heldenverehrung“ war er noch weit mehr geneigt als Carlyle; der Erfolg blendete und bezauberte ihn dermaßen, daß er von diesem zur un-

gemessensten entzücktesten Bewunderung hingerissen wurde. Jede Kühnheit, jede Kraft, jeder Sieg imponirten ihm, auch wenn sie von Personen ausgingen, denen er selbst weit überlegen war.

Niemand vielleicht ist öfter verkannt worden als Pädler; geschieht es doch zuweilen, daß gerade der helle Strahl der Verühmtheit, der auf einen ausgezeichneten Charakter fällt, sein wahres Bild vor den Augen der Menge mehr verbirgt als enthüllt, und die Originalität hat ja ohnehin das Schicksal in der Welt, daß je mehr sie sich der Gewöhnlichkeit unbesangen und natürlich zeigt, sie desto mehr mißverstanden und falsch beurtheilt wird. Dem aber verstattet werden, in Pädler's inneres Leben zu blicken, der wird einer so reich und edel angelegten Natur, so vielen seltenen Vorzügen und Tugenden, die sich trotz der ungünstigsten Einflüsse von Außen hegreich in ihm entwickelten, die begeisterte Sympathie und liebendste Anerkennung nicht versagen können. Es ist nicht nöthig, seine Fehler zu beschönigen, und manche besagendwerthe Verirrungen, denen er sich überließ, zu verschleiern; das strahlendste Licht überwiegt so sehr in diesem merkwürdigen und in vieler Beziehung einzigen Manne, daß er die abentheuerlichen Schatten vertragen kann, welche dieses Licht zuweilen dämonisch durchkreuzen. Ist ohnehin die Wahrhaftigkeit für den gewissenhaften Biographen eine Pflicht, so ist sie noch zugleich ganz in Pädler's eigenstem Sinne, denn er wollte seine Fehler nicht verbergen und wo er aufrichtig war, war er es ganz, bis zum Aeußersten, bis zu einem bisher unerhörten Grade, wie ein reißender Wallbach, der alle Gränzen und Dämme wild überfluthet, und er sprach selbst das ungeschont aus, was wohl alle Anderen für unsagbar halten mochten. Mit welchem Rechte konnte er von sich sagen: „Ich bin aufrichtig, im Guten wie im Schlimmen,“ und dies muß man bei seiner

Wenrtheilung festhalten. Wie darf man voraussetzen, daß er seine Fehler verbergen wolle, daß sie schlimmer seien, als er sie schätzte; nein, er sagt alles, alles bis auf's Aeußerste. Deshalb war es sein lebhaftester Wunsch, der Welt nach seinem Tode dargestellt zu werden mit seinen Licht- und Schattenseiten, unverfälscht und der Wahrheit getreu. Und so wie diejenigen, die ihn bei Lebzeiten wahrhaft kannten, ihn trotz seiner Fehler liebten und bewunderten, und sich an seinem Genuß und seinen Eigenthümlichkeiten erfreuten, so möge dieses sein literarisches Abbild ihm auch bei der Nachwelt neue Freunde und theilvoller, ruhmvoller Verehrer bewahren.

Hermann Ludwig Heinrich Rühf von Pädler-Maslau ist einer uralten gräflichen Familie entsprossen, die sich in drei Linien theilte, die schlesische, die fränkische von Pädler-Burgberg und die lausitzische, welcher letzteren er angehörte. Laut alter Urkunden sollen die Pädler von dem in den Nibelungen vorkommenden Nidder von Pechlarn herkommen, welcher Name später in Pechlarn, und dann in Pädler umgewandelt worden sein soll. Auch wird hiefür geltend gemacht, daß das Wappenthiel der Pädler in vier Feldern die zertheilten Glieder eines Adlers darstellt, welches Symbol sich ebenfalls auf dem Grabmal Pellegrin's, Bischofs von Basel und Erzbischofs von York, aus dem neunten Jahrhundert, befindet, der ein Nachkomme jenes Nidder von Pechlarn gewesen. Pädler's romantischem Sinn gefiel diese verwandtschaftliche Beziehung zu dem Nibelungenliede, zu einer grauen märchenhaften Vorzeit mit ihren fabelhaften Heldengestalten, und in treuer Familienliebe hegte er lange den Plan, im Parke von Maslau seinem vusischen Ahnherrn eine Statue zu errichten. Doch kam dies nicht zur Ausföhrung. Freilich auch ist diese Verwandtschaft von mehreren Genealogen bestritten worden, doch wissen die

gründlichsten Historiker am besten, daß die Sage stets sich als eine Schwester — wenn auch eine illegitime, — der Geschichte bewiesen hat, daß beide innig zusammenhängen, und die Gränzen, wo die eine in die andere überfließt, oft schwer zu bestimmen sind, und so wird wohl jene Rabelungensfrage vermuthlich eine offene bleiben.

Fermanns Vater war Ludwig Johannes Karl Erdmann Graf von Pötker auf Dranitz, lursächsischer wirklicher Geheimrath, geboren den 12. Juli 1734; seine Mutter, Clementine Kunigunde Charlotte Olympia Ruise, war aus der gleichfalls uralten ansehnlichen gräflichen Familie der Callenberg; geboren den 5. Juni 1770, vermählte sie sich, vierzehn Jahre alt, den 27. December 1784 und brachte ihrem Gemahl die Standesherrschaft Muslau in der Oberlausitz zu, welcher demzufolge den Namen Pötker-Muslau annahm. Fermanns Großmutter, Clementines Mutter, war eine Französin, Gräfin Olympia von la Tour du Pin. Seine beiden Großväter erreichten ein ungewöhnlich hohes Alter, der von väterlicher Seite wurde 89, der von mütterlicher 96 Jahre.

Fermann erblickte als Erstgeborener den 30. October 1785 an einem Sonntag gegen Mitternacht auf dem Schlosse zu Muslau, das damals noch sächsisch war, das Licht der Welt, inmitten der äußerlich glänzendsten und bevorzugtesten Verhältnisse. Aber die so häufig bestätigte Erfahrung, daß es nicht immer eine Gunst des Geschicks ist, in den höchsten Sphären der Gesellschaft geboren zu sein, machte sich auch hier geltend, und dem lebhaften, eindrucksfähigen und mit den schönsten Anlagen besabten Kinde war eine höchst unglückliche Jugend beschieden. Was halfen ihm seine hohe Geburt, das Ansehen, der Reichthum und der Einfluß seiner Eltern, da er doch alles entbehren mußte, dessen ein junger Gemüth am meisten bedarf?

Ist schon überhaupt die Aristokratie nicht gerade bekannt

als ein Spiegel innigen Familienlebens und guter Sitten, so war noch obendrein in jener Zeit der Leichsinn förmlich Mode. Ehegatten vergaben sich gegenseitig gar viel, und sanken dennoch oft die so weit gestreckte Branze des zu Vergehenden überschritten, wo denn nichts als Zerknung übrig blieb, die man damals außerordentlich leicht von den Gerichten erlangen konnte, und gegen welche auch die Weislichen keine großen Schwierigkeiten erhoben, da sie nichts dabei verloren; denn wenn die Gerichte den Mund wieder auflosten, den jene eingeweicht, so hatten die Prediger zur Entscheidung desto mehr Wiederverheirathungen der Verschiedenen einzusegnen, die oft versuchten, ob sie in neuen und anderen Kesseln mehr Verriedigung fanden als in den alten zerstörten. Sind wir heute im Zeitalter der Eisenbahnen, so war man damals im Zeitalter der Ehescheidungen, die sich wie ein reißer Faden beinahe durch alle Lebensverhältnisse hindurchzogen, und von denen auch in diesen Blättern noch oftmals wird die Rede sein müssen.

Nach zwischen Graf Ludwig Erdmann und Gräfin Clementine traten große Mißbelizkeiten ein: die schöne, lebhaftere, aber leichtsinnige Frau, die beinahe noch als Kind geheirathet hatte, und mit fünfzehn Jahren schon Mutter war, konnte sich mit ihrem Gatten nicht vertragen, der, wie es scheint, schwer umgänglich und durchaus nicht liebenswürdig gewesen sein mag. Nachdem die Gräfin ihm noch drei Töchter geboren, Clementine, Bianca und Agnes, entschloß man sich zu einer Trennung, und später zu einer vollständigen gerichtlichen Scheidung.

Durch diese tief eingreifenden unheilvollen Störungen blieb dem armen Hermann das Glück eines harmonischen Familienlebens völlig unbekannt; den wohlthuenden Einfluß, welchen Frieden, Liebe und Eintracht auf ein jugentliches Gemüth hervorbringen, hat er nie erfahren. Sein warmes,

järtliches, liebebedürftiges Herz fand nirgends eine tröstliche Stütze und Anlehnung; vernachlässigt, vernachlässigt, ja sogar mißhandelt und von seiner ganzen Umgebung verkannt, war er entweder sich selbst überlassen, oder rohen, gleichgültigen Diensthoten zur Aufsicht übergeben.

Sein Vater war, nach des Sohnes und Anderer Schilderungen, geizig, mißtrauisch und dabei schwach und ohne Urtheilskraft. „Gegen Mißgriffe bin ich zwar am allerärgerlichsten,“ äußert Pädler einmal in einem Briefe an seine Schwester Clementine vom 2. März 1829, „weil ich mir selbst deren mehr als die meisten übrigen Menschen zuschreiben habe — aber bei unserem Vater war die Sache anders. Aufrichtig gesagt, sein ganzes Leben war ein fortlaufender Mißgriff, eine traurige, gehaltlose Existenz, die ich, ohne durch eine Idee erwärmt zu werden, in der niederen Sphäre beschränkten Eigenthums schwerfällig durchwürgte — und hieraus entstand denn freilich, irdisch gesprochen, unsägliches Uebel. Wir Alle blieben zuvörderst ohne Erziehung. Durch die unglückliche Ehe der Eltern (stets, meiner Ueberzeugung nach, die Schuld des Mannes, hier aber ganz offenbar) kamen wir auch um das Familienleben, ein früh gesammelter Schatz, der bis zum Grabe andauert, Freuden wärmt und Unglück tröstet. Durch heimlichen Weiz kamen wir endlich um die Solidität unseres Vermögens, das nicht des Vaters Vermögen war, der wohl viel hier genommen, aber nie etwas hergebracht hat — und somit stehen wir Kinder gleich — ich aber habe dann noch eine ganz andere Rechnung, und warum soll ich nicht sagen, was wahr ist? Nie will ich mir selbst einen besseren Sohn wünschen, als das Kind Hermann war, das aus Feuer, Liebe und Geist zusammengesetzt, in der lebenden Hand eines edeln und würdigen Mannes, die Knospe alles Kräftigen, Guten und Schönen zur vollen Blüthe und Frucht

hatte entfalten können. Wie diese Knoche geknickt, das Feuer erloscht, die Liebe erlaltet und der Geist erdrückt worden ist — von diesem Wilde will ich mich lieber abwenden — aber selbst von der Zeit, in welcher diese Operations vor sich ging, kann ich wiederum sagen: ich wünsche keinen Sohn, der mich mehr ehrt, mir mehr Respekt bezeugt und bereitwilliger ist mich zu lieben, als ich es gegen meinen Vater gewesen bis an seinen Tod, wo ich freilich weit entfernt war, sein Betragen gegen mich völlig beurtheilen zu können. Dies hat erst die Folge erlaubt, und mir das unumstößliche Resultat gegeben, daß ich nur Einem mich verdanken wollenden Feinde im Leben begegnet bin, und — dieser Eine war Er!“ — Jedes dieser schmerzlichen Worte trübte die Wahrhaftigkeit an der Stirn, und giebt in wenigen Strichen eine Vorstellung von allem, was der Sohn vom Vater zu leiden hatte.

War der Vater geizig, so war die Mutter dagegen in ihrer harmlosen Zerkloßigkeit verschwenderisch: sie wußte sie mit dem Gelde umzugehen, nie mit dem auszukommen, was sie hatte, und in allen ihren Briefen an ihren Sohn, von dem ersten an, bis in ihr Alter, bezeugten wir immer denselben Mangel über Geldmangel, denselben Reiz, sie gehöre zur Familie d'Arzentcourt, ihre Vorse sei leer, sie habe nichts, sie habe Schulden, u. s. w. Ihr munteres Temperament ließ sie aber alle Dinge leicht nehmen, sie lachte immer und über alles. Sie war unmäßig und arrogant, lebhaft und gedankenlos, französische Art und französisches Wesen in ihr vorherrschend, durch ihre Mutter so wohl als durch ihre Erziehung — wenn man die Art, wie man die junge Gräfin aufwachsen ließ, überhaupt Erziehung nennen will. Vor allem war sie aber, als sie heirathete, noch ein Kind, noch ein Kind, als sie ihren Erstgeborenen in den Armen hielt; und so spielte denn auch die Fünfzehn-

jährige mit dem kleinen Hermann, so wie sie noch eben mit ihrer Puppe gespielt hatte, und glaubte ihn auch eben so sorglos wie diese mißhandeln zu dürfen, wenn ihr die Vonne dazu ankam. An Urtheil, an Ueberlegung, an Lieberolle und umsichtige Fürsorge für das Kind war unter solchen Umständen natürlich nicht entfernt zu denken, und mit Recht durfte Pädler behaupten, daß er niemals eine Erziehung genossen.

Oftmals sah er mehrere Tage lang die Eltern gar nicht, und wenn er sie sah, war er Zeuge ihrer Streitigkeiten. Früh schon faßte der Vater einen entschiedenen Widerwillen gegen Hermann; einmal, weil er in ihm einen ganz von dem seinigen abweichenden Charakter sich entwickeln sah, und dann auch, weil er das eigentlich dem Sohn gehörende Vermögen, das er nur zu verwalten hatte, ganz für sich benutzte, und das Gefühl dieses Unrechts ihm den Anblick desjenigen, dem er es zufügte, zum lebendigen Vorwurf machte. Die Mutter wollte ihn, je nach ihrer augenblicklichen Veitüre, bald nach dem Rousseau'schen, bald nach dem Paderew'schen, bald nach irgend einem anderen System, das gerade Mode war, erziehen, und stellte die seltsamsten Experimente mit ihm an, wurde dann aber schnell aller dieser Versuche müde, und bekümmerte sich auf längere oder längere Zeit gar nicht um den Knaben, der demzufolge wieder der unumschränkten Leitung der Dienerschaft anheimfiel.

Bei den Eltern konnte Hermann nur Scheu und Furcht empfinden, war aber so empfänglich für Liebe und gute Behandlung, daß er sich an eine alte Bauerfrau, die Name seiner Mutter, mit leidenschaftlicher Herzlichkeit und Hingebung anließ.

Eine der ersten Personen, die Hermann im Leben freundlich entgegenkamen, war der berühmte Graf von St. Germain, der zum Besuch auf das Schloß kam, und der schönen Gräfin

beeifert huldigte. Er machte einen großen Eindruck auf Hermann, nahm den Knaben lieblosend auf den Schoß, und ertheilte ihm spielend manchen Unterricht in Dingen, die, wie Pädler behauptete, noch jetzt allen Riesenschritten der neueren Wissenschaft unzugänglich geblieben seien.

St. Hermann hatte seine, milde Züge, alle Liebendwürdigkeit eines vollendeten Weltmannes, und gar nichts Geheimnißvolles in seinem offenen und heitern Wesen. Ja selbst wenn er das Wunderbare berührte und wie Alltägliches behandelte, war es immer mit einer Balance von Zäherz oder Ironie, die Jedem eine Anlezung nach seinem Sinne zuließ.

Sich selbst beschreibt Pädler in einem Briefe an die Gräfin Fabn vom 10. März 1845 als ein hübsches Kind von lebendigstem Geiste und größter Eindrucksfähigkeit, im Wuten wie im Schlummen, mit Anlage zu tiefem, schwärmerischen Gefühl, das sich leicht zur Begeisterung steigerte, von heftiger Sinnlichkeit, dabei herrisch, gewalttham, eitel, und zugleich offen und autmuthig. Als einziger Erbe einer großen, damals fast souverainen Herrschaft, von der viele Tausende abhingen, wurde er allgemein umschmeichelt, ja man suchte ihn zu verführen und zu verderben. Er wurde nun wild und ungezogen, und dadurch den Eltern doppelt unbequem; fünf Jahre alt, wurde er als lästig auf einige Zeit unter Aufsicht eines Hofmeisters aus dem Hause entfernt, und zwei Jahre darauf, sieben Jahre alt, in die herrenhuthische Erziehungsanstalt zu Rhodt gethan, wo er vier Jahre lang bis zum elften Jahre bleiben mußte.

Das Kind, das aus dem Hause entfernt wurde in einem so zarten Alter, wo viele andere Eltern ihre Lebensfreude darin gefunden hätten, es in ihrer Nähe zu behalten, war damals schon ausgezeichnet durch seltene Körperschönheit und einen wunderbar aufgeweckten Verstand, der seine ganze

Umgebung überraschte. Die schlanken Wellenlinien seiner Gestalt, die Anmuth und Kraft seiner Bewegungen, der feilsche Uebermuth der Knabennatur, die braunen üppigen Haare, die sich in natürlichen Locken ringelten, die großen dunkel-blauen Augen voll stets wechselndem Auserud von Munterkeit, Bärtheit und Muthwillen, der schone Mund mit den schneeweißen Perlenzähnen machten ihn zu einer allerliebsten Erscheinung. Und mit diesem Aeußeren verband sich das stürmisch wogende Innere, Geist und Herz, die in der halb erschlossenen Anecho mit heifser Ungeruld nach Befriedigung verlangten.

Und was hätte da wohl weniger angemessen sein können für den armen Hermann, als die trübe, spielerische Atomlosigkeit der Prädertsgemeinde! In der fremden, eingeschränkten Umgebung ohne jede Freiheit fühlte er sich anfanglich sehr unglücklich; noch in späteren Jahren bemerkte er oft, die „herrenbutische Heuchelanstalt“ sei für ihn wie kaltes Wasser auf einen heißen Stein gewesen, wenn auch sein gerader, aufrichtiger Sinn stets der Verstellung unzugänglich blieb. Die ungünstigsten und gefährlichen Einflüsse vereinigten sich in der frommen Anstalt zum Nachtheil der Schüler, in der gewissenlose und verderbte Lehrer die Aufgabe hatten, die ihnen anvertraute Jugend zu erziehen, und diese Aufgabe so schlecht erfüllten.

Nachdem die ersten Schmerzen überwunden waren, ergab sich Hermann, nach Liebe verlangend, mit voller glühender Seele der frommen Richtung, zu der man ihn anleitete. Alles was von Leidenschaft und aufgeregten Gefühlen in ihm war, wandte er dem jugendlichen Christus, dem schönen, liebenden Erlöser zu, den naiven Spielereien jener Sekte in allen ihren Ausartungen folgend, während Jesus' Leidensnächten in Thränen zerfließend, und am Tage der Auferstehung jubelnd und beglückt sein Bild lassend.

Dort in Ulst will auch Pädler gleichzeitig als er den „schönen Feiland“ liebte, sich in seine Cousine, die Gräfin Holthe von Richmondegge, der er dort begegnete, verliebt haben. „Wissen Sie wohl noch,“ schreibt er an dieselbe den 5. September 1830, „car je dois vous l'avoir conté au moins autant de fois que Werther ses amours avec Lotte à son fidèle Fritz, daß ich schon im siebenten Jahre auch in Herrnbut sterblich in Sie verliebte, als wir noch Beide in religiönsähnlichen Entzündungen schwärmten. Sie zerfloßen in Thränen, schön wie eine zerflurichte Fei-
 lere, und ich in Liebe, süßer noch als zu Christus. Als Sie heraußgingen, noch immer weinend, drängte ich mich an Ihr schwarzleidenes Gewand, und, elektrisch getroffen, fühlte ich zum erstenmale, was Wollust sei. — Alles ist mir noch heute so gegenwärtig, als wäre es gestern geschehen, und ich bewundere manchmal, wie ich schon als Kind alt war und als Alter noch Kind geblieben bin. Vous voyez donc, ma chère cousine, que vous et votre taffet- jouent un quand rôle dans ma vie dès mon enfance, et le souvenir m'en a toujours été bien doux, dans quelque époque de la vie qui s'est présentée.“ Vermuthlich wohl hat die nachträgliche Phantasie den meisten Antheil an diesen Empfindungen.

Wenig ist aber dagegen, daß bei den Herrnbutern eine andere Leidenschaft in Pädler zuerst erwachte, die in seinem ganzen späteren Leben eine bedeutende Stelle einnimmt, nämlich die Leidenschaft für Gartenanlagen. Das kleine Gärthen der Anstalt, wo jeder Knabe sein Beet erhielt, war für ihn eine Quelle unablässigen Nachsinnens und Berausens: fortwährend war er darauf bedacht, seinem Beete eine neue Form und ein anderes Ansehen zu geben, und so sehr vertiefte er sich in jene Lieblingsarbeit, daß er einmal aus Unachtsamkeit das Unglück hatte, einen seiner Mitschüler,

der sich eben bückte, mit der Hade so schwer am Kopfe zu verlegen, daß das Blut des Verwundeten auf die Blumen strömte, was Pädler die Wärberei für lange verleitete. Jener Mitschüler, ein junger Graf F., erschieß sich später als vielversprechender Bünzling aus unglücklicher Liebe, und Pädler wollte in jener blutigen Partenszene eine Vorbedeutung dieses traurigen Schicksals erkennen.

Nach vier Jahren, in seinem zwelften Jahre, wurde Hermann von der Herrnshüteranstalt fort auf das Pädagogium zu Halle gelhan. Dort befreundete er sich mit seinem Mitschüler Ernst Houwald, der in der Folge als Dichter bekannt wurde, und mit dem späteren Schriftsteller Contessa.

Aber auch dort machten sich manche widrige Einflüsse geltend. Jugenemuth und Jugenemuthswillen sprudelten wild und ungezähmt in Hermanns Natur. Die Folge seiner mannigfachen Ausschweifungen war, daß das Pädagogium ihn relegirte, und in den Annalen desselben wird als Grund dieser Maßregel angegeben, „weil er nicht zu bändigen gewesen“.

Barnhagen von Ense giebt in einer ungedruckten Aufzeichnung die folgende Aufklärung über den Vorgang, die er aus einer mündlichen Mittheilung Pädler's geschöpft:

„Er war auf dem Pädagogium zu Halle, wurde aber zu 13 Jahren relegirt wegen eines Spottgedichts, das er auf Anderen auf die lockere Lebensart der Kanzlerin Niemeyer verfaßt hatte. Den Onkel des Fürsten von Hardenberg, Grafen von Hardenberg, traf dasselbe Loos. Viele Jahre darauf war Niemeyer beim Staatskanzler in Berlin zur Tafel, jene Beiden setzten sich neben ihn. Nach allerlei Gesprächen, in denen er dem Schwiegersohn wie dem Onkel des Staatskanzlers mit ehrerbietiger Verlässlichkeit sich angenehm zu machen suchte, brachten sie die Rede auf jene Relegirten, und Niemeyer sprach von ihnen als bösen Tugben,

aus denen nichts habe werden können. Wie erschral er aber, als erst der Eine, dann der Andere sich zu erkennen gab. Er verlor beinahe seine Fassung, doch nicht ganz. „Wie sich die Zeiten ändern!“ rief er aus; er hätte sagen können: „die Menschen“, aber das sagte er nicht, sondern nur: „die Zeiten“, und damit gab er Weiden ihre Neckerei zurück! —

Die Kanzlerin Niemeyer war eine kluge, angenehme Frau, doch ihre Mäntelkeit war allgemein bekannt. Contesso, der mit Padler zugleich auf dem Pädagogium und sehr befreundet war, stand besonders in ihrer Gunst und in ihrem Vertrauen; er durfte ihre übrigen Liebesabenteuer wissen, in ihren geschriebenen Bekanntschaften lesen.“

Nach Hermanns Relegation mußte natürlich der Erziehungsplan wieder verändert werden, und man schickte ihn nun in Begleitung eines Hofmeisters, den sein Vater anwählte, ohne auch nur seine persönliche Bekanntschaft zu machen, nach Dessau, wo Hermann die Stadtschule besuchte.

Zweiter Abschnitt.

Nähelezt in das elterliche Haus. Scheidung der Eltern. Wiedervermählung der Mutter. Stille Einsamkeit. Jugendthume und Jugendgedanken. Wladlau's Porzest. Wiedersehen der Mutter. Spiel. Tanz Liebhabertheater. Die Universität zu Petyja. Unerlässliche Resewillache. Dresden über die Familie Pädler. Dresden. Eintritt in das Heer. Bühne Streiche. Abenteuer. Schulden. Abschied als Rittmeister. Abreise.

Wieder in das elterliche Haus zurückgelehrt, fand Hermann auch dort lauter Störungen. Die schon eben erwähnte Scheidung der Eltern fand Statt, in äußerlich gütlicher Uebereinkunft zwar, aber doch die Folge des nehmigen Mißes. Die Gräfin ihrerseits vermählte sich dann an den Königlich bairischen Generalmajor Grafen Karl von Seidenwich, der ihr schon in erster Ehe bereichert den Hof gemacht hatte. Seitdem ist Pädler nie länger als etwa vierzehn Tage mit seiner Mutter wieder zusammengewesen, und auch dies nicht vertraulich allein, noch in gemeinschaftlichen Verhältnissen, sondern ohne Verührungspunkte fast wie ein Fremder. Das darf nicht vergessen werden, wenn man die Beziehung zwischen ihm und seiner Mutter betrachtet.

Er verweilte nun eine kurze unglückliche Zeit allein beim Vater. Auf dem weitläufigen Schlosse, in den unermesslichen Lonneneualtungen, die es umgaben, überließ er sich seinen sinnenden Gedanken. Seine jugendliche Phän-

taile lehnte sich an alle die poetischen Elemente an, die auch
 dieser Landgegend nicht fehlten. Wenn er die Bergwerke
 der Herrschaft besuchte, glaubte er bei dem Dufte des Erzes
 aus den dunkeln Schächten den flammenden Hauch der
 Schmelzen zu vernehmen, und in dem stillen Grün der For-
 sten, durch die der Wind säufelte, horchte er auf das Ge-
 rausche der Dryaden. Er beschäftigte sich mit den roman-
 tischen Schicksalen seiner Ahnen, die in lebensgroßen Bild-
 nissen in den Sälen des Schlosses auf ihn herabblickten,
 ja er ging noch weiter in die graue Vorzeit zurück, wo
 Müslau, ehemals Muzalow, d. h. Männerstadt, genannt,
 zur heidnischen Zeit der Sorben ein berühmter Wallfahrts-
 ort war, wo vier Wölkertempel in Eichenbainen standen,
 und das Gnadenbild der alten Zeit, der Gott der Götter
 Swantewit „das heilige Licht, das heilige Feuer“ verehrt
 wurde. Er sah die Opferstätte auf, von denen man
 einen in der Nähe des jetzigen Hermannsbades deutlich er-
 kennen will, wo die Priester die Tafel verändigten; er
 betrachtete die Urnen, deren auf dem Müslauer Kirchhof
 häufig aufs neue ausgegraben wurden. Es geht die
 Sage, daß nach der Belehrung der Sorben durch Vuerwig
 von Bremen 1060 der Dienst der Götter sich mehrere Jahr-
 hunderte lang in diesen fast undurchdringlichen Wäldern verber-
 gen und geheim fortsetzte. Das Schloß von Müslau wurde
 vom Markgrafen Johann, Siegfried's Sohn, als eine Land-
 oder Grenzbesitz erbaut. Die Stadt Müslau wurde 1241
 in einer furchtbaren Schlacht von den Tartaren ganz ver-
 wüthet, so wie das alte feste Schloß bis auf den Grund
 zerstört; man baute Stadt und Schloß wieder auf, aber
 dann zerstörten letzteres die Russen, und im dreißigjährigen
 Kriege verbrannte Trosenbach die sämtlichen Dörfer um-
 her; Stadt und Schloß wurden von den Arcaten geplün-
 dert, und Wallenstein lag 1633 mehrere Tage mit der

Kaiserlichen Armee in der Herrschaft. Kurz nachher ward der Wald angezündet, der sechs Wochen lang brannte, durch seinen unheimlichen Feuerchein weithin in der Runde alles in Schrecken setzend, und durch Vernachlässigung der Schweden brannte auch das damals neue Schloß ab, welches darauf schöner ausgebaut und ansehnlich vergrößert wurde. Nach die Stadt Muskau brannte mehreremal ab und wurde namentlich im Jahre 1766 ganz in Asche gelegt.

Das ist die Vorgesichte jenes Ortes, den Kaiser später mit genialer Hand zu einem Sitz des vorzüglichsten Friedens, zu einem Juwel der Landschafts- und Gartenkunst voll Duft und Bluthenschimmer herrlich umgestaltete.

In der umfangreichen Bibliothek des Schlosses suchte Hermann die alten Chroniken auf, die ihm über jene Vergangenheit Auskunft gaben, aber in solcher Lieblingsbeschäftigung hinderte ihn der unvernünftige Vater, der trotz aller Willen nicht leiden wollte, daß er die Bücher daselbst benutze. Ueberhaupt verstand er die Natur seines Sohnes nicht entfernt, der sich nach Neuem, nach Außerordentlichem suchte, und vor Vangerweise aus Mangel an passender Thätigkeit fast umkommen wollte.

Er war fünfzehn Jahre alt, als er nach langer Trennung seine Mutter als Gräfin von Sehdewitz wieder sah, die eben dreißig, noch in der vollen Blüthe jugendlichen Liebreizes stand, und höchstens wie zwanzig ausah. Er zeigte ein so leidenschaftlich zärtliches Wohlgefallen an der jungen schönen Mutter, daß sein Stiefvater darüber in die heftigste Eifersucht gerieth. Die muntere Gräfin, die über alles im Leben lachte, fand das eine so erdßlich wie das andere, und überzgte noch lange in ihren Briefen an den Sohn sowohl über seine Verliebttheit, als über die Eifersucht des Vaters.

Da Hermann nirgends für sein Herz eine Antehnung

land, so wurden die zurückgedrängten Gefühle in ihm zur scharfen Ironie, zum zerlegenden Wit. Schon in den Briefen, die er zu jener Zeit an seinen ehemaligen Lehrer Wärenroth schrieb — man wechselte seine Hauslehrer häufig, und einer war schlechter und unfähiger als der andere — finden sich satirische Anklagen, und eine treffende Probaschätzungsgabe, die seinen Zuhren weit voranzülte, neben einer natürlichen, kindlichen Unbefangenheit.

Was das Muslauer Schloßleben ihm von Gefelligkeit zeigte, war gerade genug, um die Verchristlichtheit der Sitten jenes Kreises zu bezeichnen, und den Glauben an das Gute in ihm zu schwächen, wenn nicht ganz zu erschüttern. Er stieg sich über diesen Kreis, indem er ihn verspottete, wo bei er auch oft seine Nächsten nicht verschonte, die ihm freilich reichlich Anlaß zum Tadel boten. Eine schmerzliche Unterleut, die aus seinen ursprünglich edeln Anlagen hervorging, bemächtigte sich früh dieses jugendlichen Gemüthes. Er suchte nach Zerstreuung, um die schwarzen Gedanken zu bannen. Wie jung schon die Leidenschaft des Spieles ihn ergriffen haben muß, geht daraus hervor, daß er fünfzehn-jährig Wärenroth die Versicherung giebt, er sei kein so be-
 eiferteter Spieler mehr wie früher, er spiele fast gar nicht mehr, er habe so viel ge spielt, daß es ihm zuwider geworden sei. Dagegen spielte er mit Vergnügen Clavier, zeichne, lese lateinisch *Virgil's Metamorphosen* und nehme Stunden in der Mathematik. Auch einige Vergnügungen boten sich dar. Ein gewandter Tänzer, erschien er auf einer *Redoute* zu *Muslau* als *Mohr* verkleidet, wo er in dem phantastischen Kostüm viel bewundert wurde. Ebenso erwart er sich Vorbeeren auf dem *Viehhabers-Theater* des Schloßes, wo sogar sein Vater, der selbst mit spielte, und der Prediger *Wredemus*, der ihn eben konfirmirt und ihm das Abendmahl ertheilt hatte, ihn um die Wette lobten, und behaupteten,

der berühmte Weltausch, den sie in Berlin dieselben Rollen hatten geben sehen, habe es nicht besser gemacht, sondern gerade ebenso. Die Stücke, in welchen er diese Erfolge errang, waren der junge Baron Reintbal, in der „Komodie aus dem Siegreich“ von Jäger, August, in der „Braut im Schleier“ und Herr von Schmalbruch junior, im „neuen Jahrhundert“ von Kockur. „Sie fragen mich“, schreibt er an Wärenroth, „nach dem Schauspiel, und vermuthen, daß ich einen solchen Herrn gemacht habe, mit einer Vorznette u. s. w., aber keines von beiden, denn beides ist nicht mehr Mode, im Gegentheil sind die jetzigen Elegants mehr grob als höflich, und eher bitter als süß.“

In einem späteren Briefe vom 16. Juli 1801 schreibt er an Wärenroth: „Wenn Sie mich jetzt sähen, ich zweifle, daß Sie mich erkennen würden, ich bin sehr gewachsen, nicht mager, aber auch nicht dick. Mein Gesicht ist zwar weiß, aber männlicher, und ein satyrischer Zug hat sich hineingelegt. Bei diesem Brief aber habe ich mich in Acht genommen, nicht zu satyrisch zu sein, er möchte Ihnen sonst wieder in zu bittere Lauge getaucht zu sein scheinen. Indessen kann man sich wirklich der Satyre nicht so ganz enthalten wie man will, denn die ganze Welt ist ja wirklich jetzt eine wahre Satyre, und die Menschen geben gar zu viel Stoff dazu.“

Eine Veränderung seines Lebens wurde dadurch bewirkt, daß er 1801 die Universität Leipzig bezog, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Immer unter Fremden, ohne Rath, ohne Anhalt, ohne günstige Leitung ist es nicht zu verwundern, daß er sich manchen jugendlichen Verirrungen überließ, spielte, Schulden machte u. s. w., wodurch er den heftigsten Zorn seines Vaters erregte. Doch wenn er sich auch zu manchem Verirrung fortreißen ließ, so beurtheilte er doch sich und Andere mit einer Reife des Nachdenkens,

die benunterwürdig genannt werden darf, und es scheint, daß seine große geistige Ueberlegenheit nicht minder als seine Fehler seinem Vater unbequem waren. Das anschaulichste Bild seiner ersten Jugendjahre, seiner Tage und seiner Verhältnisse giebt Pädler selbst in einem Briefe an seinen Vater aus Leipzig, den wir hier einschalten:

„Wenn es wahr ist,“ schreibt er, „was man so allgemein behauptet, daß die frühere Erziehung des Menschen den Ausschlag für all sein künftiges Thun und Lassen giebt, so ist es wohl natürlich, daß sie das richtigste Augenmerk sowohl des Erziehers als auch vorzüglich des zu Erziehenden sein muß, und nur, wenn beide zusammen daran arbeiten, kann sie gelingen und gute Früchte bringen. Verstehst dich, daß hier nicht von der Erziehung eines Kindes die Rede ist, das noch gar keinen Begriff von dem haben kann, was ihm zuträglich oder schädlich sei, sondern von der Leitung des Jünglings, an dem noch immer ge bessert werden kann, was am Kinde verderben wurde.“

Du wirst es mir also verzeihen, lieber Vater, daß ich auch einmal in Hinsicht auf eine Sache, die mich doch immer am nächsten angeht, eine Bitte an Dich thue, die nicht mein Vergnügen, sondern bloß mein Bestes zur Absicht hat. Vorher aber erlaube mir einen kleinen Rückblick auf meine bisherige Erziehung zu werfen, wo mir, und vielleicht mit Recht, nie erlaubt wurde, einen Vorstoß zu thun.

In den frühesten Jahren meiner Kindheit, und kaum aus dunkler Erinnerung vordringend, finde ich mich in den Händen theils roher, theils dummer Bedienten, die mich ziemlich nach Gefallen behandelten, und unter der Oberaufsicht einer Mutter, die, ohne selbst zu wissen warum, mich bald schlug, bald lockte, und oft mit mir spielte wie ein Kind mit seiner Puppe. Du, lieber Vater, warst ja jener Zeit zu sehr mit Sorgen, Kummer und Geschäften

überhäuft, um ein aufmerksames Auge auf ein Kind zu haben, daß Du bei seiner Mutter gut aufgehoben glaubtest. Danach sorgtest Du für einen Hofmeister, und warst glücklich in seiner Wahl. Gewiß, hätte ich den braven Tamm behalten können. Vieles wäre jetzt anders; der gute Mann hatte aber den Fehler, zu sagen, was er dachte; Damen wollen lieber geschmeichelt sein, meine Mutter konnte sich nicht mit ihm vertragen, und er — ging. Die häufigen Reisen meiner Mutter hinderten sie, meine Erziehung selbst zu übernehmen, ich wurde daher auf's neue einem Manne übergeben, der unter der Maske des Edelmuthigen die niederträchtigsten Gesinnungen verbarg, und zugleich in's Geheim meine bisher ihrem Gemahl wenigstens noch treu gebliebene Mutter zu verführen suchte. Der Antrag meiner Erziehung mußte ihm um so lieber sein, da er dadurch Gelegenheit bekam, seinem Zwecke immer näher zu rücken. Er behandelte mich wider seine besseren Einsichten, ganz nach den sich oft widersprechenden Wünschen meiner Mutter, und führte ihre verrücktesten Gedanken an mir aus. So erreichte ich mein siebentes Jahr, begabt mit allen Fehlern, die aus einer solchen oft widersinnigen Behandlung entstehen mußten. Meine Mutter, der ich zum Spielwerk zu groß wurde, und die meine Erziehung überhaupt zu ernüthern anfing, drang nun darauf, daß ich aus dem väterlichen Hause wegz sollte, obgleich ich noch nicht acht Jahre alt war; Du gabst endlich nach, und ich kam nach Upps. Daß gerade dieser Ort für ein Kind meines Temperaments, und das überdies einer ziemlich unbeschränkten Freiheit gewohnt war, am Wenigsten paßte, erkannten Mehrere, schwiegen aber weislich, um nicht die Frau Gräfin, die mich nun einmal absolut fort haben wollte, mit sich unzufrieden zu machen. Von hier kam ich im zwölften Jahre nach Halle. Der Contrast dieser beiden Anstalten ist zu

groß, als daß ich mich sogleich in diese ganz verschiedene Lebensart hätte finden können: viele widerwärtige Umstände kamen noch dazu, und ich kam auch von hier weg. Du überliebest dem Doctor Memmer gänzlich die Wahl eines Hofmeisters für mich, und schicktest mich mit diesem, ohne ihn zu kennen, nach Dessau, wo ich die allgemeine Stadtschule besuchte. Dies, lieber Vater, war nun wohl etwas gewagt, mich mit einem Dir ganz unbekannten Menschen an einen Ort gehen zu lassen, wo zu meiner Bildung nichts nützer als eine öffentliche Stadtschule vorhanden war, und meine Gesellschaft nicht gewählt war. Du warst aber gerade damals in einer der unangenehmsten Lagen, indem auf der einen Seite Deine ökonomischen Umstände immer noch schwankend und nicht so befestigt waren, wie sie es jetzt sind, auf der anderen Dein Herz durch die unglaublichen Verwirrungen Deiner noch immer geliebten Gemahlin zerrissen, und es war unmöglich, daß Du bei diesen Umständen und die so häufig dadurch verursachten Verdrießlichkeiten auch zugleich Deine Aufmerksamkeit auf mich richten konntest, der ich ohnehin abwesend war.

Nach Verlauf eines Jahres, wo die Angelegenheit mit meiner Mutter endlich so ziemlich zu Ende war, liebest Du mich nach Hause kommen, das Beste und Nützlichste was gethan werden konnte: denn hier im väterlichen Hause war es, wo ich nach und nach anfing, das zu verbessern, was bisher verdorben worden war, und obgleich Du mich hier mehr nach Deinen jetzmaligen Veranken als nach einem vorbestimmten Plane behandeltest, so ging es doch besser als es bisher mit Anstalten und Schulen und Hofmeistern gegangen war. Von Bönenroth und Nigmann sage ich weiter nichts, Du kennst sie ja sattfam. Nun noch ein Wort über meine Beziehung der Unversität. Ich kann mich hier nicht enthalten, eine Bemerkung zu machen, die

sich sogar jedem Andern, der mich hier leben sah, ausdrang, und die man sogar oft gegen mich selbst geäußert hat. Wie kam es, daß Du, bester Vater, dessen bester, aufrichtigster Wunsch von jeher mein Bestes war, der keine Kosten an meiner Erziehung gespart hatte, dessen edles Herz und richtigen Verstand ich oft bewunderte, der sich noch neuerlich so freigebig als großmüthig gegen mich bewies, wie kam es, sage ich, daß der in einer für mich so wichtigen Sache so gleichgültig sich bewiesen hat? Wie kam es, daß Du bei der Wahl eines Mannes, der meinen Eintritt in die Welt und alle die Betrügereien und Verführungen derselben, die mir bissher doch nur aus Romanen bekannt waren, leiten sollte, nicht erst vorher einen gründlich kennen zu lernen suchtest, um ihm ein so wichtiges Geschäft zu übertragen, sondern gleich den ersten Besten, der Dir durch die dritte, vierte Hand empfohlen wurde, annahmst, ohne Dich auch nur im Geringsten bei Andern nach ihm zu erkundigen, denn sonst würde Dir Jedermann hier in Verpözz haben sagen können, daß gerade dieser Freischmer den allgemeinen Ruf eines lüderlichen und läppischen Menschen habe, so wie der Professor den eines Hansnarren der ganzen Stadt. Es sind nur wenige junge Leute hier, die einen Gesellschafter als Hofmeister haben, die wenigen aber sind geprüfte und bewährt befundene Männer, denen es auch zugleich nicht an äufferer Bildung fehlt, wie zum Beispiel der Hauptmann Müdiger bei den Prinzen Schönburg, der in jeder Hinsicht ein sehr liebenswürdiger Mann ist. Ohne unbillig zu sein, bester Vater, mußt Du selbst gestehen, daß diese Betrachtungen meine begangenen Fehler sehr verringern, und um so eher wirst Du mir verzeihen, daß ich nur die Freiheit genommen habe, sie Dir mitzutheilen. Du siehst zugleich daraus, daß ich Dir nicht schmeichle, um meine Bitte erfüllt zu sehen, sondern bloß

von Dir Gerechtigkeit verlange. Jetzt sind die Umstände anders; ich habe Gelegenheit gehabt, in kurzer Zeit viel, zum Theil schmerzliche Erfahrungen zu machen, und ich kann nur jetzt bei meinem guten Willen recht gut allein fortgehen, ohne wieder in Gefahr zu kommen, meiner Gesundheit und meinembeutel so wie bisher zu schaden, und Da kannst nun sicher einer freieren Zukunft entgegensehen“.

Erfüllt von dem Streben nach größerer Ausbildung, als ihm der Aufenthalt in Leipzig gewähren konnte, sehnte Hermann sich fort, auf Reisen. Er wollte andere Länder, andere Verhältnisse kennen lernen, der mystische Zauber, der hinter den Bergen liegt, zog ihn unwiderstehlich an. In diesem Sinne schrieb er wieder an seinen Vater:

„Du hastest, ehe ich nach Leipzig ging, die sehr gute, doch schwer auszuführende Idee, mich nach Lausanne zu schicken: Du fühltest sehr wohl, daß seine Lebensart und eine genaue Kenntniß der französischen Sprache bei einer Karriere wie die meinige unumgänglich nothwendig und nicht früh genug zu erlangen ist. Sprache und eine angenehme Tournaure sind aber beides Dinge, die man vingt ans passés mit vieler Mühe, und nie vollkommen sich zu eignen macht. Beides besitze ich bis jetzt nur noch in sehr geringem Grade, und obgleich ich täglich und stündlich mich daran zu vervollkommen suche, so ist dies doch hier nicht möglich. Ich bin jetzt noch nicht achtzehn Jahre, fast noch zu jung zur Universität (wo zu Erlernung trockener aber nützlicher Kenntnisse schon etwas mehr Beständigkeit erforderlich wird, als man gewöhnlich im achtzehnten Jahre hat), fast zu alt, um den leichten, gefälligen Taft, die Konversation, angenehme Bekanntschaft des Körpers und eine gewisse unumgänglich nothwendige Dreistigkeit in Gesellschaft (wie ich, obgleich es zuweilen so schien, wahrlich nicht besitze), mit einem Wort, den guten Ton im ganzen Umfang

des Wortes sich zu eigen zu machen. Ein Jahr ist es nun, daß ich in Leipzig bin; ich habe wenig gelernt, Sprachen ausgenommen, und viel Geld verthan. Der Grund davon ist ein unaussprechliches Schwanken meines Charakters, das Unbestimmtheit in meinen Handlungen hervorbringt; dies Schwanken aber kommt davon her, daß ich fühle, nicht das zu sein, was ich zu sein wünschte. Um es zu werden, ahme ich fast unwillkürlich Jedem nach, der ein Mann von Welt zu sein scheint, und es ist natürlich, daß ich über dieses Bestreben oft in Thorheiten ver falle, und andere Sachen darüber vernachlässige, ohne je zur Gewißheit zu kommen. Alle Tage finde ich mir in Vergleichung mit Anderen tausend Kleinigkeiten feiner Lebensart fehlen, deren Mangel mich in Verzweiflung bringen möchte, und die ich von mir selbst nicht lernen kann. Der hauptsächlichste unter allen ist die Unwissenheit in der französischen Sprache. Hundert gute Einfälle muß ich oft verschweigen, weil ich nicht im Stande bin, sie in dieser Sprache vorzutragen. Das giebt mir natürlich eine große Schächternheit, die ich oft umsonst zu verbergen suche, was mich aber auf ganze Tage und länger verstimmt. Daß ich das nicht Jedem sage, und im Gegentheil sehr zufrieden mit mir scheine, um Andere dahin zu bewegen, es auch zu sein, ist kein Beweis, daß ich es bin, und ich lasse diesen Schimmer auch bei Dir fallen, denn Du bist mein Vater und bester Freund, dem ich mich gern, sollte es auch meiner Eigenliebe wehe thun, ganz zeige, wie ich bin. Es wäre über diese Materie noch viel zu sagen, aber ich fühle, daß ich nicht im Stande bin, meine Gedanken ganz so auszudrücken, als ich wohl wünschte; ich sage Dir besser nur das, was ich mir daraus abstrahiren kann, und was gewiß so wahr ist, als daß die Sonne am Himmel steht. Ich werde nie im Stande sein, mich den ernsthaften Wissenschaften mit

Bestigkeit und so zu widmen, wie man es thun muß, um darin zu reussiren, ohne vorher von mir überzeugt zu sein, den Ton der guten Gesellschaft völlig in meiner Gewalt zu haben. Es kann dies bei hundert Anderen der Fall nicht sein, ich fühle es aber deutlich, und bin zugleich überzeugt, daß man mit dieser Eigenschaft eher durch die Welt kommt, als mit aller Gelehrsamkeit, und ohne dieselbe überall anstößt, besonders ein Gesandter!! dem aber auch Kenntnisse nicht fehlen dürfen. Dann werde ich auch von Seiten gern alle Gesellschaft meiden, wenn ich nur nicht mehr nöthig habe, sie überall aufzusuchen, um in ihr zu lernen, und dennoch immer mehr unzufrieden mit mir selbst zurückzufahren. Alle Ambition, die ich jetzt anwende, ein angenehmes Aeußere zu erlangen, werde ich dann dahin richten, mir auch nützliche Kenntnisse zu sammeln.

Schicke mich also ein Jahr nach Frankreich zu meinem Onkel; das ist meine Bitte, und Du kannst wirklich kaum etwas gegen die Richtigkeit meiner Gründe einwenden; Du kennst den Grafen als einen Mann, wie er sein muß, unter seiner Aufsicht werde ich gewiß besser aufgehoben sein, als unter der, die ich bisher gehabt habe; auch in ökonomischer und politischer Hinsicht fahre ich dort weit besser. Der Aufenthalt bei meinem Onkel auf dem Lande kann unmöglich sehr kostspielig sein, und für meinen Fleiß in der Erlernung der französischen Sprache bürgt Dir die Nothwendigkeit, weil ich sonst gar nicht fortkommen würde. Vielleicht kann mich der Onkel bei meinem Aufenthalt lieb gewinnen, und von wie wichtigen Folgen kann das für uns sein, besonders bei den jetzigen Umständen, wo meine Mutter und sehr starke Striche durch die Rechnung machen könnte. Und wie groß ist der Nutzen, der meiner eigenen Person unter der Leitung eines Mannes zufließen muß, der die Welt gesehen hat, und dessen Erfahrungen ich mir zu eigen

machen kann. Es ist kaum ein Jahr nöthig, um unter allen diesen glücklichen Auspizien nicht alle diese und noch andere dazu gehörigen Kenntnisse zu erlangen. Wenn ich dann nun zurückkomme, bin ich neanzehn Jahre, doch wahrlich kein zu hohes Alter, um auf die Universität zu gehen. Ich lerne dann mit unermüdblichem Fleiß noch einige Jahre, lasse mich examiniren, und kann dann sogleich, wo ich die erworbenen Kenntnisse noch im frischen Andenken habe, in einem Cabinet arbeiten (was jetzt ohne Kenntniß der französischen Sprache unmöglich ist, da die meisten Akten in dieser Sprache abgefaßt werden), und dann entweder reisen, oder mich auch gleich anstellen lassen, weil, wenn ich jetzt ein Jahr in Frankreich bleibe, das Reisen ziemlich unnöthig wird. Daß übrigens nichts hier in meinen Studien unterbrochen werden kann, brauche ich nicht erst zu sagen. Selbst der Magister Demuth hat mir oft gesagt, daß ich das verfllossene Jahr ansehen müßte, als wenn ich gar nicht da gewesen wäre, und meine Studien ganz von vorn anfangen.

Bedenke, lieber Vater, daß diese Bitte an Dich nicht die Wirkung einer pflýlichen Laune, oder überhaupt eine Sache zu meinem Vergnügen ist, sondern eine Sache, die meine ganze künftige Carrière genau angeht. Diese wird dadurch beschleunigt, indem das Reisen nicht mehr so nöthig wird; ich selbst habe viel Nutzen davon, was gar nicht abzustreiten ist, kann mit mir selber zurechtender werden; Dir kostet es auf keinen Fall mehr, wo nicht weniger, denn ich sehe nicht ein, wie ich in Frankreich, wo alles noch einmal so wohlfeil wie hier ist, auf dem Lande bei meinem Onkel 3000 Francs verthun will, und die Folgen können, wenn ich dem Onkel gefalle, für die ganze Familie sehr vortheilhaft sein.

Wenn Du Deine Erlaubniß giebst, der Onkel wird

nich gewiß gern aufnehmen, und wird sich eher über diesen Beweis Deines Vertrauens freuen. Zum Ende bemerkte ich noch, daß diese Bitte nicht der Einfall des Augenblicks ist, sondern daß ich diese Idee schon lange hegte, sie jetzt aber erst mitzutheilen wage, da ich von der Gewogenheit des Onkels gegen mich überzeugt bin. Das Glück Deines Sohnes ist Dir zu theuer, als daß Du nicht wenigstens über diesen Vorschlag nachdenken wirst, und reiflich überlegen, ob die Gründe dafür oder dagegen wichtiger sind. Du hast mich so oft Reuten anvertraut, die Du nicht kanntest, ich glaube, Du kannst es eher mit einem probiren, von dem Du selbst immer mit Achtung gesprochen hast, und der noch überdies mein Auerwandter ist. Du hast mir so oft versichert, daß Dir mein Wohl, das Deiner Kinder mehr als alles am Herzen läge. Du wirst also eine Sache, die dies außerordentlich befördern kann, Deiner Aufmerksamkeit würdigen".

Herrmanns Bitten wurden jedoch nicht erfüllt. Die ersehnte Reise ward ihm vom Vater abgeßlagen.

Interessant ist aus jener Zeit eine die Pückler'sche Familie betreffende Stelle, die sich im Tagebuch von Christian Bredschus vom Jahre 1863, Sohn des Superintendenten Bredschus in Danzig, Bruder des Superintendenten Karl Friedrich Bredschus befindet. Sie lautet: „Der regierende Graf — sein Sohn ist im Bate abwesend — und seine drei Töchter von circa fünfzehn Jahren wurden von unseren Damen auf dem Schloß besucht. Dieser Graf, welcher die einzige Tochter des Grafen Callenberg, des eigentlichen Stammherrn der Herrschaft Muskau, geerbt hat, ist von seiner Gemahlin, der schönsten ihres Geschlechts, geschieden, hat aber gewußt die Herrschaft zuvor an sich zu bringen, und giebt ihr eine jährliche Apanage von 6000 Thälern. Sie hat dazugen einen Graf Seyden-
wig, einen Obersten in bairischen Diensten, doch einen

Sachsen von Geburt, geheirathet, mit dem sie eben so wenig glücklich lebt. Der junge Graf Pückler, als einziger Sohn, ist in Leipzig auf der Universität, wo er keinen Ruhm hat und bei einem ruinirten Körper dem Tode nahe sein soll. Wahrscheinlich werden die üblen Verhältnisse der beiderseitigen Eltern dereinst zu harten Prozessen Anlaß geben, in welcher Rücksicht der gegenwärtig regierende Graf sehr ökonomisch und dahin bedacht sein soll, die einfließenden baaren Gelder in auswärtigen Bauten zu begeben. Die Herrschaft enthält gegen 9 Quadratmeilen, hat ihr eigenes Hofgericht, Hölle und dergleichen Regalia mehr; der jährliche Ertrag der Herrschaft ist in den letzten Jahren circa 73,000 gewesen, könnte aber bei einer regelmäßigen Wirtschaft weit höher gebracht werden“.

Glücklicherweise irrte sich Prescius, als er dem „jungen Pückler“ einen baldigen Tod prophezeite, da er bis in sein 86. Jahr hinein lebte!

Da Pückler seinen Lieblingswünschen nicht folgen durfte, so trat er nun in Dresden als Lieutenant bei den Gardes du Corps ein. Hier zeichnete er sich vor allem in ritterlichen Übungen aus, die kühnsten Wagnisse waren ihm die liebsten, jede Gefahr lockte ihn, und seine außerordentliche Geschicklichkeit überwand diese meist siegreich. Als vortrefflicher und unerschrockener Reiter besonders erregte er in seinem Kreise Aufsehen und Verwunderung. Manche romantische Abenteuer, seine Vorliebe für alles Besondere und Auffallende, seine wirkliche Originalität, seine Schönheit, Liebenswürdigkeit und kindliche Gutmüthigkeit, erweckten die Sympathie wie die Neugierde, wo er erschien. Es wird erzählt, daß er an einem Sonntage, wo die große Elbbrücke und die Brühl'sche Terrasse mit Spaziergängern gefüllt waren, auf einem schönen Pferde, selbst in jugendlicher Schönheit leuchtend, stattlich und led daher gesprenzt kam, und zum großen

Schreien der staunenden Menge plötzlich über das Ueländer in die Elbe sprang, und unten unverletzt angelangt, ruhig durch die stürmende Fluth dem Ufer zuschwamm.

Als Schütze hatte Hermann kaum seines Weichen; von seiner Fertigkeit im Pistolenschießen wurden Wunder erzählt.

Auch als Schauspieler versuchte er sich während seines Dresdener Aufenthaltes, seiner mündlichen Mittheilung zufolge, die von Paul Wefensfeld in der „Wartenlaube“ beschrieben wird. Es heißt darin: „Einen anderen Scherz erzählte er kürzt selbst: „Als ich in Dresden diente, hatte ich eine Menge heiterer Kameraden. Dresden ist sehr schön, und bot damals schon genug Amüsement; wie es aber in der Jugend kommt, daß man zu allerlei pikanteren Dingen aufgelegt zu sein pflegt, so ging es auch uns. Man hatten wir Kenntniß davon erhalten, daß eine etwas heruntergekommene Schauspielertruppe auf einem Dorfe ein paar Wochen ab gastirte. Wir ritten also eines Tages hinküber. Da fanden wir denn ein so drolliges Völkchen beisammen, dem es zwar nicht an gutem Willen, desto mehr aber an Obelo und ausreichenden Kräften gebrach, daß wir mit dem Director einen förmlichen Pakt schlossen, hin und wieder an gewissen Tagen und zur Aufführung gewisser drastischer Stücke wiederzukommen, und auf der Bühne thätig mitzuwirken hätten. Das geschah auch einigemal. Ich vergeisse diese Stunden in meinem Leben nicht, wie wir Inognito dort Schauerdramen aufgeführt haben, und dann nach einem mit den gesammten Theatersängern eingenommenen Mahle des Nachts im besten Frohsinn nach Dresden zurückgeritten sind.“

In selbstsünnigem Uebermuth verschwendete Hermann die Summen, die er von Hause erhielt, ohne Maß und ohne Ueberlegung, und als diese nicht mehr ausreichten, machte er Schulden auf Schulden, worin ihn seine gewissenlosen

Rameraden bestärkten, die ihm beständig vorredeten, sein Vater sei der reichste Mann in Sachsen, und es sei unantwortlich, daß er dem Sohne nicht reichlichere Mittel gewähre. Der arme junge Graf gerieth hierauf natürlich in die schlechtesten Hände. Die nichtswürdigsten Wucherer mißbrauchten seine jugendliche Harmlosigkeit. Es waren abgeseimte Subjekte unter diesen, die würdig gewesen wären, in den Lustspielen von Molière und Goldoni eine Glanzrolle zu spielen. Obenan unter ihnen verdient der Uhrmacher Müller genannt zu werden; um von diesem 100 Louisd'or baares Geld zu bekommen, mußte Pückler einen elenden alten Wagen und dreißig silberne Uhren in den Kauf nehmen, und dafür einen Wechsel von 3000 Thalern unterschreiben. Ohne irgend solche unnütze Verlagen war fast keine Anleihe möglich: solche bestanden gewöhnlich in unbrauchbaren Pferden, schadhaften Wagen, einem unvollständigen Porcellanservice, Hunden u. s. w., die zu einem zehnmal höheren Werthe berechnet wurden, als beim Wiederverkauf zu erlangen war. Zwei jämmerliche abgemagerte Windhunde, deren ganzer Lebensberuf darin bestand, bei solchen Anlässen von einer Hand in die andere zu gehen, mußte Pückler auch einmal zu hohem Werthe annehmen. Ein Leihbibliothekar verlangte für 163 Thaler 'Leihgeld'. Die unverkämtesten Forderungen bestärkten den jungen Grafen.

Der alte Pückler wollte außer sich gerathen, als bei Schwarm dieser Gläubiger endlich bei ihm seine Ansprüche anbrachte. Er klagte jämmerlich, wo er hinreise, müsse er sich unter einem fremden Namen verbergen, um nicht von den wüthenden Creditoren des Sohnes angefallen zu werden, und er dürfe nicht einmal wagen seine Töchter, wie sonst wohl, zum Besuche nach Dresden zu geleiten, ohne sich dem bittersten Verdruß und den übelsten Wirrigkeiten auszusetzen.

Hermann Lamerieux ist anderseits nicht minder von diesen Verlegenheiten, und hatte den Tadel und die Vorwürfe des Vaters noch dazu. Und auch die Bewunderung, die er in seinem Kreise erregte, reichte nicht lange aus, um ihn Befriedigung mit seiner Lage zu gewähren. Er wurde des Treibens bald müde, und sein unruhiger Sinn, sein stets nach Höherem strebender Geist, verlangten nach neuen und gesteigerten Anregungen. Die ewige Plage der mahnenden Gläubiger, und noch mehr der ihm unerträglich kleinen Augen der damaligen sächsischen Stadtofficiere, trieben ihn Dresden vollends zuwider. Er suchte seinen Abschied nach, und erhielt ihn mit dem Grade eines Rittmeisters. Ueberzugleich verließ er nun Dresden den 15. September 1804, und rief wie Diogenes, als er aus Smyrne vertrieben nach Athen ging, seinen theuren Vorgesetzten zu: „Ihr relegirt mich in die weite Welt, und ich relegire Euch in Eure Häuser!“

Jünger ließ er sich nun nicht zurückhalten, und mit unerwartetem Eigenwillen faßte er den Entschluß, um jeden Preis weit fortzugehen, eine große Reise anzutreten.

Dritter Abschnitt.

Drohende Enterbung. Vorwürfe der Mutter. Scharle Antwort darauf. Reise nach Wien. Dem jungen Grafen wird eine Hofmeisterstelle angetragen. Vorwürfe des Vaters. Der Sekretäre Wolff Widersacher. Weiber, Schulden!

Hermanns Vater ging unterdessen ernsthaft mit dem Gedanken um, seinen Sohn für einen Verschwender erklären zu lassen, und ihm die Herrschaft Muskau gar nicht, oder doch nur mit solchen Einschränkungen zu geben, daß er auch nach dem Tode seines Vaters nicht frei darüber verfügen könne; am besten, meinte er, wäre es, wenn Graf Hermann sich nicht in einigen Jahren ganz ändern sollte, die Erbfolge an dessen älteste Schwester Clementine übergehen zu lassen. Diese Pläne verhandelte der Graf gemeinschaftlich mit seiner geschiedenen Gemahlin, und es fehlte wenig, daß sie zur Ausführung kamen, wie der folgende Brief des Grafen Ludwig Erdmann Pädler an den Oberamtshauptmann* beweist, in welchem der Verstand des Sohnes der schärfsten Beurtheilung unterzogen wird.

„Wir wünschten“, schreibt er, „zu den Reces noch eine Akte hinzuzufügen, worinnen wir beide erklären, daß es unser Wille sei, unserem Sohn Hermann, wenn er fort fährt, ein Verschwender zu sein, wie er es bis jetzt gewesen, die Herrschaft Muskau nicht zu geben, oder doch wenigstens mit der Einschränkung, daß er nicht frei darüber disponiren

kann, sondern daß solche nach meinem Tode von einem aus dem Amte dazu zu Ernennenden oder von mir Ernannten bewirthschaftet, und ihm nur der Ueberschuß der Revenüen gegeben würde, und so, daß er seine Schulden auf die Herrschaft machen kann, denn bekäme er jetzt die Herrschaft zu seiner Disposition, so wäre er in Jahr und Tag, und noch eher, damit fertig, beizuders, da die Herrschaft Maslala weit eher als eine andere Veshung ruinirt werden kann. Holz ist die Seele derselben, dieses ist aber, wenn man es recht wohlfeil weggeben will, leicht zu verkaufen. Bei den jetzigen Gesinnungen meines Sohnes wäre es gewiß, daß, wenn ein Rade mit 1000 Louisd'or käme, er ihm den ganzen Wald zur freien Disposition überließe, und wäre dieser ruinirt, so wäre auch die Herrschaft auf immer verloren, die Fabriken gingen ein, viele tausend Menschen, die ohne den dabei vorkommenden Verdienst weder leben noch ihre Abgaben entrichten können, gingen zu Grunde, und so stürzte ein mit so vieler Mühe und Kummer erbautes Gebäude wieder zusammen.

Es wäre doch traurig, wenn es Eltern nicht freistünde, da ihr Sohn noch unmündig ist, ihn, wenn er es so sehr, als hier der Fall ist, verdient, das, was man ihm in der Verinung, er würde ein vernünftiger Mensch werden, zugesacht hat, wieder zu nehmen, oder doch wenigstens einzuschränken, daß er es nicht muthwillig vertbun kann. Denn nicht allein nähmen wir den Kummer mit in die Erde, daß unser sauer erworbenes Vermögen unter die Juden verthan würde, sondern die Creditoren, die ihr Geld und anvertraut haben, wo es sich auch so sicher als in Abrahams Schooß befindet — Werten durch einen plötzlichen Todesfall in Gefahr kommen, denn leider muß ich es sagen, mein Sohn erlaubt sich alles, um Geld zu bekommen, er hat nicht allein schöne Güter, die wir gehören, sondern

auch einige, die mir nicht gehören, verpfändet: aus der Willage ist zu ersehen, daß er zur Verbesserung seines im Kottbuser Kreise gelegenen Rittergute Paasow 500 Rthlr. aufgenommen hat. Diese Obligation ist in Dresden gerichtlich relegnooszirt, und das Gut gehört größtentheils einem Herrn von Schöneck, und ein Theil davon meinem Vater.

Als ich neulich nach Dresden fuhr, nahm ich von Dresden einen Vohnkutscher, ich saß mich für einen Herrn von Panowitz aus dem Kottbussischen aus, da erzählte mir der Kerl, daß er auch auf einem Gut Riechbusch im Kottbussischen 1000 Rthlr. sieben hätte, es gehöre einem Garde du Corps Lieutenant Graf Pädler. So sind alle meine Güter verpfändet. Er sagte zwar, das hätte nichts zu sazen, dergleichen Obligationen wären 8 bis 10,000 Rthlr. ausgestellt worden, (er wußte es nicht gewiß), er hatte schon einem Kerle, ich glaube einem Gastwirth oder Weinhandler gegeben, der hatte versprochen, ihm Geld darauf zu schaffen, aber er habe nichts erhalten — Wechsel von 300 Rthlr. Mehrere Promis's sind auch in Umlauf. Die, sagte er, hatte er verspielt, nachher aber wieder gewonnen, und verpfänden zurückzufordern — er hat mir selbst gestanden, daß, wenn man Leute seiner Art nur zum Spiele ließe, so wäre es so gut, als schenkte man es ihnen, denn er wäre ja nicht mündig, und dennoch hat er, wie aus beiliegendem Wechsel zu ersehen ist — auf seine Ehre versichert, daß er mündig sei — bei diesen Gefinnungen soll ich ihm unbedingt mein sauer erworbenes Vermögen überlassen, seine Mutter, die aus gutem Herzen die Herrschaft zu Gunsten ihrer Kinder abgetreten hat, soll verlieren, wenn ich eher als sie sterbe, ihre Einkünfte zu verlieren, und auf ihre alten Tage Noth zu leiden, meine Töchter können gleichfalls ihr aus der Herrschaft zu erhaltendes Vermögen ver-

luten, und das alles bedwegen, weil wir es einem Sohn zugedacht haben, von dem wir nicht voraussehen konnten, daß er halb Narrisch werden würde: ich dachte, das müßte doch recht, da er noch nicht mündig ist, wenn wir beide vereint darum bitten, geändert werden können.

Am besten wäre es, daß festgesetzt würde, wenn er sich binnen sechs bis acht Jahren nicht ganz änderte, die Herrschaft an meine Älteste Tochter, — die, wenn er sterben sollte, ohnedem die Erbfolge hat — fielen, oder wenn er solche bekommen muß, mit der oben angeführten Einschränkung. Wenn sich mein Sohn durch seine Ausübung der Herrschaft verlustig machen sollte, und meine Älteste Tochter solche bekäme, mag sie ihm jährlich, so lange er lebt, 4000 Thlr. geben. Lieber wäre es mir aber doch, wenn die Herrschaft beim Namen Pückler bleiben könnte, und ein Administrator gesetzt wurde, der solche verwaltete, und Herrmann über nichts als über die Nebenken disponiren könnte.

Auf alle Fälle aber wollen wir nicht, daß der Kommissionsrath Hempel, der sich mit Hesse auch bereingemischt hat, dabei was zu thun haben soll, dieser muß gänzlich ausgeschlossen sein, das ist unser beiderseitiger Wille.

Und nun ersuchen wir Sie, theurer Freund unseres Hauses, mit Zustimmung des Herrn Amtsekretairs Vernauer, ersten Freundschaft ich mich auch schmeichle, etwas aufzuheben, welches wir beide unterschreiben, und im Amte übergeben wollen, wodurch allen Uebeln vorgebeugt wird, und wir ruhig leben und sterben können.

Mit dieser Sache mag freilich geeilt werden, weil mein Sohn schon den 30. October dieses Jahres mündig wird.

E. Graf Pückler."

Aus diesem Briefe erhellt man, daß Graf Pückler keine Abnung hatte von dem, was noch einst aus seinem Sohne werden würde, und daß dieser, anstatt „den ganzen Wald

für 1000 Venier' er einem Juden zur freien Disposition zu überliefern," wie der Vater sich aristokratisch ausdrückte, den Wald liebevoll pflegen, und mit seinem Künstlergenie die ganze Herrschaft zu nie vorher gekannter Herrlichkeit und Schönheit erheben würde.

Während solche Gewitter über dem Haupte unseres armen Felden schwebten, machte ihm seine Mutter auch noch Vorwürfe, daß er den sächsischen Militärdienst verlassen, und nun ohne Amt und Stellung in der weiten Welt umherschweifen wolle. Von allen seinen Nichten als ein ungerathener Sohn behandelt, mit Tadel und Anklagen überhäuft, fühlte er sich um so mehr gekränkt und verletzt, da das Bewußtsein seiner geistigen Kräfte und Begabung ihn die Bluth der Schmähungen, die er erlitt, als das größte Unrecht empfinden ließ. Deutlich spricht sich diese Stimmung in dem folgenden Briefe an seine Mutter aus, der ohne Datum ist, aber in jene Zeit fallen muß.

„Gnädigste Mutter!

Obgleich meine gnädige Mutter mich für einen Pflücker in allen Dingen hält, so ist mir doch gerade Verstand noch genug geblieben, um durch ein solches Lob nicht eitel zu werden — übrigens muß ich der Wahrheit zu Ehren versichern, daß mein Dasein weder schrecklich noch untätig ist, schrecklich sind mir aber langweilige Sentenzen, und untätig möchte ich sein, wenn ich sie beantworten muß; dann bin ich auch zu beklagen, aber nicht deswegen, weil ich weiter nichts als Titular-Mittmeister bin, ich sehe gar nicht ein, warum ich etwas mehr zu sein nöthig hätte, als Graf Pöckler und ein ehrlicher Mann; nur die Leute, die in sich selbst gar nichts sind, glauben, daß Glück und Ehre bloß an fremden äußeren Titeln oder Aemtern hängt, der Weise erfüllt seine Pflicht als Mensch, und dankt Gott, wenn er nicht noch die Pflichten eines Amtes auf sich zu

laren nöthig hat; er beschelbet sich gern des eiteln Wunsches, dem Menschengeschlecht nagen zu wollen, weil er die Schwäche seines Wesens kennt, das die Folgen seiner Handlung, auch der besten, in seiner Gewalt hat; eine höhere Macht regiert die Weltgeschickale, und wir sollen und nur selbst zu regieren suchen; gelingt uns das, so haben wir mehr gethan als Tausende, die sich für wichtig halten, und nur lächerlich sind. Braucht jemand zu seiner Zufriedenheit ein Amt, so bewerbe er sich darum, lebt aber einer zufrieden ohne dasselbe, so lasse man ihn in Ruhe, jeder muß am besten wissen, was ihm frommt, muß ja geht deswegen kein Mann von Weist, wer aber glaubt, daß man ein Amt haben müsse, um beschäftigt zu sein, der muß geglaubt haben, ohne vorher gedacht zu haben.

Kann ich im Stande sein, der Frau von Vobenhause nützlich zu werden, so thue ich es gewiß, ich erinnere mich ihrer noch mit vielem Vergnügen, und bedaure sehr ihre unglückliche Lage; den Bedürftigen zu helfen, halte ich übrigens immer für mein Amt.

Ich habe mit der vollkommensten Hochachtung die Ehre zu sein

meiner gnädigsten Mutter

unterthängster Sohn

S. Graf von Budler, Titular-Rätemeister.

Bei den meisten Menschen zeigen sich die Grundlinien des Charakters und ihre Eigenart schon sehr früh. Auch in diesem Jünglingsbrieфе befindet sich schon ganz die auffuge Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit, durch die sich Budler später auszeichnete.

Ueber so viele Mürigkeiten hatten ihm jedoch Jugendfrische und Jugendmuth glücklich hinweg. Voll brennender Reiselust, voll ungetulzigem Trange, die Welt kennen zu

lernen, Neues zu sehen, nahm er zuerst seinen Flug nach Wien, wo er mit Glanz auftrat, und in der vornehmen Gesellschaft als eine ausgezeichnete Erscheinung Aufsehen erregte. Doch fehlte es ihm immer und immer an Geld, da der Vater ihm bedeutende Abzüge machte, um die ungeduldstigsten unter den mahnenden Gläubigern zu bezahlen.

Da wurde ihm ein gar seltsamer Antrag gemacht: Sollte man es glauben: ihm, dem Grafen Hermann, wurde eine Hofmeisterstelle angeboten! Ihm, der sein Leben so leichtsinnig, mit so rücksichtslosem Uebermuth begonnen, und bisher durchaus nicht die Eigenschaften gezeigt hatte, die man von einem weisen Mentor zu erwarten pflegt. Und nicht etwa von einem Fremden, der ihn wenig oder gar nicht kannte, kam ihm dieser Vorschlag, nein — von seiner eigenen, sorglosen Mutter, die ihm allen Ernstes anbot, der Hofmeister seines Stiefbruders, ihres Sohnes Max aus ihrer Ehe mit Graf von Sevdewitz zu werden, nicht nur dem Titel nach, sondern in Wahrheit, wofür sie ihn kostenfrei bei sich aufnehmen wollte!

Er antwortete ihr darauf aus Wien den 6. Januar 1807 wie folgt:

„Ma chère et digne Mère!

J'ai reçu votre aimable lettre du 23; comment vous peindre tous les sensations diverses que j'ai éprouvé en la lisant, plaisir, repentir, admiration, amour, ont tour à tour agités mon coeur palpitant. j'ai versé les larmes les plus douces, elles étaient consacrées à la meilleure, à la plus aimable des femmes. Dieu! quel avenir seduisant daignez vous me faire entrevoir — je serai toujours avec celle que je chéris beaucoup plus que moi-même, je profiterai de ses leçons, de son exemple, je jouirais continuellement de son commerce agréable et je

deviendrai moi-même tous les jours meilleur en l'instant — quel serait l'être assez misérable pour ne pas tréssaillir de joie à une pareille perspective. Oh ! ma mère, si vous n'avez fait que vous jouer de moi, que Dieu vous le pardonne, vous aurez ajoutée aux malheurs d'un fils qui, croyez-le moi, est bien plus malheureux que coupable, et qui malgré tous ses défauts est encore digne de votre affection.

Vous m'observez que vous ne dépendez pas de vous-même, quelle est la dépendance qui pourrait vous empêcher de demander votre fils auprès de vous ? Au reste, cela pourrait facilement s'arranger comme par hasard, et il vaudrait même mieux sous tous les rapports que ça se fît ainsi ; vous n'avez, ma chère mère, qu'à m'indiquer le jour où vous arriverez à Strasbourg (ou quel autre endroit que vous choisirez), je vous y joindrai, et nous aurons tout le temps nécessaire pour former un plan solide pour l'avenir — peut-être que je pourrais encore vous être bon à quelque chose, une voix secrète me dit que vous ne vous repentirez pas de m'avoir choisi pour votre chevalier. Quand à mon petit frère, je suis assez vain de croire que je ne lui serai pas un si mauvais gouverneur que vous le pensez ; j'ai fait de tristes expériences, j'ai été jeté de bonne heure dans le monde, et je pourrai lui donner de bons conseils, ayant, quoique jeune, lu de vieux livres.

Si ma proposition vous plaît, mandez-le moi au plutôt, mais surtout n'en faites rien transpirer avant le temps, j'ai des ennemis très-habiles, qui ont constamment les yeux attachés sur moi, et qui savent tourner toutes mes actions en mal, mon père avec plus d'esprit que tous ces coquins-là, n'en est pas

moins leur dupe, étant lui-même de trop bonne foi pour soupçonner les autres, et avec une singulière méfiance de ses propres lumières, trop ami du repos pour approfondir des cabales, dont la découverte ne manquerait pas de le mettre dans une situation pénible; vous concevez que je dois user des plus grandes précautions pour faire tête à l'orage qui me menace, et qui est prêt à fondre sur moi; je n'ai même que fort peu d'espérance de lui échapper, cependant je ne veux pas par une étourderie moi-même accélérer ma perte; au reste, tout ira comme il voudra, il me restera toujours la force de quitter la terre, si elle ne m'offre plus rien de désirable — vous! qui en faites un des principaux ornements, daignez me secourir de vos conseils, et laissez-moi toujours trouver dans votre amour maternel une consolation contre les revers de la fortune.

J'attends avec crainte et impatience votre réponse, elle doit me rendre le plus heureux ou le plus malheureux des hommes. Salut et amitié à Max; le petit présent que je lui ai destiné, la poste de lettre n'ayant pas voulu le recevoir, arrivera avec la diligence. Je suis avec l'attachement et le respect le plus sincère, ma chère mère,

vosre très-obéissant serviteur et fils

Hermann Pückler.-

Wrajtes, ains, ja jartlich! Aber doch mehr nur in der äußeren Form, als aus der Hülle des Herzens! Auch ließ Pückler viel zu viel Takt, um nicht das Bedenkliche und Unpassende dieses Vorschlages zu fühlen, und die falsche Stellung, in die er dadurch seinem Vater gegenüber auf der einen, und nicht minder auf der anderen Seite seiner Mutter selbst, seinem Stiefvater und auch seinem Stief-

brüder gegenüber getreten wäre. Vielleicht zweifelte er auch an dem ernststen Willen seiner launenhaften, unzuverlässigen Mutter.

Nachdem bei Hermann der erste Zorn verzaucht war, daß sein Vater ihn mit liebloser Strenge als ungerathenen Sohn behandelte, gewannen doch bald wieder Gutmüthigkeit und lindlicher Sinn bei ihm die Oberhand, und er schrieb herzlich an seinen Vater, und schickte ihm noch dazu eine Tabakdose; dieser aber wollte den Ton der Verurtheile und Klagen so bald nicht aufgeben, und schrieb ihm wie folgt; aus Muelau, den 14. Februar 1807:

„Lieber Hermann!

Ich danke Dir zwar recht sehr für die schöne Dose. Allein ich hätte lieber gewünscht, daß Du das Geld behalten hättest. Du wirst es brauchen, und ich bin an schlechte Sachen gewöhnt, meine Akthegroschendose thut mir die nämlichen Dienste, indessen erkenne ich Deine gute Absicht keineswegs, und danke Dir nochmals dafür. — Der Mann, der Dir gesagt hat, die Ober-Lausitz zahle keine Kontributionen, ist schlecht unterrichtet gewesen, wir müssen 80,000 Rthlr. geben, auf den Görlitzer Kreis kommen 180,000 Rthlr. und von diesem Kreis macht die Herrschaft Muelau ein Drittel aus. Du kannst also denken, wie ich daran bin; mein bisheriges sauer erworbenes Vermögen ist dahin, und ich bin ärmer als ich war, da ich die Herrschaft übernahm. Dazu kommen nun noch die Folgen Deiner Aus-schweifungen (ich will Dir keine Vorwürfe machen, denn es ist leider nicht mehr zu ändern), aber sagen muß ich es doch, denn diese Ausschweifungen fallen jetzt mit Centnerlast auf mich Unschuldigen. Ich erhalte die größten Briefe von Deinen Schuldnern, die mir sagen und vorwerfen, ich gäbe Dir eine große Pension, und nähme daher Theil an Deinen Betrügereien u. s. w.

Gempel, der überall Komplimente gemacht und versichert hat, alles zu arrangiren, wird heruntergerissen wie ein Bettelstrolch, und darf sich eben so wenig wie ich mehr sehen lassen. Die Noth ist groß, die Leute sind daher ganz desperat, ich fürchte noch eine Inhibition zu bekommen, Dir nichts mehr zu schicken. Nun fangen auch die Kirchen'schen Obligationen an, in Umlauf zu kommen. Vor acht Tagen schrieb ein Advokat an mich, und bat mich, ihm 1000 Rthlr., die Du zur Verbesserung Deines Mittergutes Reichthum aufgenommen hättest, zu bezahlen, sonst müsse er bei der Regierung zu Ruzrin einsommen, damit das Gut in Sequestration genommen würde: unglücklicherweise kommt dieser Brief meinem Vater in die Hände, Du kannst denken, wie böse er darüber ist. Und ich, der gegenwärtig ist, muß das Dad ausbaden. Täglich fürchte ich mich, daß ein ähnlicher Antrag wegen der Verbesserung, die Du in Paasew gemacht hast, ankommen wird; da wird ein Mordspektakel entstehen. Denn der größte Theil dieses Guts gehört dem Herrn von Schöning, welcher halb närrisch ist, und keine Raisen annimmt, also Gott weiß was vornehmen wird. Gempel, der alles auf die leichteste Achsel nimmt, wird nun selbst Angst dabei. Denn die Dokumente über die Güter sind alle in bester Form Rechtens ausgestellt, und auf gültige Testamente kann ein Jeder Geld geben. Denn was hilft's, wenn man auch sagte, der p. L. Graf Pädler ist toll gewesen, als er sie ausgestellt, und der Rixten ist ein Spigbube, so antworten sie: der Rath zu Dresden, der die Dokumente recognoscirte, hat davon nichts gemerkt, und ist Rixten ein Spigbube, so haltet euch an ihn, wir müssen aber unser Geld haben u. s. w. und gesetzt auch, wir könnten durch Advokatenkünste die Sache abmachen, so ist doch der Name Pädler gebrandmarkt. Gempel ist wie ein Arzt, der dem Patienten seine wahre Krank-

beit verhehlt, und nur immer verspricht, seine Wunderrp. en würden ihn gewiß gesund machen, so lange die alle Güte verlieren, und der Patient lebt ist. Alle diese schönen Sachen sind man schon weitläufig geworden, und da man glaubt, daß Du nach meinem Tode die Herrschaft Muslau schließlich haben mußt, so ist der Kredit, ohne welchen Muslau nicht bestehen kann — dahin' Aufschlängelt werden Kapitalen genug, aber borgen thut niemand nicht mehr auf die Herrschaft, und wie kann man es auch jemandem zumuthen. Denn sie denken ein Mensch, der fremde Väter dem ersten besten Schurken verschreibt, wie wird der es erst mit seinen machen u. s. w. Daß Du Dich nun beiserst, das glaubt niemand, und ehe sie sich davon überzeugen, ist alles verloren. Ich bin in der schrecklichsten Lage. Um mich zu retten, dürfte ich Dich nur für einen Verleumdender erklären lassen, wozu überflüssiger Stoff vorhanden ist. Auch hat man mir dazu gerathen. Allein, wenn nur noch ein Haalen Hoffnung, auf eine andere Art herauszukommen, vorhanden ist, — werde ich es nicht thun, denn Du bist mein Kind, und ich liebe Dich herzlich, wie meine anderen Kinder, bin auch überzeugt, daß Du es bezeugst, mich in dieses Elend versetzt zu haben. Es wäre auch nicht so weit gekommen, wenn mich nicht der schreckliche Krieg um alle Ressourcen gebracht hätte. Etwas mag aber gethan werden, um den Kredit wieder herzustellen. Ich habe meinen alten Freund, den Steuerschretair Schubert, der mir jetzt schon aus mancher Verlegenheit geholfen hat, zu Rathe gezogen, er hat mir versprochen, darauf zu denken, und dann mit Dir zu korrespondiren. Gott weiß, ich habe nur für meine Kinder gelebt und gearbeitet: wenn aber der Kredit der Herrschaft nicht wieder hergestellt und dadurch Deine Schulden getilgt und behandelt werden, kann ich nicht mehr wissen. Wo ich hinreise, muß ich unter

fremdem Namen reisen, sonst riskire ich überall von Deinen wüthenden Mißbürgern angefallen zu werden. Einem Mann, der so wenig als ich dergleichen verdient hat, ist so etwas doppelt empfindlich. Lebwohl!

Dein treuer Vater Bäckler.

Schicke mir nur Deine Adresse, daß Dich die Briefe sicher finden, weil ich mit verschiedenen Personen sprechen und Dir den Erfolg melden will.“

Hestig und ausbrausend, wie Hermann war, mag er nun auch seinerseits scharf geantwortet haben, und das Verhältniß wurde dadurch keineswegs besser. Freundliche Stütze und Anhalt fand er dagegen bei dem Sekretair seines Vaters, Wolff, einem schlichten, einfachen Manne, durch viele Jahre pflichttreuen Dienstes bewährt, und dem jungen Grafen herzlich und aufrichtig zugethan. Wolff scheint in der That der einzige in diesem ganzen Kreise gewesen zu sein, der da, wo die Andern nur Oberheit, Leichtsinns, Gewissenlosigkeit und was noch sonst alles sehen wollten, ein edles liebenswürdiges Gemüth, einen nach Höherem strebenden Sinn und ein ausgezeichnetes Naturell erkannte. So ließ denn auch Wolff keine Gelegenheit unbenutzt, bei dem alten Grafen Fürsprache für den Sohn zu thun, und nach besten Kräften für ihn zu wirken. Bäckler seinerseits bewies ihm dafür die zärtlichste Dankbarkeit, die seinem Charakter eigen war, denn man darf wohl behaupten, daß er in seinem langen Leben in seinen unzähligen Menschenbeziehungen nie eine ihm erwiesene Güte und anhängliche Wermuth unentgeltlich gelassen.

Wenn er von niemand sonst aus Mueslau Nachricht erhielt, so schrieb ihm doch stets getreulich der alte Wolff, und gab ihm Nachricht von allem, was er zu wissen verlangte. Hermann, von dem eine Reihe Briefe an seinen väterlichen Freund aufbewahrt sind, zeigt sich darin voll

natürlicher Offenheit und jugendlicher Wärme. Er schrieb ihm den 11. Juli 1807 aus Wien:

„Mein lieber, guter Wolff!“

So viele bestürmende Gefühle haben mich bei Lesung Ihres Briefes ergriffen, daß ich kaum weiß, womit ich meine Antwort anfangen soll. Wie konnte ich so lange es vernachlässigen, die Freundschaft des braven Mannes zu suchen, der vielleicht der Einzige in meiner Vaterstadt ist, der mit aufrichtiger Anhänglichkeit meiner gedenkt? Ja, lieber Wolff, alter Freund meines zu früh verstorbenen Großvaters, seien Sie auch der meinige, von nun an lege ich mein Wohl in Ihre Hände; vertreten Sie mich bei meinem Vater, an dessen Liebe ich noch nicht ganz zweifle, da er Sie gewählt hat, mir den Verlust derselben anzulandigen. Gott weiß es, mir ist es unerklärbar, was meinen Vater zu solchen Maßregeln hat bewegen können, meine Ausföhrung in Wien ist von der Art gewesen, daß ich mir eher hätte Vermehrung als den Verlust seiner Zuneigung davon erwarten können; ohne die geringste neue Schuld zu kontrahiren, habe ich vielmehr von den erhaltenen 5000 Rthlrn. alte Wechsel von ohngefähr 500 und etlichen 20 Ventosdor eingekauft, um meinem Vater dadurch eine Freude zu machen. Der einzige Grund seines Zorns liegt in einem übereilten Prieße, den ich ihm neulich in einer der unangenehmsten Stimmungen meines Lebens schrieb, und dessen ich mich leider gar nicht mehr erinnere. Freilich müssen zu harte Auserücke mir in demselben entflohen sein, da er meinen Vater so aufgebracht hat, aber er sollte mich doch besser kennen, er sollte wissen, wie wenig böse eine Sache gemeint ist, die ich im Augenblick der Leidenschaft sage, und wie wenig sie oft mit meiner wirklichen Denkungsart übereinstimmt. Ich bin, Gott ist mein Zeuge, wohl unglücklich und bitter gestimmt, aber wahrlich

nicht böse! Keinem Menschen will ich übel, und treffe doch nur überall auf Leute, die mich verkennen und meinen unüberlegten aufbrausenden Veichtinn für Charakterverderbtheit halten. Sie können denken, lieber Wolff, wie schrecklich mir das jetzt obwaltende Verhältniß mit meinem Vater sehn muß, die gänzliche Entziehung aller Unterstützung wäre mir weniger schmerzhaft gewesen — nie hätte ich geglaubt, daß ein Vater seinem Sohn so leicht entsagen könne, und in welcher Periode? Gerade da, wo er sich zu bessern, seine gemachten Fehler wieder gut zu machen anfängt, aus dem einzigen Grunde eines übereilten Briefes, der wohl Strafe, aber doch keine ewige Trennung verdient.

Können Sie, guter Wolff, des Vaters Herz mir wieder zuwenden, so seien Sie überzeugt, daß Sie mir nie einen größeren Dienst erweisen könnten, daß ich bis an den Tod mich nennen würde Ihren dankbarsten und treuesten Freund
 Hermann Bildler.

Ein andermal, lieber Wolff, von Geschäften — in meiner jetzigen Stimmung ist es mir unmöglich. Antworten Sie mir bald, und leben Sie wohl mit Ihrer ganzen liebenswürdigen Familie, der ich mich empfehle, so wie dem Hofrath Röde und seinem Sohne.

Zeit jenem unglücklichen Brief, der mir meines Vaters Haß zugezogen hat, habe ich sechs andere geschrieben, in welchen zwei neuerlich eingelöste Wechsel beigelegt waren, auf die ich alle keine Antwort erhalten habe. Erkundigen Sie sich doch, lieber Wolff, ob mein Vater sie wirklich alle erhalten hat? Beiliegenden Brief an ihn bitte ich ja selbst zu übergeben. Was die Ressource-Weinrechnung betrifft, so bitten Sie meinen Vater, sie mir beim nächsten Quartal abzugiehen, für die Bezahlung des Kochs, der noch etwas warten kann, will ich bis dahin zu sorgen suchen, denn wenn mir auf einmal alle beiden Schulden

abgezogen werden, so bleibt mir selbst ja gar nichts zu leben."

Wolff war Pücker's Vertrauter bei seinen ewigen Geldverlegenheiten und anderen Verwicklungen, an denen es in seiner Jugend nicht fehlte, auf die der Moethe'sche Vers.

„Widersteh, Weiber, Schulden,

Ab' kein Ratter wust sie tes!"

als passendes Motto seine volle Anwendung fand.

Die letzteren ließen ihm auch in Wien keine Ruhe, und er schrieb, er müsse bald von dort abreisen, da er wegen Klagen seiner Gläubiger nicht sicher sei. Er bereue aufrichtig, versicherte er, diese Schulden in seiner jugendlichen Unerfahrenheit gemacht zu haben; doch sei er nun radikal von diesem Fehler geheilt, denn wie ein französisches Sprichwort sage: je später der Wein ausbraust, je besser. Er macht die besten Versprechungen, und meint, wenn sein Vater ihm in's Herz sehen könnte, er würde nicht mehr so argwöhnisch gegen ihn sein.

Vierter Abschnitt.

Vorliegender Zweikampf. Abreise von Wien München Ungeduldiges Abwarten. Veranlassung der Forderung. Graf Colloredo Ein neuer Lebensplan. Der Vater dringt auf Mühseligkeit, und klagt entsetzlich. Neue Vorschläge des Sohnes.

Eines Tages — es war im Herbst 1807 — verlegte Hermann den alten Wolff in nicht geringen Schrecken durch einen Brief, in welchem er damit begann, daß er seinen Schwestern drei Pfund Chocolade schicke, und dann kaltblütig hinzusetzte, er reise in einer Stunde von Wien ab, nach der bairischen Gränze, um sich auf Pistolen zu schießen. Sein Vater dürfe aber davon nichts wissen, denn laufe das Duell gut ab, so sei es unnöthig gewesen, ihn in Angst zu setzen, und werde er todt geschossen, so erfahre man es ohnehin. Nur Geld sollte Wolff ihm so rasch wie möglich schicken — dieser besorgte immer die Geldsendungen des alten Grafen an seinen Sohn — damit er nicht vielleicht etwa in Baiern verwundet ohne Mittel liegen bleiben müsse. Uebrigens versicherte er ihn zu seiner Beruhigung, daß man diesmal mit Gewalt Handel mit ihm gesucht habe, und daß ein so ernstes Zweikampf nicht zu vermeiden sei, ohne die Ehre zu verlegen.

Hermann verließ Wien den 15. September 1807, gerade an demselben Datum, an welchem er drei Jahre zuvor von Dresden abreiste. In München angekommen, wartete er

voll Ungeduld auf eine Entscheidung, die sich jedoch verzögerte.

„Hocher Wollst,“ schrieb er aus München den 14. Oct. 1807, „Ihr Brief freut mich sehr, denn ich glaubte schon, Sie wären krank oder mein Vater wäre wieder böse auf mich, und hätte Ihnen gar verboten, an mich zu schreiben; wenn mein Vater wüßte, wie so sehr viel Gewicht ihr mich seine Stimmung hat, und wie schmerzlich es mir ist, in einem so wenig häuslichen, kindlichen Verhältniß mit ihm zu stehen, er würde mich wohl liebe- und vertrauensvoller behandeln.“

Mein Duell ist noch immer nicht sicher bestimmt, wird es aber, hoffe ich, in diesen Tagen werden. Zu Ihrer Verabzigung kann ich Ihnen auf Ehre versichern, daß ich diesmal ganz unschuldig dazu gekommen bin, und meine Ehre schlechterdings es unumgänglich macht. Der Antheil, den Sie an mir nehmen, läßt mich sehr, und ich bitte Sie, meinen aufrichtigen Dank dafür gütig aufnehmen.

Noch um Eines muß ich Sie bitten, lieber Freund, lassen Sie in Ihren Briefen die Titulaturen weg, nennen Sie mich, wenn einmal ein Duell sein muß, lieber Graf, und nichts mehr; ich werde es als einen Beweis Ihrer Freundschaft ansehen, wenn Sie mein Gesuch erfüllen, denn ich habe die Ceremonien, wo sie unnöthig sind, und mache in jedem Verhältnisse gern der Etiquette ein X für ein U.

Meinem guten Freund und Lehrer, dem würdigen General Rade, empfehlen Sie mich aufs angelegentlichste, und behalten Sie in gutem Andenken

Ihren erlauchten Freund Pödlar.“

Nach vier Wochen vergeblichen Wartens steigerte sich Hermanns Unmuth. „Ich kann Ihnen versichern,“ schrieb er an Wollst aus München den 15. November 1807, „daß ich meines Lebens so überdrüssig zu werden anfanze, daß ich den segnen will, der mir auf eine gute Art davon hilft:

ich habe nichts mehr wie Verdruß und Aerger, und auch Mangel — denn die fatale Affaire, die sich immer noch in die Länge zieht, hat mir schon so viel Pin- und Perreissen und Kosten verursacht, die mich (da ich von Hrn. v. Goeb die baar vorgeschossenen 500 Thaler nicht bekomme) jetzt schon so ziemlich auf's Trockne gebracht haben.“

Den Anlaß zum Duell lassen wir Hermann mit seinen eigenen Worten berichten, wie er ihn Wolff später mittheilt, mit dem Auftrag, ihn auch seinem Vater bekannt zu machen.

„Bei einem Duell vor mehreren Monaten in Wien,“ schreibt er aus München den 30. Dez. 1807, „besanderte meinen Gegner der Graf von Colloredo, Sohn des Reichslanzlers Fürst Colloredo, ein roher, sehr rüder, aber sehr reicher junger Mensch. Durch sein und meines Sekundanten Zureden wurde unser Streit friedlich beigelegt, und da mein Gegner Geschäfte halber sogleich Wien verlassen mußte, so bat er mich, ihm wo möglich zu folgen. Es war damals gerade um die Zeit meines Quartals, und da ich kein Hinderniß sah, überdies selbst gern Wien verlassen wollte, versprach ich es ihm; unglücklicherweise kam mein Geld zwei Monat später an, als ich es erwartet hatte, und ich konnte mein Versprechen nicht halten. Einige Zeit darauf begegnete ich dem Grafen Colloredo an einem öffentlichen Ort: er faßt ohne die geringste Veranlassung Streit mit mir an, vergißt sich so weit, mich öffentlich zu schimpfen, und endigt damit, zu sagen, ich sei ein Schurke, der sein Wort gebrochen habe, binnen 24 Stunden Wien zu verlassen, wie ich ihm mein Ehrenwort gegeben hätte. Ich gestehe, daß eine so infame Lüge und ähnliche Beschimpfungen vor vielen Zeugen mich so erschütterte, daß ich fast die Besinnung verlor; allein, ohne nur einen Stoß bei mir zu haben, gegen ihn mit zwei Freunden eine Prügelei anzufangen, war unmöglich; ich antwortete also bloß mit ähnlichen Benennungen, und

gina fort. Den anderen Tag ließ ich ihn durch den Prinzen von Hessen-Homburg um Satisfaction ersuchen. Er antwortete diesem, er könne sie mir nicht geben, bevor ich nicht mich mit dem alten Gegner geschlagen habe, der ihm überdies geschrieben, daß, obgleich er sich mit mir veröhnt habe, er doch unseren Streit noch nicht als ausgemacht ansähe; Ueberdies wiederholte er, was er schon gestern vorgebracht hatte und machte eine niederträchtige Erzählung von meinem über alle Verurtheile seinen Betragen auf dem Platz, und wie ich beinahe zufällig meinen Gegner um Vergebung gebeten hätte, nur um vom Duell loszukommen. Alles dieses suchte er noch denselben Tag durch seine Freunde in ganz Wien auszubreiten.

Es blieb mir nun nichts übrig, als ihn zu prägen; ich suchte ihn einige Tage vergebens, bis ich hörte, er reiste ab; ganz allein warf ich mich auf ein Miethspferd (denn kein Wiener hätte gewagt, mich gegen einen Grafen Colloredo, der vornehmsten Familie in Wien, zu begleiten), ritt ihm nach, und holte ihn in der Wiener Vorstadt Mariahilf noch ein, wo er mit zwei Freunden in seinem Wagen sehr schnell davonfuhr. Ich ritt heran, rief ihm zu, ob er vielleicht abreise, ohne mir Genugthuung geben zu wollen, und da er dies mit höhnischer Miene bejahte, hieb ich ihn mit der Reitpeitsche aus Kräften über den Buckel. Er ließ halten, schimpfte und fluchte nebst seinen Freunden (wovon einer der sächsischen Graf von Voehen war, der in österreichischen Diensten und eine Kreatur des Grafen Colloredo ist, der ihm oft Geld und zu essen giebt), da er mir aber nichts anhaben konnte, fuhr er fort. Ich mußte nun abreißen, theils der Folgen wegen, theils um den Prinzen K., meinen alten Gegner, aufzusuchen, um mit ihm meine alte Sache auszumachen, die er, wie der Graf Colloredo behauptet hatte, als nicht beendet ansähe, i. d. hörte, er sei in Stuttgart.

Nachdem ich meinen Kammerdiener verabschiedet hatte, reiste ich (auf meine Ehre!) mit der ordinären Post ganz allein mit 80 Tulasen, die mir der Sekretair verschloß, denn ich hatte nichts, bis Braunau, von wo ich äußerst ermüdet Extrapost nahm, und meinen Weg nach Stuttgart fortsetzte. Einige Stationen vor dieser Stadt begegnete mir ein bairischer Offizier, der nach seiner Garnison Augsburg zurückreiste, von dem ich höre, daß der Prinz K. dort und von Stuttgart zurück ist. Ich lebte also wieder mit ihm um, und erhielt in Augsburg vom Prinzen, der von allen Lügen des Grafen Colloredo nichts wußte, eine schriftliche Erklärung, die dem Grafen das Dementi gab, jedoch wurde sie so gestellt, daß der Prinz den Grafen Colloredo nicht namentlich angriff, weil er ihm 4000 Merks schuldig, und in Zucht ist, daß aus Mache der Graf Colloredo an seinen Vater schreiben möchte, mit dem er ohnehin schon in seinem guten Vernehmen steht. Nun ging ich nach München, mit nun noch weniger Tulasen; zum Glück kannte die Wirthin im Adler meine Mutter, und gab mir Kredit. Da ich nicht wußte, daß meine Reisen ihrem Ende so nahe waren, so nahm ich wieder den Bedienten an, ließ mich bei Hof vorstellen, und in alle Gesellschaft einführen, und bestellte nach der Erklärung des Prinzen K., die ich nach Wien geschickt hatte, würde der Graf Colloredo mir bald Ort und Zeit unseres Duells bestimmen. Aber seit beinahe vier Monaten, die ich hier zubringe, habe ich nichts von ihm erfahren können, bis ich vorgestern den infamen Brief voll Schimpfwörter und Verheerungen, es möchte gehen wie es wolle, er schlage sich nicht mit mir, erhielt. Ich lasse daher jetzt die ganze Geschichte zu Rechtfertigung meiner Ehre, und Widerlegung aller der Verläumdungen, die über mich durch den Grafen Colloredo und Konforten in Wien ausgebreitet worden sind, in die Frankfurter Zeitung setzen, wovon ich

Ihnen einige Exemplare zusenden werde, aus welcher Sie die ganze Sache weitläufig lesen können. Sie werden einsehen, daß ich jetzt unumgänglich abwarten muß, was der Graf Solferedo auf meine Erklärung in den Zeitungen antworten wird, worauf ich wieder (jedoch dann zum letztenmal) antworten muß, wenn er darauf beharrt, sich nicht zu schlagen. Aus obiger Erzählung wird es sowohl Ihnen als meinem Vater, dem ich den ganzen Brief mitzutheilen bitte, einleuchten, daß ich an dieser Geschichte völlig unschuldig bin, und daß ich der elendeste, feigste Sklave sein müßte, wenn ich ruhig dabei geblieben wäre, und daß meine Ehre und Namen unumgänglich fordert, daß ich sie so öffentlich als möglich mache, und bis an's Ende verfolge, es mag daraus werden was wolle; meine Erklärung in den Zeitungen wird allerdings das äußerste Aufsehen machen, sie ist aber sowohl nach meinem als nach dem Urtheil Aller nothwendig."

Unterdessen reiste in Püdtler's Phantasie ein abenteuerlicher Man. Er war es müde, seinen Lebensunterhalt von dem stets klagenden Vater zu erhalten, der diesem schon viel zu viel dankte, und mit dem der vornehme, elegante Charakter doch nicht einmal auszukommen wußte. Unter 4000 Thaler jährlich, behauptete Hermann, könne er seinem Stande angemessen in der Fremde muth leben; nun aber wollte er versuchen, unter fremdem Namen sich in der Welt einige Jahre durchzubringen, wozu ihm ein sehr geringer Zuschuß seines Vaters genügen sollte; 1200 Thaler jährlich, meint er, würden hinlänglich sein, und dieses Dasein wolle er fortsetzen, bis seine Schulden getilgt wären. Obnehin sei es ganz unnöthig, daß er zum Arrangement seiner Schulden nach Rudlau zurücklehre, da sein Vater allein die geldgierigen Wucherer weit besser abfinden könne, als wenn er selbst gegenwärtig sei. Nach könne man nicht wissen,

meint er, welches Glück sich ihm unverhofft in der Welt darböte; „der Gedanke, vielleicht einmal unvermuthet meine eigene Lage verbessern zu können,“ schreibt er an Wolff, „macht mich heiterer, als ich wahrlich seit langer Zeit gewesen bin, denn ich gestehe es Ihnen aufrichtig, bis jetzt bin ich wahrlich, ungeachtet des äußeren Scheins, meines Lebens noch wenig froh geworden, und habe oft den Tagelöhner um seinen frohen Muth beneidet — so gewiß ist es, daß äußere Güter nur dann zum Glück des Menschen beitragen können, wenn man zu ihrem weisen Gebrauch vorbereitet worden ist.“

Der alte Graf nahm die romantischen Vorschläge des Sohnes sehr wenig liebenswürdig auf; er glaubte nicht an den glänzenden Erfolg dieses lähnen Glückritterthums und an die schönen Gaben Fortuna's, die auch ihm daraus erblühen sollten. Diesen unsicheren Träumen gegenüber sah er als nackte Wirklichkeit die Gläubiger von nah und fern, die sich persönlich und schriftlich in Muelau meldeten, um ihre Rechte geltend zu machen. Er verlangte daher, sein Sohn solle ohne Verzug nach Muelau kommen, mit den Creditoren einen Vergleich treffen, und mit 1000 Thalern jährlichem Taschengeld dort ruhig und eingezogen leben, bis alle Schulden getilgt worden. Zugleich klagt der Vater gegen Wolff, damit dieser es dem Sohn berichte, er selbst sei in der drückendsten Verlegenheit, alle Zweige der Einnahmen seien verstorbt, die Hammer wegen Mangel an Absatz in einem Rückstande von 8000 Thalern, die Holzhändler, die nach langverflossenen Terminen schuldig, könnten nicht zahlen, der Alaunbebt sei unterbrochen, der Fischpächter, der seine Pacht zu entrichten habe, beweiße die Unmöglichkeit der Zahlung in dem noch völligen Bestand seiner Fischerei, und die Unterthanen blieben mit ihren Abgaben zurück. Er habe Anleihen negociirt zu ansehnlichen Summen, und anstatt

des erwarteten Geldes erfolgten Unmöglichkeitsbeweise. Kurz, alles stocte in diesen drangvollen Tagen, und doch mußten die Zinsen und der letzte Theil der Kriegscontribution pünktlich entrichtet, und die nöthigen Bedürfnisse der Herrschaft bestritten werden.

Hermann war der Gedanke an eine Rückkehr unter den angegebenen Verhältnissen geradezu entsetzlich, die er als die traurigste Gefangenschaft fürchtete, und die auch Wolff nicht umhin konnte, als eine solche zu betrachten. Wenn seinem Vater in seinen jetzigen traurigen Umständen, schrieb er, 1200 Thaler jährlich ihm zu geben, zu viel dünkten, so wolle er sich auch mit 1200 Gulden, und wenn es durchaus nicht anders sein könne, auch mit noch weniger begnügen, und ihm mit seiner Bitte mehr jemals beschwerlich fallen, nur mit dem Zuhausekommen soll er mich verschonen; könnte meine Gegenwart meinem Vater etwas nützen, oder ihn nur amüßigen, ich würde alle anderen Rücksichten fahren lassen, aber ich bin vom Gegentheil überzeugt. Er ist traurig und verzagt, ich müßte mir den schrecklichsten Zwang antun, wenn ich verzagt scheinen wollte, die geringste kleine Unberedetheit oder ein scherzhaftes Wort, was den Stempel der unschuldigen Satire trüge, und das mir leicht entweichen könnte, würde ihn aufbringen, und da seiner Verschäfte wegen er meine Gesellschaft außer bei Tische nur überflüssig finden würde, so müßte ich die übrige Zeit wie bei meinem letzten Aufenthalt in Muslau, wo mir trotz aller Bitten ungeachtet der Gebrauch der Bibliothek verweigert war, vor Langerweile unsinnig werden; jeder Brief eines Schuldners brächte mir neue Qual, täglich müßte ich die Existenz auf dem nur verhafteten Amthause verwünschen, und würde nur die wenigen freien Augenblicke haben, wo ich von meinem wahrhaft geliebten Vater einmal in der faune freundschaftlich und mit Vertrauen behandelt

würde. 1200 Gulden jährlich können doch meinen Vater nicht inkommodiren, und der Vogel hungert ja lieber, als daß er sich im Käfig satt frist. Leben Sie wohl.

Ihr betrübter Freund H. P."

Er wollte seinen Willen durchsetzen, und er setzte ihn durch. Sein Vater versprach endlich die 1200 Thaler jährlich, wobei Wolff's Vermittlung wesentlich einwirkte.

Fünfter Abschnitt.

Adieu! Sekretair Hermann Auszug in die neue Welt. Wm. In der Pioniersache kein Kartenmacher. Der junge Herzog ruft sich selbst die Duelle Ernst und Gutsdankensheim. Oelde angel. Einladung des Dantes: ihre Uddar. Letzte Antwort. Die Coloredosche Sache.

Der neue Lebensabschnitt, den Hermann nun begann, hatte trotz seiner Beschwerden und Entbehrungen doch etwas ungemein Reizendes für ihn. Die Lust an romantischen Ereignissen, der Drang nach Abentheuern und Schicksalen, die überhaupt der Jugend eigen zu sein pflegen, waren in ihm besonders stark, und er durfte um so mehr ihre Befriedigung hoffen, wenn er eine bescheidene Verkleidung annahm, sich einfach Sekretair Hermann oder Herr Püdler nannte, in Mansforden wohnte, und mit dem selbstgetragenen Bandel beschwerliche Strecken zu Fuß zurücklegte, und dadurch auch Lebenssphären und Verhältnisse kennen lernte, in die er sonst, seiner gesellschaftlichen Stellung nach, nicht eingedrungen wäre. So ließen ihn frisches Leben auf der einen, Unabhängigkeitsgenuß und Treu gegen seine Familie auf der anderen Seite, seinen ruhnen Voratz mit leidenschaftlicher Heftigkeit zur Ausführung bringen.

Da Graf Coloredo sich einmal durchaus nicht schlagen wollte, trotz der Behandlung, die er von Hermann erfahren hatte, so entschloß dieser sich denn endlich, den 16. Januar

1808, dem zwecklosen Warten ein Ende zu machen, und München zu verlassen. Er hatte nur 50 Dukatn in der Tasche, die ihm nach Verichtigung seiner Ausgaben und vorzigen Schulden übrig geblieben waren. Und dabei hatte er alle Werthgegenstände, die er besaß, seine goldene Uhr mit Perlschaften, seinen Galanteriedegen, seine Pistolen, sein schönes goldenes Afselband, eine Kassette mit wohlriechenden Essenzen, Pulvern und Pomaden, und eine Pariser Tasse nebst Reisetui zu Gelde gemacht. Und nach all den Opfern doch nur 50 Dukatn!

Auf der ersten Hauptstation verabschiedete der junge Reichsgraf die Extrapost, in der er abgefahren, sowie seinen Bedienten, um, wie er mit edlem Selbstgefühl seinem Vater schrieb, „meine Reise in dem mir wirklich angeborenen Stande, dem eines einfachen Menschen, ohne erborgten fremden Prunk, frei und all das meinige mit mir tragen“, fortzusetzen! „Deine Güte,“ sagt er hinzu, „schützt mich reichlich gegen allen wahren Mangel, und wenn meine unangenehme Geschichte mit dem Grafen Sollereto beendigt wäre, so würde ich mich nie glücklicher und zufriedener geschätzt haben. In meinem nächsten Briefe werde ich Dir meine neue Adresse, und den einstweiligen Ort meines Aufenthalts, bis obige Unannehmlichkeit vorbei ist, melden. Vielleicht setzt das launenhafte Glück mich einmal in den Stand, lieber Vater, die Fehler meiner Jugend wieder gegen Dich aufzumachen, auf jeden Fall kannst Du sicher darauf rechnen, daß Deine Ruhe nie mehr gestört werden soll, und kein Verdruß Dir verursacht durch Deinen Dich innig liebenden Sohn H. Pädler.“ In der Nachschrift sagt er: „Noch ein Wort kann ich mich nicht enthalten zu sagen. Du schreibst, lieber Vater, daß Du mich für einen schlechten Menschen halten müßtest, wenn Du mich nicht noch mit Verdrüß entschuldigst, weil ich mich wundere,

daß Du so böse auf mich bist. Ich gestehe, daß dieser harte Ausdruck mir in meiner jetzigen Lage Thränen ausgetreift hat; ich glaubte, da ich einmal Deine Verzeihung erhalten und keinen neuen Anlaß gegeben hatte, auf mich böse zu sein, daß die Folgen des alten Fehlers mir nicht Dein Herz von neuem abwendig machen könnten, wenn sie Dir auch leider Verdruß machten. In dieser Voraussetzung schrieb ich so an Sempel'n, wie ich geschrieben habe, und meinte es nicht übel.*

Nach dem alten Wolff dankte Hermann gerührt für seine ihm bewiesene Anhänglichkeit. „Nach Ihnen bin ich viel Dank schuldig,“ schreibt er ihm den 15. Januar 1808 aus München vor der Abreise, „für die Freundschaft, mit der Sie sich für mich interessieren, und mir ein so treuer Fürsprecher bei meinem Vater sind; die Güte, mit der Sie mich an die Erhaltung meiner Gesundheit erinnern, ist mir theurer als der Gegenstand; über fünfzig Jahr sind wir doch alle todt, was kann ein Unterschied von so wenigen Jahren für einen Werth für den denkenden Menschen haben; das Leben ist ein Augenblick, der Tod ist auch nur einer, sagt Schiller; ich fühle ganz die Wahrheit dieses Wortes.“

Ein Brief von Büdler aus jener selben Zeit an den Prediger Bressius in Mustau ist hier noch nachzutragen, da er nach anderer Richtung hin Hermanns damalige Stimmung bezeichnend schildert. Er lautet:

„München, Mitte Januar 1808

Vieber Bressius!

Ein Brief von mir wird Ihnen unerwartet kommen, sein Inhalt wird es vielleicht noch mehr, aber Sie verstehen mich allein. Sie waren zum Theil der Lehrer meiner Jugend, und ich fühle das Bedürfniß der Mittheilung gegen einen Mann, den ich schätze. Eine Veränderung ist mit mir vorgegangen, die, obgleich ich sie wohl begreife, doch so plötzlich

mich wie Zauber überrascht hat. Der charakterlose, dem schwankenden, von jedem Hauch bewegten Nothre gleiche Jüngling ist in einem Augenblicke zum Manne geworden. Eine heitre, nie gefühlte Nähe erfüllt meine Brust, und mit Bedauern übersehe ich die vergangene nichtige Zeit. Wohl immer seit ich denken lernte, fühlte ich unbestimmt, daß mir etwas fehlte, was keine sinnliche Freude mir ersetzen konnte; oft in stiller Einsamkeit vertieften sich meine Gedanken über das Räthselhafte unserer Existenz, über den Zweck der Welt und über die ewige Nacht, in der wir endlos tappen. Schrecklich schienen mir Feising's Worte:

Der Mensch, wo ist er der.

Zu schlecht für einen Gott, zu gut für's Dergewahr?

Auf einem solchen einsamen Spaziergange war es, wo, voll räthseln Sinnend in dem Anblicke der untergehenden Sonne verloren, es plötzlich wie ein Schleier von meinen Augen gezogen wurde, und wie von der Wahrheit selbst mir aufgedeckt, fühlte ich auf einmal im Innersten der Seele in seiner ganzen Kraft, was meinem Ohr bisher nur Schall gewesen war; zwei Pflichten giebt es nur für den denkenden Geist.

Verehrung dem unendlichen, dem unfaßlichen Weisen, das aus der flammenten Sonne wie aus dem Sandlorne zu uns spricht.

Wohlwollen gegen alle unsere Mitgeschöpfe, das große Wort Humanität!

Worte, wie einfach, und doch wie tiefen Sinnes! wie oft hort' ich auch, ohne euch zu verstehen. Wohl ist es wahr, was Schiller sagt:

Die Tugend, sie ist kein leerer Schall

Ach fühlte es, man kann sie lieben um ihrer selbst willen, unbekümmert, ob das sich bewußte Leben auch noch über das Grob hinausreichen wird. Es liegt ein natürliches Bedürfnis in uns, ein bestimmtes Bewußtwerden unserer Pflicht,

selbst zu erringen, und eher können wir unmöglich ganz ruhig werden. Drum denke jeder nach, und sinne und erwäge; wahrlich, wird einst die Welt nur aus solchen Menschen bestehen, denen die göttliche Fackel der Philosophie leuchtet, das Menschengeschlecht wird glücklicher dadurch werden, als alle Religionen von Confucius bis auf Mahomet es haben machen können.

Leben Sie wohl, und antworten Sie mir nicht als Freier einer Sekte, sondern als Mensch und als Freund.

H. Pädler."

Hermann hat den treuen Wolff, daß er seinen Vater veranlasse, ihm in Dresden einen Kabinetspaß ausfertigen zu lassen für einen Herrn Hermann nach Bayern und Frankreich, vom bairischen und französischen Gesandten unterschrieben. So sollte das Incoognito vollständig sein, und der junge Graf Pädler einstweilen vom Lebenshauplay verschwand. Er bat Wolff, den Paß ihm unter seiner Wächcherin Adresse zugehen zu lassen, da er mit der Wächcherin im Weitenen Aler ausgesperrt, daß sie ihm die Briefe überall nachschicke.

Denn wohin? das wußte er ja selbst noch nicht. Er ging eben in die weite Welt, und das war gerade das Vergebliche, das Verzaubernde für ihn. —

Das Leben in der „weiten Welt“ begann damit, daß er sich Alim zu seinem ersten Aufenthaltsort wählte, wo er den Ausgange der Streitsache mit Celloredo abwarten wollte, die er zu seiner Rechtfertigung in den Zeitungen zu veröffentlichen gedachte. Sein Geld war bei seiner Ankunft, den 17. Januar, nun schon auf 30 Dufaten geschrumpfen, und er sollte doch damit bis Ostern auskommen! —

Er nahm sich also eine „Poetenstube“ im dritten Stock in der Pfauenasse bei einem Gartenmacher, dessen lärmende

Beschäftigung ihn oft beim Lesen und Schreiben störte. Dazu wurmfüchige, verfallene Möbel, nicht die geringste Bequemlichkeit, jämmerliche Kost für 12 Florin monatlich, und zur Aufwartung eine ungeschickte Waga für 2 Florin monatlich, deren bairisch schwäbische Mundart er sich vergeblich anstrebte zu verstehen. Er selbst reinigte sich die Kleider, und putzte sich die Stiefel. Brennholz konnte er sich so wenig kaufen, daß er oft, um sich zu erwärmen, in dem ungewöhnlich strengen Winter in's Freie hinauslief, und wilde Spaziergänge in Schnee und Eis unternahm. Wenn die Witterung hierzu zu schlecht war, bestieg er den Thurm des Domes, oder wandelte unter dessen majestätischen Vögelgängen auf und nieder.

In solcher Weise lebte er, zurückgezogen und voll Entsayungen trotz seiner Jugend, den Verchstsinn plötzlich mit dem Ernst vertauschend, das Leben eines Weisen, ohne andere Gesellschaft als die seiner Bücher, sich fleißigem Studium hingebend, und dem forschenden Nachdenken über sich selbst überlassend. Die Einsamkeit war ihm für eine Zeitlang eine neue unterhaltende Wollust, und seine stets thätige Phantasie malte ihm aus, daß wenn er katholisch wäre, was er bedauerte nicht zu sein, es ihm erwünscht sein könnte, ein Mönch zu werden. — „Sie werden vielleicht lachen,“ schreibt er den 1. März 1808 an Wolff, „aber es ist mein völliger Ernst — der Philosoph gedieh schon oft unter der Rutte, und eine Narrenkappe müssen wir doch einmal tragen, es sei nun eine katholische, protestantische, kalvinistische oder türkische. Sapiienti sat.“

Neben solcher Befriedigung hatte er noch die andere in kindlicher Lust am Komödienspiel, alle seine Briefe in die Heimath als Sekretair Hermann zu unterzeichnen, und eifrigst anzupfehlen, daß auch die an ihn gerichteten Briefe ja

ebenso an ihn adressirt würden. Seine poetische Seele formte so gern die Willkür zu einer Dichtung, zu einem Roman um.

Als aber Ulm herannah, und der ersuchte Wechsel von seinem Vater noch nicht da ist, da schreibt er voll Sorge an Wolff, wenn er das verheißene Geld nicht rechtzeitig erhalte, so müsse er verhungern oder für Tagelohn arbeiten, da er hier unter fremden Menschen niemand habe, der ihn aus der Verlegenheit zu reizen vermöge.

Unerwartet erhielt er einen Brief seiner Mutter, die ihn zu sich nach Paris und Neumarkt einlud, wo des Grafen Ségur's Monument damals stand. Vetterer Ort war nur drei Tagereisen von Ulm entfernt; Pächter aber widerstrebte es, auf Kosten des Grafen von Ségur leben zu lassen, auch fand er es allzu demüthigend, in seinem damaligen Haqqa dort zu erscheinen. Er wollte sein Vaterland lieber niemals wiedersehen, als in nicht standesgemäßen Verhältnissen, obgleich seinen klaren Urtheil keineswegs entging, was es mit dem inneren Werth solcher Königsverhältnisse auf sich hat. Er schünte daher unter mancherlei geschickten Vorwänden die Einladung der Mutter ab.

Die Gräfin scheint dies übel genommen zu haben, und wollte den Sohn nun bereuen, wenn er nicht zu ihr komme, noch in die Heimath zurückzukehren, und etwa die diplomatische Laufbahn einzuschlagen.

Er antwortete ihr darauf aus Ulm den 11. März wie folgt:

C'est dans ce moment que j'ai reçu votre lettre de Strasbourg, qui me remplit d'étonnement. A peine suis-je d'accord avec mon père que ma mauvaise fortune, par votre moyen, recommence à me désespérer. Il semble que vous ne cessiez de me prendre pour l'enfant de six ans qui jadis vous servit de poupée.

Quelle est donc, je vous prie, cette fureur de vouloir me tirer par les cheveux dans un pays où chaque objet que j'envisage ne peut me présenter que des souvenirs odieux? Voulez-vous m'en dédommager en me faisant secrétaire de légation, poste à-peu-près égal à celui d'un valet de chambre, au moins en Saxe, car les secrétaires de légation de Vienne et de Munic, que j'ai connu n'étaient guères autre chose que les premiers secrétaires de leurs ministres! J'ai pris même huit jours le dernier pour un laquai. J'avoue que je ne me sens aucune disposition pour un emploi pareil, d'autant plus que pour avoir dans la suite, si jamais l'idée m'en prend, la place d'un envoyé, il n'est pas du tout nécessaire d'avoir été auparavant secrétaire de légation. Pourvu qu'on ait beaucoup de fortune et un peu de savoir-faire, c'est tout ce qu'il faut. Moi, dont le sort est de vivre des bienfaits d'autrui — je serai bien inconsidéré de vouloir embrasser une pareille carrière. Quand à ce que vous dites de mon éducation, vous devez savoir mieux que personne, que, grâce à dieu, je n'en ai reçu quasi aucune, et il me semble qu'il est un peu trop tard d'y penser à-présent. Vous parlez ensuite des grands plans, que vous aviez formés autrefois pour mon bonheur, et qui ont échoués par ma faute. C'est avec confusion que je confesse ici l'infidélité de ma mémoire. Le seul plan, dont je puis me souvenir, est celui que vous formiez d'accord avec mon père de reprendre ce que vous m'aviez autrefois donné, et je pense que ce plan-la vous a passablement bien réussi. De quoi vous plaignez-vous donc, ma chère Maman?

Votre histoire de Wolff et de ses 300 écus est pour moi un énigme, dont je ne suis pas assez heureux

d'avoir la clef. Tout ce que je sais, c'est qu'au lieu de mille écus que j'attendais, on m'en envoyait 500, il y a quatre mois, qui suffisait à peine pour payer les frais de mon séjour à Munic, de manière que quand je quittais cette ville, je n'avais plus que 50 ducats en poche, desquels j'ai vécu fort misérablement depuis — tout le reste de votre anecdote m'est incompréhensible. Je vous rends bien des grâces de la bonne opinion que vous avez de ma tête, mais elle n'est cependant pas assez bonne pour apprécier dignement toute l'excellence de vos conseils, en raison de quoi je vous supplie de m'excuser si je ne puis entrer dans aucune de vos vues.

J'ai l'honneur d'être avec le plus profond respect,
Madame

Votre très-humble et très-obéissant serviteur et fils

II. Comte de Pückler.

Monsieur Schmidt, votre confident, doit avoir eu des visions, quand il m'a vu à Munic, car il y a près de trois mois que je ne sois presque pas de ma chambre, qui est à côté d'un grenier dans la plus mauvaise baraque qui se trouve à Ulm.

Ce 13 mars 1805

En relisant aujourd'hui ce que j'ai écrit avant-hier, je m'aperçois que le chagrin m'a fait écrire avec un peu trop d'emportement, mais pourquoi aussi me parler de retourner en Saxe, et me faire des reproches qui n'ont aucun fondement? Je me tais à présent, mais si vous l'exigez, il me sera facile de vous convaincre de la justesse de ma cause. En attendant je n'ajouterais que quelques mots sur votre projet diplomatique. Il n'y a aucune place de cette sorte qui pourrait me convenir, excepté celle d'un attaché à la légation à

Paris. Si mon père était en état de me continuer ma pension de 4000 écus, je ne balancerais pas un moment à embrasser cette carrière, pour vous obliger, quoique ce serait à regret, aimant mieux à voyager. Mais actuellement, où mon père, qui a enfin consenti à payer mes dettes, est hors d'état de me donner plus de 200 louis par an — il serait folie d'y penser. Laissez-moi donc, ma chère mère, parcourir le monde quelques années sous un nom emprunté — rien au monde peut m'être d'une plus grande utilité, et plus conforme en même temps à ma situation. En attendant, mes dettes sont payées, et quand je reviens en trois ans, je ne trouve plus aucun obstacle à retourner à Dresde pour y solliciter la clef de chambellan, et le poste d'un secrétaire de légation à Paris etc. Ça ne me menera pas fort loin, à la vérité, car ma fortune apparemment ne me permettra jamais à me pousser davantage, mais au moins j'aurai en le plaisir de remplir vos volontés.

Je vous demande pardon des ratures, mais considérez que c'est au lit que je vous écris, et que je ne puis faire le brouillon, le papier étant trop cher. Je crains même de me voir bientôt réduit à ne pouvoir plus faire les points sur les i, malgré les 500 écus que vous avez la bonté de me faire envoyer par Wolff.

Die tiefe Vatterleit, die aus diesen Zeilen spricht, zeigt, wie viel er in seinen intimsten Familienbeziehungen zu leiden hatte. Le papier étant trop cher, sollte eine harte Demüthigung für die lustige verschwenderische Gräfin von Seydenwig sein, die ihren Sohn in solcher Nothdrängniß ließ.

Auch die Colloredo'sche Sache fuhr fort, Hermann Verdruß zu machen, da sogar seiner Veröffentlichung des Her-

ganze sich Schremsseiten in den Weg stellten. Die Censur wollte Dinge dieser Art nicht passieren lassen, und einen Buchdrucker dahin zu bringen, heimlich den Druck zu übernehmen, wäre eine ansehnliche Belohnung erforderlich gewesen, zu der er nicht die Mittel besaß. Verzeichnend für die damaligen Zustände ist es, daß der Redacteur der Augsb. Allg. Zeitung außer den Druckkosten ein Doucent von 30 Tausend für sein Manuscript verlangte. Endlich gelang denn doch, den heimlichen Druck zu bewerkstelligen. Wir theilen hier das Schriftstück mit. Es lautet:

„Ayant trouve des difficultés à faire insérer l'exposé suivant dans les papiers publics, je me vers de la voie présente pour ne pas en retarder plus long tems la publication.

Étant sur le point de quitter l'Allemagne, je me vois obligé de donner à mes amis et à tous ceux qui ont la bonté de s'intéresser à moi, une exposition exacte des faits suivans touchant un événement qui, étant très répandu, pourrait être dénaturé par des personnes ou mal instruites ou mal intentionnées. Il y a à-peu-près neuf mois qu'ayant eu à Vienne une altercation avec M. le Pr. de L...*) nous convinmes de la vider en nous battant au pistolet; cependant nos deux seconds, M. le Comte Ferdinand de Colloredo Mansfeld de la part de M. de Prince de L... et M. le Comte de S...**) de la mienne, tâchèrent, surtout le premier, de terminer le différend à l'amiable, et réussirent enfin à nous reconcilier. M. le Prince de L... étant obligé de se rendre sur le champ à M... **), désirait que je l'y suivisse pour éviter tous bruits équivoques

*) Löwentstein

**) Saar

**) Munich.

au désavantage de l'un ou de l'autre, que le départ précipité d'un seul aurait pu causer: comme c'était d'ailleurs ma route pour aller en France, je n'hésitais pas à le lui promettre; cependant je fus retenu à Vienne, de semaine en semaine par des empêchemens imprévus. C'est de là que M. le Comte F. de Colloredo, sans la plus légère provocation de ma part, se permit envers moi des propos aussi bas qu'insultans, me rencontrant tout seul dans un endroit public, lui étant avec deux de ses amis; quoique nullement accoutumé à un langage aussi vil, je tâchais cependant de répondre à M. de Colloredo en termes analogues aux siens, et le lendemain je lui fis annoncer, que j'en exigeais la satisfaction qu'un homme d'honneur doit en pareil cas — combien m'étais je trompé en regardant comme tel le Comte de Colloredo — il me répondit qu'il ne saurait m'accorder ma demande, avant que j'eusse vuidé mon précédent différend avec M. le Prince de L...; sentant cependant, à quel point ce subterfuge était absurde, ayant lui-même en qualité de second du Prince, contribué le plus à notre accommodement, il ajouta que M. le Pr. de L... lui avait écrit plusieurs fois, qu'il se repentait infiniment de s'être réconcilié avec moi, en cédant à mes prières!; mais que malgré cela il ne regardait pas l'affaire comme terminée. Poussé à bout par une calomnie si odieuse, je n'hésitais plus à qualifier publiquement le Comte de Colloredo du titre seul convenable en pareille occasion, et ne pouvant vaincre sa répugnance pour les armes, je résolus de le traiter selon ses mérites: sur ces entre-faites on vint me dire qu'il partait pour ses terres, je montais aussitôt à cheval pour le suivre, et je le joignis dans le faubourg de Maria-Hilf, étant dans

sa voiture escorté de deux amis; je l'apostrophais en lui demandant, s'il s'imaginait de partir sans avoir satisfait à ma juste prétention, et persistant dans sa négative, je lui fis lire ma réplique par les épaules. Furieux, il fit arrêter sa voiture, et après s'être beaucoup répandu en injures et malédictions, il prit le parti de continuer sa route, protestant toutefois que jamais je ne lui ferai accepter mon défi. J'attendis encore quelques jours à Vienne pour voir ce que son courage lui dieterait, mais en vain — je partis donc pour A... dans l'intention de m'éclaircir avec M. le Prince de L..., qui fort surpris de tout ce qu'il entendit, ne manqua pas de me donner sur le champ la déclaration suivante, dont je tiens l'original et dont voici la traduction:

(1) A la réquisition de M. le Comte Armand de

(1) Aus Aufsehen des Herrn Grafen Hermann von Fickler bezeuge ich hiermit öffentlich, daß dieselbe wegen der in Wien gehaltenen nachstehenden Hiden und Auserungen, daß unsere alte Streitfache nicht ausgemacht (1) sich hier auftracht hat, um dieselbe schon beigelegte Fache noch einmal durch ein Duell auf's Neue mit mir auszumachen. Ich habe Ihm erklärt, daß ich mich zur Zeit dazu ganz außer Stand fühle, nachdem ich hier auf Festung sitze, und durch mein Ehrenwort an den Stadtkommandanten gelunden bin, mich, so lang meine Strafzeit dauert, in keine Art von Duell einzulassen: sobald diese Hindernisse weichen, werde ich Ihm, wenn Er ferner darauf bestehen sollte, auf alle Art und Weise zu Diensten stehen. Demobingeachtet kann ich nicht umbin, zu erklären, daß ich unsere alte Streitfache in Wien als vollkommen beigelegt betrachte, indem sie damals von beiderseitigen Secundanten selbst, als allen Gesetzen der Ehre gemäß geschlichtet, und anerkannt worden ist, weswegen daher jedwede nachtheilige Gerächte darüber von den Secundanten widerlegt werden müssen. A. *) den 23. September 1807. C. u. P. v. L. .. B. **)

*) Augsburg

**) Constantin Prince de Löwenstein-Warthelm

Pückler, j'atteste par la présente, écrite de ma main, qu'il est venu me chercher pour se battre au pistolet avec moi, à cause des propos tenus à Vienne, qui tendaient à faire croire que notre différend n'eût pas été entièrement terminé. Je lui déclare qu'en ce moment j'en suis hors d'état, étant détenu à la forteresse, et lié par ma parole d'honneur au Commandant, de ne pas accepter aucun duel durant ma détention; ces obstacles levés, je serai toujours aux ordres de M. le Comte de Pückler, s'il y persiste. Néanmoins je ne puis m'empêcher de déclarer que quant à moi, je regarde ce différend comme entièrement terminé, ayant été dans le tems, accommodé par nos seconds selon toutes les loix de l'honneur, et reconnu pour tel, de manière que c'est du devoir des seconds eux-mêmes, de réfuter tout rapport nuisible concernant cette affaire.

A.... le 23 Septembre 1807.

Signé C...., P. de L.... W....

Le Comte de Colloredo recevant un démenti aussi formel, et voyant son subterfuge entièrement anéanti, on aurait cru qu'il s'empresserait d'effacer, par des procédés plus nobles la honte de sa conduite passée; cependant je n'ai pu avoir pendant trois mois aucune réponse à mes lettres multipliées, que j'ai eu la délicatesse d'écrire à Vienne à ce sujet.

Ce n'est qu'hier enfin, que j'ai reçu à Munic une lettre de M. de Colloredo digne de son auteur, et dont le contenu plus qu'impertinent m'a forcé à ne plus avoir le moindre ménagement avec une telle espèce d'homme. Son écrit étrange n'est autre chose qu'un tissu d'injures et de mensonges impudens; entre autres il ne rougit pas d'avancer que, mon affaire avec le

Pr. de L... étant accommodée, j'avais donné ma parole d'honneur à lui Comte de Colloredo, et au Comte de S. (le même dont il est fait mention plus haut et qui a quitté Vienne, il y a long tems, pour se rendre dans sa patrie) de sortir de Vienne dans les vingt quatre heures!!!, assertion trop absurde pour daigner seulement y répondre; il finit par protester de nouveau que rien ne l'engageait à se battre en duel avec moi, qu'il ne faisait que mépriser mes polissonneries (Quabens trecht), c'est ainsi qu'il appelle très plaisamment le coup de fouet qu'il m'a forcé de lui appliquer, d'autant plus, dit-il, qu'il n'a reçu l'outrage que par derrière. Quoique un ennemi pareil ne soit guères à atteindre que de ce côté, je crois cependant que ne l'ayant frappé qu'après lui avoir parlé et qu'après avoir eu sa réponse, on ne peut pas me taxer de l'avoir attaqué à l'improviste ni en traître, comme il s'exprime. Au reste M. le Comte de Colloredo, s'imaginant, à ce qui paraît, qu'un coup de fouet n'est conséquent, qu'autant qu'il est appliqué à travers la figure, fait parfaitement le pendant du Gascon, qui se trouvant dans le même cas que lui, dit à son ami qui l'exhortait à la vengeance: Mon cher, on voit bien que tu ne connais pas le vrai couragé, moi jé me suis fait la loi de ne jamais m'occuper d'une chose qui se passe derrière moi.

M. le 26 Dec. 1807. Armand Comte de Pückler.

A mon grand regret, l'impression de cet exposé a été retardé près de trois mois, par la négligence d'un Imprimeur de M... que j'en avais chargé.*

Pückler vertheilte nach allen Seiten die Exemplare, und bat Wolff, die Schrift auch in den norddeutschen Zeitungen abdrucken zu lassen.

Seiner Mutter schrieb er darüber aus Ulm den 19. März 1803 wie folgt:

„Vous me témoignez votre étonnement de l'opiniâtreté avec laquelle les gazetiers s'opposent à insérer mon exposé dans leurs feuilles; je m'empresse de faire cesser votre étonnement en vous informant qu'il leur a été défendu par un ordre formel du gouvernement, à ne rien insérer de relatif à cette histoire dans les gazettes qui paraissent en Bavière. Le Rédacteur du Journal de Francfort m'a répondu qu'il n'osait pas, et celui de Mannheim, qu'il ne pouvait pas se charger de la publication d'une affaire si éclatante. Mr. de Mongelas, outre cela, a défendu aux imprimeurs de Munie très précisément l'impression de mon Exposé, que j'y avais envoyé à cet effet, et ce n'est que par un hazard bien singulier que je suis parvenu à le faire imprimer clandestinement dans un autre endroit qui n'en est pas fort éloigné. Si vous persistez, après cela, dans votre étonnement étonnant, je suis bien fâché de ne pas être en état de le calmer.

Quand aux reproches que vous me faites, de ne pas avoir communiqué cette affaire à Mr. le Comte de Pückler, qui, à ce que j'entends, réside à Neuenberg, je vous prie de me pardonner cette faute. Tout ce que je pourrais rapporter à mon excuse, c'est que jusqu'ici j'ai parfaitement ignoré l'existence de ce bon homme, mais je conçois que j'aurai dû la deviner.

Je vous supplie de ne pas augmenter les frais du port en joignant à votre lettre un registre imprimé des qualités du bain de Neumarkt. Je n'en doute aucunement, mais comme ce n'est pas seulement pour me laver que je veux prendre les eaux, vous trou-

verez bon que je préfère ceux de Pfeffers, qui jouissent d'une haute réputation pour toute l'Europe, et qui seuls peut-être seront en état de me rendre ma santé, qui de jour en jour devient plus mauvaise.

J'ai l'honneur d'être avec respect,

Madame et très-chère Mère

Votre très-humble et très-obéissant serviteur
et fils

Hermann P."

Sechster Abschnitt.

Briefwechsel Hermanns mit seiner Mutter

Aus dem Briefwechsel Hermanns mit seiner Mutter mögen hier noch einige Blätter folgen, um die Anschauung seines Wesens zu vervollständigen. Er selbst that einmal in späterem Alter die Aeußerung, daß der Charakter und die Fähigkeiten eines Menschen beinahe immer schon im zehnten Jahre entschieden auftreten, und für den aufmerksamsten Beobachter sichtbar sind. Bei ihm selbst war dies gewiß der Fall. Schon das Kind und der Jüngling zeigten den späteren Pädler. Die nachfolgenden Briefe sind gewiß als die eines Dreißigjährigen merkwürdig, und zeigen zugleich in der Grazie und Satyre der Ausdrucksweise jenen französischen Geprät, der ihm als Erbtheil der französischen Abstammung seiner Großmutter zugefallen sein mag.

Pädler an seine Mutter.

Le 26 mars 1808.

Votre esprit à son tour l'emporte sur ma mauvaise tête — un je ne sais quoi de gracieux et de puissant dans vos lettres m'a tellement enchanté, que je ne saurai qu'à me rendre à discrétion. Quo ne puis-je venir moi-même solliciter mon pardon! Mais hélas!

Pluton et Esculape se sont tous les deux conjuré contre moi. Une maladie opiniâtre me retient dans mon triste réduit, et quand par hasard mes regards languissants se tournent vers ma bourse, trois ducats bavarois sont les seuls objets qu'ils découvrent; cependant mon oreille attentive entend qu'on gratte à la porte. — C'est l'hôte implacable, qui le compte à la main, demande à voix basse ses vingt-cinq florins. Ah! direz-vous, tant qu'on fait des vers, on n'est pas encore si mal — au contraire, combien de poètes ne devons-nous pas à la faim! Et d'ailleurs, c'est le chant du cygne.

Écrivez-moi que vous m'aimez, et tous mes maux me paraîtront légers.

Votre fils repentant Hermann P.

Apostille. J'ai commis une erreur en vous parlant ce matin de mon hôte implacable, il faut lire „l'hôte ennuyeux“, dans implacable il y a une syllabe de trop, et mon hôte, au reste, est réellement beaucoup moins implacable qu'ennuyeux. Je ne serais pas bien étourdi si vous me trouviez l'un et l'autre, c'est la mauvaise compagnie qui me gâte, car je n'ai d'autre que la mienne, et j'ai tous les jours le chagrin de m'ennuyer moi-même, aujourd'hui c'est vous qui êtes la victime, et, ma foi, il est temps de vous faire grâce.

Mes respects au Signor Maximo.

Ulrich's Mutter, Gräfin Clementine von Seydewitz, an ihren Sohn.

Neumarkt, le 28 mars 1808

Il vaut mieux se repentir tard que jamais, mon fils, et je vous pardonne. Étant hors d'état de guérir

votre double maladie, celle du corps et de la bourse, je vois bien qu'il faudra renoncer au plaisir de vous voir ici, la mienne étant aussi bien malade, au moins très-faible, après tous les voyages qu'elle a été obligée de soutenir; ce n'est qu'à la St. Jean prochaine, que j'ai espoir de la guérir, en lui rendant quelques forces — car mon quartier de Pâques est assigné pour paiement à Paris. Si ce n'était que les 25 fl. de votre hôte, je pourrais bien le satisfaire, mais cela ne suffirait pas, ainsi changeons de discours, denn das ist unsere schwache Seite. — En vers je ne saurais vous répondre, mais où la rime manque, la raison y est quelquefois, ainsi cela sera en prose que je vous écris. Où trouverez-vous les moyens pour entreprendre le voyage de Pfeffersbad, ne pouvant faire le trajet à Neumarkt, qui n'est qu'à deux journées d'Ulm? J'ai attendu d'un jour à l'autre, avant de partir pour la Saxe, croyant toujours vous voir arriver, mais cet espoir me trompait, le coeur d'un fils ressemble peu à celui d'une mère. — Je vous envoie franc de port la description des qualités de notre bain, faites-en part à votre Esculape, peut-être qu'il changera d'avis, et vous enverra ici, au lieu à Pfeffersbad, alors nous serions ensemble à mon retour de Saxe; il est sûr que vous ne trouveriez pas beaucoup de société, mais — quand on est vraiment souffrant — on ne l'aime guères, et les soins d'une bonne mère en dédommagent bien, je le serai, si vous vouliez, mon cher fils, c'est tout ce que j'ambitionne, d'être aimé de mes enfants.

Votre fidèle mère.

Je n'ai pas encore de nouvelles de Seydewitz, et avant je ne le suivrais pas.

Bidder's Mutter, Gräfin Clementine von
Seebewitz, an ihren Sohn.

Neumarkt, le 29 mars 1808.

L'ennui qui vous dévore vous prive aussi de la raison, je crois, car vous m'écrivez souvent des folies. Je reçois tout-à-l'heure votre apostille du 6 mars, ainsi elle n'a été que presque un mois en chemin d'Ulm ici. — Pauvre Hermann, que vous êtes à plaindre, ayant tout ce qu'il faut pour être heureux, vous ne l'êtes pas. C'est que vous ne choisissez pas les vrais moyens pour le devenir. Croyez-en votre vieille mère, l'occupation seule chasse l'ennui, et rend le calme et le repos si nécessaire dans notre vie — souvent orageuse, si l'âme n'est tranquille. Ce n'est qu'avec une conscience pure qu'on brave les coups du sort, non mérités. — Depuis que mon cœur ne me reproche rien, que je sais m'occuper, je suis bien plus heureuse, et je voudrais que ce temps de la raison soit déjà venu pour mon cher Hermann, alors — plus d'ennui, plus de plaintes, un jour de la vie se passe comme l'autre, le calme est dans notre âme, et le repos dans notre cœur. — Des jouissances qui durent sont le choix de la raison, et non les passions qui déchirent le cœur, sans donner le bonheur; — ne croyez-pas, mon cher fils, que ce sont des phrases, non, c'est la vérité que je tiens de l'expérience, faite quelque fois à mes dépens. — Mais, ce temps est passé, après l'orage suit le beau temps, il a purifié l'air, et ne gronde plus que de loin.

Max vous embrasse tendrement, il se rappelle toujours encore du nom de Purzeleben, que vous lui donniez à Meissen, il y a plus de quatre ans, c'était la dernière fois que vous ait vu votre mère.

Büchler an seine Mutter.

Horn, ce 31 mars 1808.

C'est avec bien du plaisir que j'ai reçu votre lettre du 28; je ne puis vous en dire autant du livre y joint, mon empressement de vous répondre ne m'ayant pas donné encore le temps de le lire, mais je ne doute pas qu'il ne soit aussi instructif qu'amusant, d'ailleurs il y a un proverbe arabe qui dit: *asfentier Esja int beffer als asfentier Wein*, par conséquent etc. Vous me conseillez d'en faire part à mon médecin, je prétends non seulement lui en faire part, mais même le lui offrir pour payement. Vous me pardonnerez cet usage profane d'un présent que je tiens de vous, vu que l'article des finances est, comme vous dites fort bien, mon côté deboli-simo. Tout ce que vous avez la bonté de me dire au sujet de mon voyage à Neumarkt, est si flatteur pour moi, que je ne saurais vous décrire combien j'en suis touché; vous me seriez certainement un tort bien sensible, si vous puissiez croire sérieusement que le cœur d'un fils ne ressemble pas à celui d'une mère; cependant je dois avouer que cette expression m'a fait un peu sourire, je me rappelais involontairement les vers de Boufflers:

„Si les coeurs des jeunes garçons étaient faits
comme ceux des filles,

Que deviendraient les familles.“

J'attends mon quartier de Pâques en 15 jours, et si ma santé le permet, je me rendrai aussi-tôt à Plessers: mais si par hasard à l'arrivée de mon argent vous brillez encore sur l'horizon de Neumarkt, c'est sur cet endroit charmant que je porterai mes pas sans différer. En attendant je suis un peu en peine

comment je me tirerais d'affaire n'ayant plus sur ma parole d'honneur qu'un seul ducat en poche, et six ducats de dettes. Tout ce que je sais, c'est que jamais de ma vie je n'oublierai le carnaval que j'ai passé à Ulm, car si cette ville détestable n'est pas l'enfer lui-même, c'est au moins le purgatoire. Je vous prie d'embrasser Max de ma part. H.

Büchler au jeune Mutter.

Ulm, le 1 avril 1808

Melodie: Pour Marie Madeleine

Je pleure ces frédaines.

Ciel! quelle veine poétique tout d'un coup s'est ouverte de vous! Quelles tirades échappent à votre plume! J'ai le malheur de mettre un 6 pour un 26, aussitôt l'orage gronde, l'air se purifie, le beau temps revient; coups du sort, conscience, reproches, ennui, passions, raison combattent, et la dernière capable de résister à tant d'ennemis à la fois, cherche son salut dans la fuite. Pauvre Hermann, que vous êtes à plaindre, ayant tout ce qu'il faut pour être heureux, vous ne l'êtes pas! Pauvre Hermann est parfaitement bien dit, car il serait difficile d'en trouver un plus pauvre que moi, mais le reste est une invention ingénieuse ad modum Goldoni. Vous m'obligerez sensiblement en m'indiquant ces moyens que je dois avoir pour être heureux. Je suis malade, je n'ai pas d'argent, je n'ai pas plus d'esprit qu'il n'en faut pour m'apercevoir que je ne suis qu'un sot, je suis très-négligé de la nature en fait de figure et tout mon extérieur, je manque de raison, à ce que vous dites, et malgré cela, j'ai tout ce qu'il faut pour être heureux!! Je ne suis pas malheureux parceque la divine philosophie, le seul trésor que je possède, m'en

garantit, mais de bonheur je n'en connais guères
d'autre que celui de pouvoir me nommer

votre fils

H.

Salut et amitié à Max Burjelßen. Me rappelant
que c'est aujourd'hui le premier d'avril, je devine
à présent que vous avez voulu me donner un poisson
d'avril.

Siebenter Abschnitt.

Krankheit. Zittererregte Lustart. Dannerer. Müller. Erste
 Entenreise. Sparthelm. Bahnwänderungen. Sporkation zu
 Tübingen. Sporkation zu Konstanz. Herr Fickler. Fugene nach
 Land. Gefährdung in Luzern. Fern. Krankheitsüberwindung
 Trauer einer Heilung. Gedanken an Schriftstellers. Genf.
 Toller. Junge. Lebenswünsche

Fernands wiederholte Klagen über seine Gesundheit waren nur allzusehr begründet; er fühlte sich sehr schwach und kränklich, hatte alle Abend Fieber, und sehnste sich eardnach, in ländlicher Stille und unter mildem Himmel sich durch eine ernste Frühlingsreise wieder herzustellen. Auch küßte er, nachdem er in Ulm den süßen Carneval des Weisen genossen, nach neuen Anregungen; Natur und Kunst, hoffte er, sollten sich nun fortan in vereintem Qunde in sein Leben theilen, und es durch den edelsten Genuß beglücken. Zum Anfang faßt er sich den Plan zu einer Reise in die Schweiz aus, deren nahe Verge schon lange seine Phantasie magisch angezogen hatten. So verließ er Ulm im Anfang des April.

Raum unterwegs, fand er seine frohe Laune, seinen guten Muth schnell wieder.

In Tübingen machte er die Bekanntschaft des berühmten Malers Dannerer, in dessen Werkstatt er den Kopf Schillers und die schöne Anatomie bewunderte, die damals

noch nicht in Marmor ausgeführt, sondern nur erst in Gips gegossen war. Auch den verdienten Kupferstecher Wälder lernte er kennen und sah dessen berühmten Stich der Madonna della Sedra. Mit liebevollem Antheil und feinsinnigem Urtheil gab sich Hermann all diesen Eindrücken hin.

Er lebte dabei einfach wie ein Volksheld. In Fehingen bestieg der elegante Grand Seigneur zum erstenmale in seinem Leben eine Diligence, und reiste in bunter Gesellschaft auf engem Plage zusammengedrängt. Er war heiter und jugendfrisch, und das glück alle Unbequemlichkeiten aus; aber gewiß haben wenige Touristen die Schönheiten der Schweiz mit mehr Beschwerden und weniger Mitteln bewundert, als der junge Reichsgraf, dem noch vor kurzem Volconda's Schätze nicht genügt hatten. Er erdachte sich ein geniales Sparsystem mit einem finanziellen Talent, das viele Finanzminister sich zum Muster nehmen könnten. Natürlich reiste er zu Fuß, kaufte sich Alpenschuhe, und einen kleinen Mantelsack, in welchem er seine Sachen selbst trug, und wählte sich von Zeit zu Zeit „Sparstationen“, wie er sie nannte, Orte, wo er liegen blieb, zehn oder vierzehn Tage, um mit seinem Wette von einem Quartal zum andern auszulommen. So verweilte er vierzehn Tage in Tübingen, um die Kosten für seine Kur zusammenzusparen. So war er genöthigt, um die Ausgabe für seinen Reiseanflug wieder einzubringen, in Konstanz am Bodensee andere vierzehn Tage zu warten, die Alpen sehnsüchtig betrachtend, die geheimnißvoll leuchtend auf ihn niederblickten, und mußte, wie er an Wolff den 19. Mai 1808 schreibt, „nach den Früchten schmachten, die vor mir liegen, die ich aber nicht erreichen kann. Ich sehe wohl,“ setzt er hinzu, „daß meine Reisen auf diese Art sehr langsam gehen werden, und viel kostbare Zeit verschwendet werden wird, um Geld zu sparen. Hätte ich armer Teufel 400 Thaler vierteljährlich, so wäre

ich ohne Sorgen, aber das sind wohl *pia desideria*. Ich hoffe zu Gott auf einen Kreditbrief auf ein Jahr, der den 1. Juli in Bern ankommen wird, denn länger kann ich ungeachtet aller Oekonomie nicht auskommen, und wenn ich Brot und Wasser essen wollte." Uebrigens that die reine, frische Vergnügung, die herrliche Natur, die einfache Lebensart ihm wohl, und er fühlte sich heiter und gestärkt. Er reiste nun als Herr Pädler.

Den Gedanken, das Bad in Pfeffers zu gebrauchen, greift er als zu kostspielig wieder auf. Aber noch bevor er in Bern anlangte, wo er seinen Quartaltag im Gasthof auf Kredit abwarten wollte, hatte er das Mißgeschick, zu Luzern zu erkranken.

Er hatte eine seiner Zugreisen mit dem Bündel auf dem Rücken über den Gotthard nach den italienischen Seen bis nach Mailand ausgedehnt. Die Anstrengung war zu groß. Märsche von zehn bis vierzehn Stunden täglich im Gebirge waren für ihn zu stark, und noch schlimmer beinahe war es, daß er sein Gepäck in der brennenden italienischen Sonne oft zwei bis drei Meilen lang allein forttragen mußte. Im Augenblick ließen ihn Aufregung und gerade den Nachtheil weniger empfinden, aber als er zurückkehrte, litt seine Brust; Husten, Bluthusten und Schmerzen in der linken Seite stellten sich ein. Er mußte sich deshalb entschließen, das weitere Vordringen nach Italien abzugeben, und beschloß, nach dem mäßigsten Frankreich zu gehen, um sich in Ruhe und in mildem Klima wiederherzustellen, auf's tiefste bedauernd, daß er die brennende Lust für diesmal nicht weiter stillen konnte.

In ruhiger Fassung schrieb Hermann seinem alten Freund Wolf über das Leiden, das ihn betroffen, und erwähnte es dabei stets liebevoll seines Vaters. „Sehr krank bin ich," schrieb er an Wolf den 8. Juli 1808 aus Bern,

„hier in Bern eingetroffen, und habe Ihre beiden traurigen Briefe, und auch das Geld hier vorgeschunden. Ich bitte Sie, meinem geliebten Vater meinen innigsten Dank dafür zu bezeigen, und ihm zu versichern, daß ich, weit entfernt, um eine Zulage zu bitten, da die Umstände so trostlos sind, lieber alle Kräfte anstrengen will, um auch mit weniger auszukommen. Er soll sich nur die bösen Zeiten nicht gar zu sehr zu Herzen nehmen, Vermögen und äußere Güter sind ja doch am Ende nur elende Zufälligkeiten, der innere Werth allein bleibt ewig gleich kostbar, und niemand kann ihn rauben; an diesem ist ja mein guter Vater so reich, warum soll er sich so sehr vom Unglück niedererschlagen lassen.“

Gegen seine Mutter ließ er dagegen mit einer Art von Wollust seiner Erbitterung freien Lauf, und schildert ihr seine Krankheit mit den schwärzesten Farben.

„Voilà enfin,“ schreibt er ihr, „ma chère Maman, mon sort décidé. Complètement étique, crachant du sang, prêt à rendre le dernier soupir, les médecins ont eu la bonté de m'assurer que je n'avais plus que quelques années tout au plus à vivre. — Ce n'est pas un pronostic fort amusant, sans doute, mais on ne dira jamais que Henri Louis Armand Comte de Pückler a pu être effrayé par l'aspect de la mort. Voilà, Madame, à quoi sert la philosophie, dont vous faites si peu de cas, j'espère que vous lui ferez réparation d'honneur en vous apercevant du peu d'altération que mon humeur a souffert d'une maladie douloureuse, et de la conviction d'une mort prochaine. Ce qui me divertit, c'est qu'ayant vécu en prodigue, je meurs par économie; ne pouvant faire face aux dépenses d'un voyage à cheval ou en voiture, je fus obligé d'aller à pied, le sac sur le dos, depuis Lucerne

jusqu'à Milan, et de revenir de même, en franchissant les hautes Alpes du Simplon et du Grimsel. Peu accoutumé à une pareille fatigue, et par la faiblesse de ma santé hors d'état de la supporter, à peine fus-je de retour à Lucerne que j'en ressentis les suites. Une inflammation de poitrine commença bientôt à se manifester, je vomis du sang comme le monstre dans l'hydre, dont vous savez bien qu'il est dit le flot qui l'apporta recule épouvanté. A la fin l'inflammation à force de remèdes se calma, mais il fut impossible d'arrêter entièrement les crachements de sang, et ils durèrent toujours. Dès que j'aurais recouvert un peu de forces, je partirai pour le midi de la France d'après l'avis des médecins, qui espèrent que peut-être le séjour de Montpellier me fera du bien. C'est là où je vous prie d'adresser votre réponse, à Mr. Püchler, poste restante.

J'aurais été assez tenté de vous faire un récit de mes courses au St. Gotthart, aux Isles Boromées, à Milan et au Grimsel, surtout comme ce seront apparemment mes dernières, mais heureusement pour vous j'ai réfléchi que je ne saurai rien dire ni de nouveau ni d'amusant à une dame qui a tant vu, et dont les connaissances s'étendent encore bien au delà de ce qu'elle a vu: par conséquent je vous fais grâce de mes extases sur le hant des montagnes, de mes douces rêveries dans les bois solitaires, et de toutes ces sortes de choses-là, qui paraissent nécessairement devoir figurer dans un voyage en Suisse.

Si j'osais encore former des vœux de bonheur dans ce monde, je me flatterais peut-être que vous viendrez cet hiver faire l'inspection de votre terre l'Alex. pour voir en passant votre fils mourant, avant

qu'il soit dépêché pour l'autre monde — mais je crains que ça ne vous paraîtra pas en mériter la peine. Je suis, Madame la Comtesse et très chère Mainan,

Votre très obéissant

H. P."

In solcher Stimmung überraschte ihn nicht wenig der Rath Wolff's, sich eine reiche Frau zu suchen. Pädler's originelle Anschauung über diesen Vorschlag geht deutlich aus seiner Antwort hervor:

„Mit Verwunderung, lieber Wolff,“ schreibt er, „lese ich Ihre Ermahnung, eine reiche Frau mir bald zu suchen, um damit meine Umstände zu verbessern. Wie können Sie es für möglich halten, daß ich in der jetzigen eingeengten und abgesonderten Lebensart, die mir meine Verhältnisse nur mehr als zu nöthig machen, Gelegenheit finden soll, eine reiche Weirath zu thun; nein, da hat man mir zu viel zugesagt, wenn man das erwartet hat, eben so gut könnte man von einem Menschen, der in einen Sack eingeknüttelt ist, verlangen, daß er über das Weltmeer schwimmen soll. Soll ich eine reiche Parthie machen, so muß nothwendig mein Vater für mich freien, ich werde mit seiner Wahl immer zufrieden sein, wenn das Mädchen nur nicht allzu häßlich, und vor allen Dingen gut ist. In Wien versicherte mich ein genauer Bekannter des Grafen Breßler, daß dieser geäußert hätte, er würde sich sehr glücklich schätzen, mich zum Schwiegersohn zu haben. Der alte Breßler ist ein Parvenu und ein eulter Thor, der gewiß gern ein Sacrificio machen würde, um eine seiner Töchter in eine alte und vornehme Familie zu bringen. Die Eine soll hübsch und artig sein; wenn er ihr 100,000 Rthlr. mitgibt, so könnte uns das vielleicht helfen. Meinem Vater wäre es leicht, den Grafen Breßler hierüber zu sondiren. Vielleicht giebt

es in der Fausty auch noch andere Parthieen, man könnte sich ja näher darnach erkundigen lassen. Wenn die Prinzess in Sagan noch nicht versprochen ist, so sehe ich nicht ein, warum mein Vater nicht anfragen möchte, ob er Hoffnung haben könne, daß eine Parthie mit seinem Sohne, wenn ihr seine Person gefiele, ihren Absichten entsprechen könnte. Vielleicht würde auch meine Mutter in diesen Angelegenheiten etwas für mich zu thun im Stande sein. Handeln muß man freilich, wenn etwas werden soll, und sich nicht erst lange vor einer abschlägigen Antwort fürchten, bis ein Anderer weniger Schoner die Deute davonfährt. Uebrigens ist ein Noth ja auch gar nichts Schmählisches und Entehrendes, mir wenigstens würde er immer sehr gleichgültig sein.

Enfin, on fera ce qu'on voudra, ich für meine Person bleibe viel lieber in meiner philosophischen Einsamkeit das an meinen Tod, der wahrscheinlich nicht mehr sehr entfernt ist, und entsage eben so willig allen zeitlichen Genußgütern, als dem Leben selbst.

Ihr alter treuer Freund H. B."

Phantasieen einer romantischen und idealen Jugendliebe waren in der Seele des jungen Grafen inmitten der Welt des Reichthums und der Verderbniß, die er bisher gesehen, noch nie erwacht; Genuß, Zerstreuung, Unterhaltung, geistreiches Spiel, Theateressette und Theateremotionen, mehr hatte er bisher von seinen vielen Beziehungen mit Frauen nie verlangt, aber trotzdem war er seiner innersten Natur nach viel zu edel, als daß er in eine jener rohen und egoistischen Geldspielalationen hätte einwilligen können, wie sie grade in den aristokratischen Kreisen so oft vorkommen, wo man zwar mehr Geld besitzt als in den unteren Sphären, aber dessen auch in weit größeren Massen zu bedürfen glaubt.

Bäcker dagegen ging auf den Vorschlag ein, weil ihm eine Brautsahrt gelegen kam als eine Reconvalescentenzerstreuung, und noch mehr, weil sie ihn reizte wie ein Turnier, wie eine Jagd, wie jedes andere lähne Wagniß. Er kam sich vor wie ein Ritter der Tafelrunde, der nach dem heiligen Graal auszieht, oder der gefährvolle Abenteuer besticht für ein feines Königsstöchterlein, das er nur in Träumen gesehen, und so lockte eine ihm noch ganz unbekannte Prinzessin, die er nie erblickt, seine bewegte Einbildungskraft noch weit mehr als eine bekannte. Darum war er auch zufrieden, daß sein Vater für ihn wählen sollte, er, der sonst so unabhängig, launenhaft und eigenwillig nur seinen eigenen Neigungen und Eingebungen folgte.

Doch wie er selten sich ganz in einem Gedanken concentrirte, so beschäftigte er sich gleichzeitig mit anderen Plänen; er schrieb an den Buchhändler Arnold in Dresden, in der Absicht, aus seinen Tagebüchern eine Reisebeschreibung zu machen, und herauszugeben. Damals zuerst regte sich in ihm die Lust zur Schriftstellerei.

In Gens konsultirte er, noch immer leidend, den berühmten Doktor Jurine, der eines großen Rufes genoß. Dieser machte ein ernstes Gesicht, und sagte ihm nach sorgfältiger Untersuchung, ganz würde er nie zu heilen sein, doch wenn er sich sehr schone, so wäre sein Leben für jetzt für den Augenblick außer Gefahr. Daß Hermann ein Alter von beinahe 26 Jahren erreichen würde, scheint der berühmte Arzt nicht geahnt und für möglich gehalten zu haben. Daß auch die Gelehrten sich ihren Können, ist immer ein Trost für die Ungelehrten! —

Hermann war wenig erschüttert von diesem Ausspruch. Damals wünschte er sich nichts anderes, als fern von der

großen Welt, von Rang, Aemtern und äußerem Glanze, in stiller Häuslichkeit und friedlicher Einsamkeit zu leben, beschäftigt mit dem forschenden Anschauen der Natur, die er mit Innigkeit liebte.

Vielleicht dachte er sich dabei auch die unbekannte Prinzessin als zärtliche Lebensgefährtin dazu!

Sollte das alles nicht lange dauern, so war er auch mit einem frühen Tod zufrieden.

Achter Abschnitt.

Alexander von Wulffen. Zehnsundzwanzigtägige Fußreise nach Marseille. Unterwegs Krankheitsrückfall in Lunel. Rehabilitation in Marseille. Autorleben. Parros. Der ehemalige König von Spanien. Anankst der Wechsel. Fußreise nach Nizza. C'est un marin! Schiff fährt nach Genua. Korstarenanarruf. Genua. Drei Genueserinnen. Reue von Genua nach Rom. Anstrengungen und Kälte. Schnee in der Lombardei. Von Livorno nach Florenz. Raphael Morggen. Die Galerien. Rom. Erste Eindrücke. Abend. Gesellschaft. Prinz Friedrich von Sachsen-Weimar. Die vornehme Welt. Gräfin Schwalloff. Jarkim Dietrichstein. Ritter Camuccini. Prinz Boniatowsky. Friederike Brun. Lebenseblager. Schöne und hässliche Dames. Karoline von Humboldt. Thormwaldsen. Canova. Rauch. Reinhard. Mittenbaum. Panquet. Torlonia. General Miollis. Perdon des Carnevals. Vorstellung bei dem Papst Pius dem Siebenten.

Eine Lebensgefährtin noch nicht, wohl aber ein Reise-
gesellschaftler war Hermann vom Geschick einstweilen beschieden.

Zufällig begegnete er in Genf einem jungen Herrn Alexander von Wulffen aus Sachsen, der sich ihm als willkommener Gefährte angeschlossen, und da seine Kasse in nicht viel blühenderem Zustande war, als die Hermanns, so hofften beide die Kunst des Sparens gemeinschaftlich nur besser ausführen zu können. Auf einer Fajtour von etwa 120 Stunden erreichten die beiden jungen Edelente denn auch endlich glücklich Marseille; sie machten Tagereisen von sechs bis acht, oder auch zehn Stunden, wobei sie mitunter wieder ihr Bündel selbst tragen mußten, was Hermann in Lunel

zwischen Nîmes und Montpellier einen Rückfall seines Blutleidens zuzog. Die ganze Reise dauerte sechsundzwanzig Tage, wovon beide sich willig fügten, da sie stets mehr Zeit als Geld hatten.

In Marseille sollte nun eine lange Ruhestation gemacht werden, welche die beiderseitigen Finanzen nothwendig erscheitern. Dort begann Hermann mit Eifer sein Reisejournal aufzuarbeiten, und beschrieb in heit'rer Laune, wie er, ganz wie es einem Autor gezieme, dem Himmel näher als der Erde wohne, nämlich 99 Stufen bis zu seinem Stübchen, und die Schwelle desselben sei die hundertste. Den Tag über lag und schrieb er, lebte zurückgezogen und keiuake ganz ohne Bekanntschaften wie eine Gule in ihrem Nest, und nur Abends ging er mit dem gutmüthigen Wulffen spazieren, wo ihnen die Stadt, der Hafen, die umliegenden Anlagen tausend neue Eindrücke gaben. Beide erwarteten dabei ungeduldig Wechsel von zu Hause, nach denen sie wie nach fernem Sternbildern suchten, und Hermann mochte oft, daß seine Klasse noch schwindlückiger sei als sein Körper. Zuweilen besuchten sie den Exdirector Barrois auf seinem reizend am Meer gelegenen Landgute, wo er die jungen Leute mit liebenswürdiger Gastfreiheit empfing. Er war ein schöner Mann von einnehmenden Gesichtszügen, in seinen besten Jahren, und ein angenehmer Gesellschafter. Zu seinem Lieblingsstudium hatte er sich nun, den politischen Stürmen fern, die Naturgeschichte gemacht. Ein zahmer Wolf und ein zahmer Fuchs waren seine Hausthiere, und der letztere lief schmeichelnd wie ein Hund um seinen Tisch herum.

Auch der ehemalige König von Spanien hielt sich mit seiner Gemahlin und einem großen Hofstaat — unter dem sich auch 300 Mausefeln befanden — damals mehrere Wochen in Marseille auf. Man sah ihn täglich mit vier sechs-

fränkigen Wagen spazieren fahren, zur Unterhaltung der neugierigen Menge, die ihn stets umdrängte; zu Fuß war er schlecht, und ließ sich immer von dem jüngeren Gedol, dem Bruder des Friedensfürsten, der ihn begleitete, führen; auch stand er in dem Ruf, daß er seine meiste Zeit mit Essen und Schlafen zubringe.

Pädler hat einen Theil seiner damaligen Erlebnisse sehr anmuthig und lebendig in seinen „Jugendwanderungen“ aufbewahrt, während andere noch ungedruckte Reisebeschreibungen hier in der Folge mitgetheilt werden.

Endlich, als Pädler gerade den letzten Dukat in der Tasche hatte, langte der ersuchte väterliche Wechsel an, und da der angehende Schriftsteller unterdessen auch zwei starke Bände fertig gemacht hatte, mit deren Druck er aber nach längerer Ueberlegung bis nach seiner Rückkehr in die Heimath warten wollte, da er Censurschwierigkeiten fürchtete, so dachte er nun daran, seine Reise fortzusetzen.

Wir sehen ihn mit Wulffen zu Fuß nach Nizza wandern, und beide hatten Ursache, diese Reiseart, so beschwerlich sie in der That war, zu preisen, als sie hörten, daß in einer eben bergigen Gegend, durch die sie kamen, vor einigen Tagen die Diligence geplündert worden sei. Die ersten Oliven-, Granaten- und Orangenhaine begrüßten die Reisenden, und der blaue Himmel und die strahlende Sonne ließen sie die Nähe Italiens empfinden. Eine nicht geringe Verlegenheit war, daß sie von Antibes an bis Nizza, stattgehabter Ueberschwemmungen wegen, alle Brücken abgebrochen fanden, so daß sie die größten Umwege machen mußten, und oft gezwungen waren, im Kreise herumzugehen. An einer Stelle waren, um die fehlende Brücke zu ersetzen, zwei schwankende schmale Balken von 40 Fuß Länge von einem Ufer des Var bis zum andern gelegt. Wer hinüber mußte, froh ängstlich den gefährlichen Weg

auf alten Fieren hinüber, aber Pücker, der durchaus keine Aequandlung von Schwindel kannte, ging selten Fußes lähn und sicher hinüber; als die Umstehenden die hohe schlanke Gestalt, die sich im Flusse spiegelte, aufrecht und rasch über den schwankenden Ballen einherschreiten sahen, der unter seinem jugendlichen Tritte zitterte, waren sie außer sich vor Entsetzen und riefen: „C'est un marin! c'est un marin!“

Gefahren waren immer für Pücker so anziehend wie süßer Blumenduft, wie der Zauber einer hellen Mondnacht, wie das Lächeln schöner Frauen, und so war es ihm gewiß nur annehmlich, daß auf dem Wege nach Venua das kleine Schiff, das ihn und Walfen aufgenommen, von einem englischen Korfaren angegriffen wurde, der erst eine Tartane von 3 bis 40,000 Pabang vor ihren Augen nahm, und dann sie mit einer Masse Flintenkugeln hegrüßte, von denen mehr wie fünfzig in die Segel ihrer Zelte fielen, so daß nicht viel fehlte, sie zu zwingen, anstatt nach Venua, nach Malta oder England zu segeln. Die Engländer riefen ihnen freitend nach: Come here! und drei bis vier kleine Boote ruderten ihnen eiligt nach: sie aber erreichten noch gerade glücklich den Spielraum der Landbatterie Saint Maurice, und waren somit vor dem Feinde glücklich gebergen.

In Venua verfaß Pücker nicht neben der Bewunderung des Hafens, der Kirchen, Gemälde und Paläste die angeregten Feirathspolane. „In Venua,“ schrieb er den 14. Dezember 1805 an Wolff, „wäre etwas in Feirathesachen anfangen gewesen, wenn ich meinem Stande gemäß auftreten konnte; seit kurzem sind fünf äußerst reiche Partheeren zum Theil sehr unbedeutenden Männern gemacht worden, weil es an Grouseurs fehlt. Noch jetzt sind drei Warten da, die mit großem Vermögen täglich auf Freier warten, und werden die eine sehr hübsch sein soll.“

Die drei Venueserinnen, die auf Freier warten, waren

für Pädler ein reizendes Bild wie ein Märchen von Grimm oder Perrault, das seine stets thätige Phantasie sich wohl weiter ausmalte, wenn er die anmuthigen Märchengestalten in ihren weißen Schleiern, mit dem Räder in der Hand, in den engen Straßen der Stadt an sich vorübergleiten sah, und ihre dunkeln Sammetaugen lieblich tragend den Blick des schönen jungen Fremden trafen.

Die anstrengendste Reise, die Hermann jemals gemacht, war die von Genua nach Rom, die er wieder beinahe immer zu Fuß zurücklegte. In der ganzen Lombardei bis Florenz fußhoher Schnee und schneidende Kälte; nirgends Felsen, zuweilen nur schlechte, rauchende Kamine. Dann Regen und alles durchdringende Nässe, so daß er, da auch die Betten nur leichte Sommerdecken hatten, in drei Wochen nicht einmal völlig warm wurde, und sich zuweilen nach den heimischen nordischen Bauerhöfen sehnte, trotz aller Perse und Liebe zum Reisen. Weil ihm ein Betturino einen zu hohen Preis forderte, ging Pädler zwischen Livorno und Florenz — diesmal wieder allein, da er sich von Wulffen auf kurze Zeit getrennt hatte — in stöckfinsterner Nacht und schrecklichem Wetter allein auf so ungangbaren Wegen, daß er mehrmals stehen blieb oder hinfiel. Die letzte Station vor Florenz nahm er endlich Extrapost, und fuhr im Galopp voll Freuden in Dante's Vaterstadt ein, wo er in dem schon damals berühmten Schneider'schen Hotel wieder mit seinem Freunde Wulffen zusammentraf.

In Florenz besuchte Pädler Raphael Morghen, der gerade mit seiner Transfiguration beschäftigt war. Dieser Künstler sagte ihm, daß er das Original seines berühmten Abendmahls nie gesehen, sondern nur nach einer Zeichnung gearbeitet habe. Pädler meinte, dies erkläre die Unbedeutendheit des Christusgesichtes auf diesem Kupferstich. Eine halbverlorenete Platte nach der Fornarina erfüllte ihn dagegen

mit wahren Entzücken. Die herrlichen Galerien von Florenz wurden gleichfalls von Pädler mit aufmerksamer Liebe betrachtet, doch fehlte damals die Venus von Medici, die man, um sie zu sichern, nach Sizilien schicken wollte, und die unterwegs von den Franzosen aufgefangen wurde.

Nach so vielem Aufenthalt und so vielen Beschwerden leben wir unseren Helden endlich mit klopfendem Herzen über den Ponte Nolle in Rom einfahren, wo er bald in allem schwebte, was Natur, Kunst und Alterthum nur darbieten vermögen. Rom erschien ihm noch immer wie die erste Stadt der Erde. Er wandelte den Tag über mit einem Freund unter den großartigen Ruinen, und erfreute sich an dem mannigfaltigen Reiz der Landschaft mit ihren dunkeln Finnen, die er nicht wie der Franzose Abont prächtig mit aufgespannten Regenschirmen, sondern mit weit gewölbten, in der Luft schwebenden Tauben verglich, an den rauschenden Springbrunnen, an den ersten großartigen Ecken der Architektur und dem magischen Glanz der Beleuchtung. Es war ihm, als höre er die Geschichte selbst zu sich reden, und die Vergangenheit trat mit den klaren, deutlichen Farben, die in festen Umrissen sonst nur die Gegenwart zu befeigen pflegt, vor seine Seele.

Auch die Reize der höheren Gesellschaft, die er so lange gekostet, und der er in Rom nicht länger ausweichen konnte, schlangen wieder ihre schillernden Netze um ihn. In den schattigen Gärten der Villa Borghese begegnete er unerwartet dem Prinzen Friedrich von Sachsen Weimar, dem Bruder des damals regierenden Herzogs, mit dem er schon von Wien her befreundet war, und dessen bringende Einladungen er nicht auszuweichen vermochte, wie er ihm auch vertraulich und unverholen seine bedrängte Lage auseinandersetzte. Der Prinz, der in Rom ein großes Haus ausmachte, und viele Personen von Rang und Auszeichnung um sich versammelte,

hatte manches höchst Sonderbare in seinem Benehmen, das est mehr weiblich als männlich erschien. Er begeisterte sich sehr für Kunst, in der er selbst wunderbar genug dilettantisirte; er hatte die Schwäche, sich für einen großen Sänger zu halten, und veranstaltete Konzerte, in denen er mit den ersten Künstlern Duette sang, und dabei so krähte, daß Pückler sich oft nicht des Lachens enthalten konnte, und die erste Haltung der Musiker dabei bewunderte.

Raum in diesen Kreis eingetreten, wurde Pückler überall gesucht; seine seltene, originale Erscheinung, seine frühe Natürlichkeit und Güte, sein Geist, all diese Vereinzigung glänzender, ja bezaubernder Gaben machten ihn zum Heiden der bunten internationalen Gesellschaft, die damals wie jetzt ihren beständigen Sitz in Rom aufgeschlagen hatte.

Häufig erschien er in dem Salon der Gräfin Schwaloff und ihrer Tochter, der Ärmstin Dietrichstein, welche selbst Künstlerin und seit kurzem Vizedirektorin der Malerakademie geworden war, deren Präsident, der k.k. k. Ritter Camuccini, von allen Damen geieiert wurde. Bei dem geistreichen Prinzen Poniatowski, dem Neffen des Königs von Polen, sah Pückler die bekannte Schriftstellerin Friederike Brun mit zwei hübschen Töchtern. Der Verkehr mit ihr wurde dadurch erschwert, daß sie an Taubheit litt, doch war sie sehr mittheilend und gefällig, und so unterrichtet über die römischen Konfischäpge, daß man alle Reisebücher in ihrer Gesellschaft entlehren konnte; ihre Sentimentalität dagegen konnte zu waudem Vöcheln Anlaß geben, und Pückler erzählte, daß sie, als er sie das erste Mal sah, um auszudrücken, daß es reave, mit trübem Mide nach dem Fenster schauend, sagte: „Ach, der Himmel weint wieder über die Sünden der Erde!“

Bei Mar. Brun begegnete Pückler dem dänischen Dichter Sehlensdager, den er als einen hübschen jungen Mann

beftrich, der aussehe wie ein Feld seiner eigenen Trauerspiele, nämlich nicht allzukräftig.

Wenn gedachte Pädler der vielen schönen Frauen der römischen Gesellschaft, der sanften Fürstin Cerevetri, der feurigen Duchessa Ventì, der in Diamanten strahlenden Vanquierefran Mad. Marfoni, neben denen die alte Herzogin von Chablais, welche nur durch ihre riesigen Perlen die Blüthe auf sich zog, wie die Hexe von Endor erschien. Im Hause der Prinzessin Ghigi, wo der Abbe Guidi jeden Abend eine Pharobank legte, ergab sich Pädler einmal wieder ganz der Leidenschaft des Spieles; er und sein Landsmann Graf Schenkensberg waren dort die stärksten Potenzen von Allen, was viel sagen will. Vennähe vor ihren Augen sahen sie an dieser Bank eine alte Fürstin V. bei einem ungeheuren Verlust vom Schläge gerührt werden, und mit verzerrter Miene niedersinken, was jedoch die eifrigen Spieler, kaum daß die Sterbende nach Hause gebracht worden, nicht hinderte das Spiel fortzusetzen.

Nach bei Karoline von Humboldt, der Gattin Wilhelms von Humboldt, der damals preussischer Gesandter in Rom war, verkehrte Pädler häufig: von Künstlern sah er die Bildhauer Thewissen, Canova, Rauch, den Landschaftsmaler Reinhard, den Portraitmaler Wallenbaum und noch viele Andere. Nach bei dem reichen Vanquier Torlonia sah man Pädler zuweilen erscheinen, und er besuchte die glänzenden Feste, welche der General Miollis, der Präsident der römischen Staaten, und zugleich ein gelehrter Alterthumskenner, in seiner Wohnung im Palast Toria gab, wo in der prächtigen Bildergalerie Tafeln von mehr als hundert Grecen aufgestellt waren. Der Pabst hatte den Carneval verboten, aber auch dieser Paus lebte unter napoleonistischem Druck, und der General, weit entfernt, des geistlichen Befehles zu

achten, gab erst recht ein großes Fest, bei dem er den Papst ohne Umstände einführen ließ.

Vorher aber war Pückler dem Papst Pius dem Siebenten noch vorgestellt worden und hatte ihm die Hand geküßt, was ihn wie jede Besonderheit höchlich amüßte. Er schildert diese Szene in den „Jugendwanderungen“ wie folgt: „Er (der Papst) saß wie ein Wild hinter seinem Stuhl, während ich meine drei Genußexerzitionen machte, stand aber auf, als ich ihm die Hand geküßt hatte, und unterhielt sich nachher sehr herablassend mit mir, wobei er von der römischen Gesellschaft vortrefflich unterrichtet schien. Zuletzt gab er mir sogar den angenehmen Auftrag, der Gräfin Schurwaleff ein Geschenk anzuzeigen, das Seine Heiligkeit ihr bestimme. Es war die Kopie der drei großen Obeliskten Roms in *rombo antico*. Beim Abschiede fanden nicht mehr Zeremonieen als bei jedem Privatmanne statt, und der heilige Vater begleitete mich bis an die Thür. Als die seltsamste Figur bei der ganzen Präsentation erschien mir der päpstliche Kämmerling, der halb wie ein Prälat und halb wie ein Kunstreiter angezogen war.“

Neunter Abschnitt.

Veränderung in Planz und Entbehrung. Ein Ball im Palais Doria
Ausbruch des Feuers. Pöglische Reise nach Neapel. Bekrönung des
Festivals. Grafen Jussu Wallenberg. Leidenschaft für sie. Der
Erzbischof von Tarant. Herr von Biskoff. Mad. Göttingen. Mad.
Zem. Mad. Pataquian. Pichello. Die Brüder Mäkeron. Graf
Lian. Prinzessin Belmonte. Bildhauser Schweigelt, ein moderner
Künstler. Rastkehr nach Rom. Verzweiflungsvoller Brief an die
Mutter. Mehr weltlich-höflichen Sorgen. Erkrankung des Vaters.

Niemand vielleicht von denen, die damals mit Pöglern
umgingen, hatte eine Ahnung von der Lebensweise, welcher
sich der gräfliche elegante Lion heimlich unterzog. Er ver-
reichte mit größter Sorgfalt seine Armuth, und ersann oft
hundert Ausflüchte, um sich Besuche abzuwehren, damit er
nicht in seiner Verbanung überrascht werde, die er einem Ham-
sterloch verglich. Und wenn er Abends zu Fuß die glänzenden
Szenen besuchte, in denen er einer der leuchtendsten Sterne
war, so suchte er bei schlechtem Wetter mit der Laterne in
der Hand durch die dunkeln Straßen wandernd, sich ängst-
lich die großen Steine aus, um sich die Schuße und
harten Strahlense nicht zu beschmutzen, wobei er zugleich
Acht gab, jeden Augenblick die Laterne zu verstellen, um
nicht von den vorbeifahrenden Bekannten bei dem hellen
Lichtstrahl erkannt zu werden. Jeder neue Anzug, den er
maße machen lassen, war für ihn eine bedenkliche Ausgabe.

Wo das Verbergen seines Geldmangels nicht mehr möglich war, sann Pädler auf andere Risten. „Ich helfe mir damit,“ schrieb er an Wolff, „daß ich vorgebe, mit meinem Vater brouillirt zu sein, wobei ich mir dann selbst mit vornehmem Anstande die Schuld gebe, zum Beispiel sag' ich so: Es ist wahr, mein Vater ist etwas genau, aber ich kann ihm eigentlich seine Strenge nicht sehr verdenken, da er schon 50,000 Rthlr. Schulden für mich bezahlt hat, und ich ein paar Jahre darauf wieder eben so viele gemacht hatte. Jetzt aber, sey' ich hinzu, habe ich es à tâche genommen, vernünftig zu werden, und da ich die Extreme liebe, so macht es mir Vergnügen, von einem auf das andere zu fallen, und, enfin, ruß' ich mit semischem Pathos aus, il est un temps pour la folie, mais il est un pour la raison. Auf diese Art erhalte ich mir so ziemlich das Relief, das der Reichthum in der Welt giebt, und erspare die Kosten dazu.“

Da kam es denn leicht, daß ihm zuweilen wieder das Bild der unbekannten reichen Braut vorschwebte. „Nach eins,“ schrieb er den 25. Januar 1809 aus Rem an Wolff, „die reiche Parthie in Zadsen, von der ich neulich meinem Vater schrieb, und deren Namen ich nicht wußte, ist das Fräulein Leibnitz in Ziebersdorf, sechs oder sieben Meilen von Mieslau. Sie ist das einzige Kind, und ihr Vater hat wenigstens 300,000 Thlr. im Vermögen. Das Mädchen ist jung, ziemlich hübsch, ländlich erzogen, und soll gut sein. Ich bitte meinen Vater recht sehr, sich nach ihr zu erkundigen, denn es scheint der Mühe werth zu sein.“ Bei allen solchen Anlässen erklärt aber Pädler zugleich, wenn die Braut nicht ganz seinen Wünschen entspräche, so wolle er nicht seine Freiheit für sie aufgeben.

Unterdessen eilte er, all diese Pläne und Gedanken in sich verschließend, von Fest zu Fest, feierte glänzende gesell-

schastliche Erfolge, die seiner Eitelkeit schmeichelten, und die ihm so leicht wurden durch die ungeheure Ueberlegenheit, die er den meisten dieser eleganten Vornehmen gegenüber in sich empfinden mußte. Dazu machte er überall den Damen den Hof, manövrierte sie mit seiner Liebendwürdigkeit, und spielte mit ihren Herzen mit einer Virtuosität wie ein Pächler, der seine Violine oder sein Klavier beherrscht. Wäre nicht die ewige Weltüberlegenheit gewesen, er hätte sich herrlich amüsirt!

Eine unerwartete Episode gewährte seinem die Abwechslung liebenden Sinn noch dazu neue Befriedigung. Ein großer vom Gouverneur gegebener Ball im Palast Doria nahte sich eben seinem Ende, der Morgen nahte, und die Herzen waren niedergekränkt, man hatte sich müde kolettiert und müde getanzt; nur die nordischen Fremden, und unter ihnen vor allen Pächler, die später erkörst sind als die Südländer, facevano l'amore ohne Unterlaß mit den schönen, in Diamanten und Perlen prangenden Italienerinnen, deren dunkle gekommisfarbene Augen wie schwarze Sonnen leuchteten, deren lafres Lächeln bezauberte. Da trat ein Fremder, der grade von Neapel angekommen war, mit der Nachricht ein, der Vesuv sei eben in vollem Ausbruch.

Das war ein unwiderstehlicher Magnet für Pächler; alle Sparpläne waren vergessen; er mußte das seltene Phänomen sehen, für dessen Dauer es keine Vergeltung gab, weshalb die größte Eile geboten war. Auf der Stelle entflohen sich einige Vollgäste zur Reise, und die Sonne war noch nicht aufgegangen, als Pächler sich schon in einem bequemen Wagen mit Extrapost in Gesellschaft einer Gräfin Wey und seines Freundes Wulffen auf der Straße nach Albano befand. Der Weg ging über Terracina und Gaeta.

Es war noch dunkel, nämlich fünf Uhr Morgens, als die Reisenden in Neapel anlangten. Viel zu ungeduldig,

sich auszurufen, erwarteten Pädler und Wulfen, während die Gräfin im Gasthose blieb, auf dem Molo di Chiaia, wo das aus dem Krater des Vesuvus hervorragende Feuer ununter magisch die Gegend erhellte, den Anbruch des Tages, der ihnen das herrliche Schauspiel dieser wunderbaren Gegend enthüllte, das sie mit innigem Entzücken betrachteten.

Der Tag entschwand wie ein Traum; am Abend um elf Uhr machte man sich zur Besteigung des Vesuvus auf den Weg. Die Gesellschaft wurde noch durch den geschäftigen deutschen Milzbauer Schweigelt, und durch die schöne Gräfin Julie Wallenberg, eine Wienerin, vermehrt, die Pädler hier zum erstenmal erblickte, und deren Bekanntschaft bedeutungsvoll für ihn wurde, da sie ihn für sich einzunehmen wußte, wie wenn etwas von der glühenden Lava des Vesuvus in sein Herz gefallen wäre. Beim Schein der Fackeln und des Kraters, und dem einer erwachenden Leidenschaft doppelt angeregt, genoß Pädler mit seiner Gesellschaft das großartige Bild bis zum Morgen, wo man in Pectime Christi auf die Gesundheit Pluto's und aller Götter des Tartarus trank, und dann noch, aller gehabten Anstrengungen vergessend, Pompei besichtigte.

Die Zeit seines Aufenthaltes in Neapel brachte Pädler fast immer im Hause der Gräfin Wallenberg zu, die dort mit ihren beiden Kindern lebte, und abwechselnd seine Neigung befriedigte, oder seine Eifersucht rege machte. Daß sie verheirathet war, kümmerte ihn wenig, ja machte ihn nicht einmal unglücklich. Was ging ihn das an! Wenn er nur ihre Gunst erlangte, so hatte er alles, was seine Sehnsucht begehrte. Die Ehemänner im Allgemeinen war er gewohnt, nur als eine Art komischer Desolationen anzusehen, die zu betrachten ihn zuweilen belustigte, die er aber nie als in den zu spielenden Roman eingreifende Personen

anerkannte; oder auch erschienen sie ihm wie gleichgültige Zeitstücken seiner Freygeburten, die diese nach Belieben, so gut als ihre Köpfe und ihre Füße, ablegen oder tragen konnten. „In diesen Dingen habe ich gar kein Verwissen,“ sagte Pädler noch im späten Alter mit einer Art von naivem Stolge.

Solche Ansichten bezieht Pädler als ein Ergebniß seiner Zeit, und besonders der Grundlosigkeit der vornehmen Gesellschaft. Und so fand er denn überall Hunderte, dieachten wie er, und die, von gemeinerem Stoffe als er, nicht einmal so viel Gefühl, Phantasie und Gemüth in ihre Vergnügungen mischten, als er, dessen gutes Herz und poetischer Sinn sich nie ganz verläugneten.

Wie darf man vergessen, wenn man Pädler gerecht beurtheilen will, in welcher Epoche und in welchen Umständen er aufgewachsen war. Hat obnehin schon die höhere Gesellschaft sich stets durch eine unsterbliche Reichfertigkeit auszeichnet, so war überhaupt im Anfange unseres Jahrhunderts die Sittlichkeit, von der die Prinzessin in Goethe's „Faust“ so schön sagt, daß sie „wie eine Mauer“ das ganze, leichtverlegliche Geschlecht umgebe, anderen entgegengelegten Auffassungen gewichen, und die Mauer meist in ein dünnes Spinnweb umgewandelt, das beim geringsten Anstoß zerriß. Die getreuen Votten waren selten geworden, und sahen ihre Kiberte nicht als Hinderniß an, anderen Vottern zu folgen, und die Jerusaleme und Werther kamen deshalb nicht mehr nöthig, sich anzubringen. Selbsterzürungen und Seelenbrautlichkeiten waren in den verschiedensten Gestalten und Variationen sehr weit verbreitet. Die Mauer sah verdunst und betruht sich zur Ausnahme hochgeachtet, und die Ausnahmen triumphirten in übermächtiger Lustigkeit als Majorität: Alles lernte Pädler kennen in bantem Wechsel der Verhältnisse und Ereignisse,

nur kein beglücktes Familienleben, und wenn er ihm etwa auf seinem Wege irgendwo begegnete, so mag er, trotz all seines Scharfblickes, den echten Edelstein zwischen so vielen falschen nicht erkannt haben.

Unter den Personen, die Püddler sonst in Neapel kennen lernte, sind noch der Erzbischof von Tarant, der russische Gesandte Herr von Bibikoff, Mad. Kilangieri, die berühmte Sängerin Mad. Cessi, Mad. Battaglini, Paesello, die beiden Brüder Micheroux, Graf Thurn und Prinzessin Belmonte zu nennen, so wie der schon oben erwähnte Bildhauer Schweigelt, der sich besonders durch seinen Amor großen Ruf erworben, und von dem Püddler die Besonderheit erzählt, daß er einmal neben dem Boote, das seine Geliebte trug, von Neapel bis Capri, acht Seestunden weit, schwamm, ein Kraftstück der Muskeln und der Liebe, das auch Candor Ehre gemacht haben würde.

Püddler erhielt die Aufforderung, sich auch dem Hofe vorstellen zu lassen, an dem man einen so ausgezeichneten Fremden mit Vergnügen gesehen hätte, aber so gern er dies sonst gethan haben würde, so nahm er einen Vorwand, es abzulehnen, da er die dabei unausweichlichen Kosten scheute.

Mitte April sah sich Püddler genöthigt, nach Rom zurückzukehren, um dort seine Angelegenheiten mit Terlonia zu ordnen, doch hoffte er in vierzehn Tagen wieder bei der schönen Gräfin Julia in Neapel zu sein, und den Sommer etwa in der Nähe ein Seekbad zu gebrauchen, um Nervenleide und Liebesfeuer zu verbinden.

Den 15. April 1809 schrieb er aus Rom wie folgt an seine Mutter:

„Theuerste Mutter. Eben komme ich von Neapel zurück, und finde auf der Post Deinen liebenswürdigen Brief, der mich tief bewegt hat. Ja wohl, meine gute liebe Mutter, dann fühlt man den unschätzbaren Werth eines Gutes erst in

seiner ganzen Größe, wenn man nahe daran gewesen ist, es zu verlieren. Ich habe dessen wahrlich nicht nöthig, um meiner guten Mutter ganzen Werth zu kennen — aber desto stärker mußte mich die schreckenvolle Nachricht angreifen. O Gott! wer wird mich denn noch lieben, wenn Du nicht mehr bist! von mir ist ja längst schon alles abgefallen. — Die Unglücklichen liebt niemand, dem Glücklichen nur schließt jedes Herz sich auf, er nur pflückt die herrlichen Plüthen des Lebens. Ich habe bittere Thränen geweint — zum erstenmal seit langer Zeit nicht über mich allein; seltsam haben mich die Schauer jener allmächtigen Liebe durchbebt, die nur der süßen Kintterjahre Antheil sind; schreckenvoll hat das Bewußtsein der finstern Gegenwart mich aufgeschreckt, und in wilder Verwerfung habe ich das Pistol ergriffen, das stets geladen an meinem Bette liegt. Darf ich es Dir sagen? ich hab' es losgedrückt, und unbegreiflich bleibt mir noch — der Schuß versagte — ein schlechter Flintenstein entschied über mein Leben. Aus Schwäche, aus elender Schwäche, machte ich keinen zweiten Versuch — ich bequeme mich seig zum neuen Schmerz und Weiden, da, wo ein kühner Augenblick der ganzen verächtlichen Existenz ein ersehntes Ende machen konnte. Mein Körper und mein Geist ficken schon längst langsam und schleichend dem Tode zu, wer soll mir wehren, über die letzten Stufen einen raschen Sprung zu thun.

Ich lebe, seit ich in Italien bin, wieder in der großen Gesellschaft, und mache, was Vielen unglaublich scheint, keine Schulden, weil jede Demüthigung mir gleichgültig ist, weil kein Vergnügen mich reizt, weil ich die ganze Welt und mich verachte. Mancher hält mich für glücklich, weil man mich immer lustig, frampfhast ausgelassen sieht, während innerlich ein tobender Schmerz in meiner Seele wüthet, dem ich gleich einem Rasenden zu entfliehen suche,

der aber immer wüthender die grausen Krallen in seine zitternde Leute schlägt. Wenn ich allein bin, trösten mich zuweilen Thränen, wenn ich Leute um mich sehe, kann ich nur lachen und reden, immer sprechen, mich betäuben, ohne mehr zu wissen was ich sagte, wenn ein Augenblick vergangen ist. Alles ist mir so gleichgültig, daß ich mich zu wundern habe, wie Dein Brief, die Gefahr, in der Du geschwebt hast, mich so hat rühren können — ich glaubte schon für alles abgestorben — der Mutterliebe wird man's nie.

Ich lebe in der Gesellschaft meines Gleichen, weil ich es nicht mehr ertragen konnte, nur mit Aushern und Gastwirthen umzugehen, und weil die ewige Einsamkeit manchmal dem Unglücklichen unerträglich wird. Es sind hier zwei Personen, die Dich kennen, die ich viel sehe, und die mir viel Empfehlungen an Dich aufgetragen haben. Der Prinz Friedrich von Sachsen-Weimar und die Marchesa Massimi, Tochter des Prinzen Xaver von Sachsen; die letztere hielt mich, weil ich so alt geworden bin, für Deinen Mann, sie will noch jetzt nicht glauben, daß ich Dein Sohn bin. Gewöhnlich giebt man mir 40 Jahre, Du selbst wirst mich vielleicht nicht gleich erkennen — besser ist es, wir sehen einander nie wieder.

Von der Verderbenheit der Menschen habe ich kürzlich wieder ein neues Beispiel erfahren. Ich hatte, ich glaubte einen Freund zu haben. Mein Vater schickte mir ein Geschenk, mein Freund war in Verlegenheit, ich borgte ihm die Hälfte — er reiste heimlich damit fort. So sind sie alle, wehe dem, der Einem traut, aber nur mich macht Schaden niemals klug. Es war mir wenig um das Geld, was ich zur Nothdurft brauche, hab' ich doch — die undankbare Schlichtheit war es, die mich schmerzte.

Lebe wohl, geliebte Mutter, lässe Deinen Max, und

darf Du, daß ich ausgerungen habe, so denke er war
 zur Waise nicht geboren, wohl ihm, daß er gestorben.

Dein treuer Sohn."

Diesen seltsamen Brief darf man wohl als eine Aus-
 gabe der äußersten Uebertreibung ansehen; Pädler's rast-
 lose Phantasie gefiel es, ein dunkles Nachspiel zu kompo-
 niren mit dem er seine Mutter um so lieber erschrockte,
 da ihm die Vernachlässigung und Verlorenheit, die er im
 irdischen Hause erlitten, oft bitter in's Gedächtniß kam.
 Daß Pädler sich seiner Mutter als so alt geworden schil-
 derte, daß man ihn für ihren Gemahl, für einen Vierzig-
 jährlingen halten kann, ist um so sonderbarer und um so
 weniger glaublich, da er mit fünfzig Jahren noch wie ein
 Zwanzigjähriger erschien.

Was nun seine Stimmung, als er seiner Mutter schrieb,
 zeigen sein, wie sie wolle, so stürzte er sich auf's neue
 in das heitere römische Leben, besuchte Feste und Gesell-
 schaften, und vergaß auch vielleicht schon etwas seine Leiden-
 schaft für Gräfin Julie, wie denn auch die Priester der
 salben Frau ihm seine Rölle verwerfen, und die Versäc-
 herung zusprechen, daß er sie, kaum aus den Augen, auch
 aus dem Sinn verlieren habe. Jedenfalls möchte es schwer
 sein, die Mischung von Eifersucht, Hölle und wirklicher
 Leidenschaft, die beide Theile empfanden, chemisch zu
 zerlegen.

"Wenn ich gesund wäre," schreibt Pädler den 20. Mai
 1809 aus Rom an Wolff, "und Geld hätte, so würde ich
 vor wie im Elbium sein, hier, wo alles sich vereinigt —
 reizende Natur, hohe Erinnerungen und Denkmale des
 Antikums, die höchsten Werke der bildenden Kunst, ein
 zauberndes Klima und himmlische Weiber, um das Leben in
 lauter Lust und Wonne, in süßem Rausche wegzuräumen.
 Alle diese Vorzüge dienen jetzt nur dazu, meinen Kummer

zu vergrößern, indem sie mir wie dem Tantalus die goldenen Früchte wohl zeigen, wenn ich aber begierig darnach greife, stets mit grausamer Hand wieder zurückziehen."

Beunruhigend war es für Pädler, daß es mehrere Monate versuchten, ehe er Briefe von zu Hause empfing, und auch die ersuchten Wechsel blieben es lange über die festgesetzten Termine aus, so daß er Wolff im Juni schrieb, wenn sein Trierquartal nun noch nicht komme, so müsse er verkungern oder borgen; und in der That ließ er sich endlich nach großen Spielverlusten, und nachdem er in Neapel der Gräfin Wallenberg aus einer Verlegenheit abholfen, vom Abbé Guidi, dem geistlichen Hazardspieler, 150 Teypien leihen.

Den Plan zur Fortsetzung seiner neapolitanischen Plebeschulle gab er nun vollständig auf, um so mehr, da er die Nachricht von der Erkrankung seines Vaters erhielt, die ihm große Sorge machte, und auch die Zeitumstände fortwährend zu mancher Beunruhigung Anlaß gaben. Er hoffte jedoch, daß der Krieg seinem Vater diesmal keinen großen Schaden gethan, und die Oesterreicher nicht nach Warschau gekommen seien.

"Ach Gott," schreibt er aus Rom den 20. Mai 1809 an Wolff, "was für unglückliche Zeiten sind über unsere Familie verhängt! Ich glaube, daß ich mir nächstens eine Pistol vor den Kopf schreße, weil mir aller Lebensgenuß versagt ist.

Sie beunruhigen mich entsetzlich mit Ihren Erzählungen von meines Vaters Stränkllichkeit; ich hoffe, daß es nur Verdruß und Misgimth ist; heuten Sie ihn doch auf, so viel als es nur möglich ist, ich kenne meinen Vater, und weiß aus eigener Erfahrung, (denn ich gleiche ihm darin vollkommen sehr), wie sehr er an seinem Kummer leiden kann, und sich ganz von ihm danlederschlagen, ohne an

agent etwas mehr Freude zu haben. Gott helfe uns, ich bin wahrhaftig ganz frohlos.

Meiner Mutter habe ich geschrieben, grüßen Sie meine Schwestern, ich werde ihnen antworten, so bald meine Schwanz etwas heiterer geworden ist. Meinem guten Onkel tausend, tausend Grüße. Wenn nur mit meinen Kindern erst ein Arrangement gemacht ist, so komme ich nach, und will ihn pflegen und warten und aufheitern, so viel ich kann. Es geht jetzt schlimm, aber vielleicht kommt doch noch uns Allen eine freundliche Zukunft. Nur nicht seinem Gram nachhängen soll mein Vater. Er soll gut essen, gut trinken, sich mit seinem Mädchen und der Jagd amüsiren, und übrigens wie mein Großvater gegen Alles gleichgültig sein, das erhält die Gesundheit am besten, und ist die geschickteste Philosophie. Er muß sich recht zwingen, seinen Grillen und allem Verdruß die Thren zu verschließen, damit er seine theuren Tage für uns Kinder fruchtbar, die wir gewiß gern Alle unser Leben für das Seinige geben.

Ich schreibe nicht selbst an ihn, weil wir beide zu melancholisch sind, und unsere Correspondenz nur wieder mit einer glücklichen Begebenheit anfangen soll. — Lieben Sie wohl, guter Weiss, und grüßen Sie herzlich von mir Frau und Kinder."

Zweiter Abschnitt.

Rückreise. Fußwanderung nach Ancona. Venedig. Neuer Geldmangel. Strafburg. Arrangement mit den Gläubigern. Abneigung gegen die Rückkehr. Plan als Freiwilliger nach Spanien zu gehen. Erster Vorschlag der Mutter. Soldat oder Mentor. Neue Erkrankung des Vaters. Plan in das bairische Regiment Taxis einzutreten. Entschiedenheit des Vaters: nach Murau! Reise nach Paris. Rückkehr Herzogensamkeit. Erbschaft

Es war nun Zeit für Hermann, Italien zu verlassen und sich wieder der Heimath zuzuwenden. Er verließ Rom, und nahm seinen Rückweg über Ancona, wohin er, wieder zu Fuß, in fünf und einem halben Tage ganz allein mitten durch die Appenninen wanderte, und zwar gerade durch die Gegenden, wo die Räuber am ärgsten hausten; aber erstens lichte er ja die Gefahren, und dann — „die Briganten sind mein geringster Kummer, denn wo nichts ist, läßt sich nichts nehmen,“ schreibt er lustig an Wolff.

Aber sein Geldmangel wurde immer bedenklicher. „Da ich von Ihnen seit vier Monaten keine Nachricht mehr habe,“ schreibt er den 6. August 1809 aus Venedig an Wolff, „so scheint es, daß man gar nicht mehr sich erinnert, daß ich noch existire. Hätte ich nicht zum Glück einen Freund in Rom gefunden, der für diesen Augenblick Verwandtenstelle bei mir vertreten hat, so würde es jetzt nicht zum Besten mit mir stehen, denn mit einem Wechsel von 300 Thälern

vierteljährlich hat man bei einem adressirten Banquier nicht allzuviel Credit, und Torlonia hat mich durch sein Betragen oft demüthigend an meine subordinirte Rolle erinnert.*

Den 6. October langte er in Straßburg an, und da er noch immer nichts von zu Hause erfuhr und nur noch einen Tulasen übrig hatte, so schrieb er endlich den 28. d. M. an Wolff wie folgt:

„(Ich bitte, daß dieser Brief unter uns bleibt.)

Wie ist es möglich, daß man mich so vergißt? Mein Quartal ist noch nicht angekommen, und hätte ich das hier Vorgefundene, wie ich schon auf dem Punkt war, nach Rom geschickt, so wäre ich in einer tödtlichen Verlegenheit. Ein Fremde hat mir in Rom ohne Interesse 600 Thaler geborgt, die ich ihm wiederbezahlen soll nach meiner Bequemlichkeit, und wenn ich ein eigenes Vermögen besäße. Ich könnte dieses Geld sehr süßlich behalten, und es wäre sogar in jeder Hinsicht vortheilhaft, aber alles was Schuld heißt, ist mir so zuwider, daß ich, sobald mein Michaelisquartal an kommt, es hinschicken will, und im nächsten halben Jahr auch das Uebrige abtragen. Dieses Uebrige, 300 Thaler, habe ich in Neapel weggeschenkt, und es reut mich nicht, ja, ich würde es noch thun, wenn ich mich in demselben Halb befände. Denken Sie sich, lieber Wolff, eine liebenswürdige, vortreffliche Frau, die für das schönste Weib in Neapel gilt, eine Wienerin, eine Gräfin Gallenberg, kam durch die Tollheiten ihres Mannes und die kritischen Zeitumstände, die ihr alle Ressourcen aus ihrem Vaterlande abhauften, in eine tödtliche Verlegenheit um eine Summe von 50 Louisdor. Wenn ich je die Leidenschaft einer wahren Liebe gekannt habe, so empfand ich sie für diese Frau, die meine Empfindungen theilte. Ich habe einige sehr glückliche Monate mit ihr verlebt, und ihre Großmuth, ihr edles Herz, die Anseln und Standhaftigkeit ihres Charakters hat ihr

meine wärmste Freundschaft auf ewig erwerben. Da Sie mein einziger Freund sind, dem ich ganz traue, so will ich auch kein Geheimniß vor Ihnen haben, und schicke Ihnen, um meine Freundin besser beurtheilen zu können, ihren vorletzten Brief an mich mit. Diese Frau also, selbst immer bereit zu helfen wo sie konnte, verbarg mir auch ihre traurige Lage nicht — wir waren zu innig miteinander verbunden, um einer falschen Dehleresse so unter uns Raum zu geben. Ich war trostlos, ihr nicht helfen zu können, da fand sich jemand in Rem, der mir auf meine Bitten bejahend antwortete, und mir die 50 Louisd'or versprach, die ich nun gleich damals mir vornahm am Mund abzusparen, um sie ihm wiedergzugeben. Derselbe borgte mir nachher, da mein Wechsel nicht ankam, noch 800 Thaler, um meine Reise antreten zu können.

Jetzt wissen Sie also aufs genaueste meine Umstände, und Sie sehen daher, wie nöthig mir Pünktlichkeit in Zahlung meiner Quartale ist, und wie schwer mich jeder Abzug drückt, den ich doch fast bei jedem Quartal erleiden muß.

Ich verlasse mich, lieber Wolff, auf Ihre Discretion, den Brief von der Gräfin heben Sie mir auf, bis ich einmal selbst nach Muslau komme. S. P."

Endlich kam das ersuchte Geld, und Wolff sagte zugleich die glückliche Nachricht bei, daß der alte Pädler mit der Arrangirung der Schulden seines Sohnes beschäftigt sei, wodurch denn seiner Rückkehr nichts mehr im Wege stehen hätte.

Aber das stille Muslau und noch dazu die väterliche Aufsicht standen Hermann wie ein Schreckgespenst vor Augen; er beeilte sich daher auch nach Hause zu schreiben, es wäre ihm, die Abfindung seiner Gläubiger würde am leichtesten von Statten gehen, wenn er nicht gegenwärtig, und diese jeden Augenblick seinen Tod gewärtigen könnten. Er schlägt

deshalb vor, sein Vater möge ihm die Erlaubniß geben, mit den sächsischen Truppen als Freiwilliger nach Spanien zu gehen. Das war eine Unternehmung, die seinen Ehrgeiz und seine Phantasie lockte: ein fernes Land, Kriegslieben, Gefahr, Abenteuer! er konnte sich nichts Besseres ausdenken. In einem Jahre, meinte er, wolle er denn auch wiederkommen, und dann in Muslau bleiben.

Je mehr er daran dachte, je mehr brannte er darauf, den spanischen Plan zur Ausführung zu bringen, den er mit Eifer betrieb. Sein Vater sollte für ihn die nöthigen Schritte thun. Der König von Sachsen war gerade in Paris; Büttler wünschte, man möchte ihm rasch von Dresden her Empfehlungsschreiben an den sächsischen Gesandten und andere angesehenen Personen, die den König begleiteten, verschaffen. Könnte der König aber früher schon zurück, so möge sein Vater diesen persönlich ersuchen, seinem Sohn zu erlauben, als Freiwilliger sich seinen Truppen anzuschließen, und in Spanien die Uniform des Regiments tragen zu dürfen, in dem er früher gedient habe. Er war schon so verliebt in diese Vorstellung, daß er sich bereits bei Wolff erkundigte, ob diese Uniform seitdem Veränderungen erlitten habe, und sich wie ein Kind auf seine Equipierung freute, die, wie er versicherte, nicht über sechshundert Thaler kosten sollte, und die ihm sein Vater immerhin als Vorschuß geben könne, da er während des Krieges in Feindesland wenig brauchen würde. Auf die Sache, um die es sich handelte, kam es ihm dabei weit weniger an: er ließ sich kaum Zeit, über sie nachzudenken, der abentheuernde fahrende Ritter suchte sich eben einen neuen Schauplatz, um alles auszulassen, was von überprudelnder Kühnheit, ledem Geldemuth und Darf nach Gefahren in ihm lockte.

Um seinen Vater seinem Sinne geneigter zu machen, schrieb er an Wolff: „Von angestrichen Gedanken soll sich

mein Vater nicht abhaken lassen, denn wenn mir zu sterben bestimmt ist, so kann ich eben so gut in Straßburg am Fieber, als in Spanien an einer Kanonenkugel sterben, und in den jetzigen Zeiten ist es in meiner jetzigen Lage gewiß, ich wiederhole es, sehr zweckmäßig, diese Demarche zu machen. Sie stimmt übrigens mit meinen Wünschen überein, und ich bitte meinen Vater recht inständigst, sie mir zu gewähren."

Seine Mutter bot ihm damals wieder an, bei ihr als Hofmeister ihres Sohnes umsonst zu leben. Nach diesem Vorschlag theilt er seinem Vater mit: aber natürlich war er mehr für den ersteren, da es ihn ungleich mehr reizte, Soldat als Mentor zu werden.

Während dieses Hinundher der Erwartungen und der zu treffenden Entscheidungen vertrieb er sich in Straßburg die Zeit mit mehreren gleichzeitigen Liebesverhältnissen verschiedener Art, die ihn in beständiger dramatischer Spannung erhielten, und die er sich zugleich dadurch noch pilanter zu machen suchte, daß er drei dieser Beziehungen der Gräfin Julie, mit der er seinen Briefwechsel fortsetzte, lebendig schilderte, und zwar in einer freien Sprache, die an die Zeiten des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig erinnert. Niemand vielleicht ist in seinem Leben an Liebes- und Freundschaftsbriefen fruchtbarer gewesen als Pückler; es ist erstaunlich, was er alles in diesem Jahre geleistet hat; es war das eine Erholung, eine Schriftstellerei, ein Spiel der Gedanken und der Phantasie für ihn, zu dem er stets bereit war.

Die Gräfin Seydewitz, die mit Pückler das gemein hatte, daß sie liebte stets unterwegs und auf Reisen zu sein, befand sich eben in Paris, und da sie ihren Sohn so nahe wußte, und doch verlangte, ihren „Erstgeborenen", wie sie ihn gern nannte, einmal wiederzusehen, so kündigte sie ihm an, sie wolle ihn in Straßburg besuchen, und dann mit

sich nach Paris nehmen. Aber Püßler widerstand sogar der Bedingung, die für ihn ungeheuer war, diese in ihrer Art einzige Stadt zu sehen, weil er glaubte, daß es seinem Vater nicht angenehm sein könne, wenn er der Einladung folge, und auch weil er selbst nicht recht wußte, wie er sich gegen den Herrn Stiefvater benehmen sollte.

„Aprésent.“ schreibt er seiner Mutter aus Straßburg den 4. Nov. 1809, „que je suis sur le point de me separer, au moins pour très-longtemps, de ma famille, je veux bien vous avouer que dès l'époque du changement étonnant de mon sort, qui excite la pitié de tous les étrangers, mais qui toucha si peu mes proches que pas un seul individu d'entre eux n'ait seulement daigné m'en témoigner de la peine, je fis le voeu solennel de ne jamais revoir dans cette vie aucun de mes parents. Négligé, maltraité et méconnu de presque tous, je n'ai du ressentiment contre personne, je ne demande rien à personne, mais je m'en éloigne, et je crois avoir le droit de le faire. Tyrannisé dès ma plus tendre enfance, les domestiques et les Herrnbuter se sont ensuite partagés mes premières années — encore tout jeune on m'a envoyé dans une ville étrangère avec un imbécille d'instituteur qu'on ne connaissait seulement pas, qu'on n'avait jamais vu! — Comme on ne voulut payer un gouverneur plus cher qu'un valet, on était obligé d'en changer comme des chemises, et on tombait toujours de pire en pire. Enfin on m'envoyait à l'université, je commençais à entrer dans un âge plus mûr, le moment était propice pour corriger ce qu'on avait gâté jusqu'ici — point du tout, on me confiait encore à un précepteur à dix écus par mois, et continua à me traiter comme une bête, à laquelle on commande sans lui expliquer pourquoi il

faut qu'elle obéisse. La même farce à peu de changements près se répète durant mon séjour à Dresde, ce n'était enfin que quand on fut forcé de m'abandonner à moi-même, que je pus moi-même aussi travailler à me réformer et réparer en quelque sorte les tristes suites d'une éducation aussi négligée, faible et ridicule, qu'arbitraire, insensée et soutenue sans énergie et caractère. Cependant mon père est un brave homme, un homme d'esprit même — vous, ma mère, vous avez beaucoup d'esprit aussi, le coeur très-sensible, et même un penchant à la sentimentalité — je le vois bien, il n'y a que moi qui suis à blâmer, si j'avais été un imbécille j'aurais fait le meilleur fils du monde, si j'avais beaucoup plus d'esprit que je n'en ai, et avec cela un peu de fausseté, je le serai encore, ou je le paraîtrai au moins, ce qui revient au même, mais comme j'ai le malheur de ne tenir justement au milieu de ces deux extrêmes, il faut bien que je reste tel que je suis, et c'est tant pis — aussi je m'en punis, je vous quitte tous, et je renonce à tous vos bienfaits; que n'ai-je de la fortune pour vous rendre jusqu'à la dernière obole ce que je vous ai jamais coûté — on me l'a souvent reproché comme de l'argent mal employé, hélas, on avait raison, il a été vraiment très-mal employé.

Je suis avec le plus profond respect

ma chère mère

votre très-humble serviteur et fils

Hermann P. -

Bittere Worte sind das, die aber aus dem Innersten seiner Seele kamen, und gewiß auf tiefster Wahrheit beruhten, denn undankbar war Pädler nie.

Wegen Weihnachten 1809 mußte Pädler anstatt einer

Entscheidung über den spanischen Plan durch Wolff erfahren, daß sein Vater ernstlich erkrankt sei. Dadurch waren die Verhältnisse nun freilich geändert, und es schien für ihn nicht angemessen, sich in so weiter Ferne zu binden.

„Ich gestehe,“ schreibt er den 26. Dezember 1809 aus Straßburg an Wolff, „daß ich bei solchen Umständen mit Ja zu an das spanische Project gebe — es bietet sich in dem Augenblick auch noch ein anderes dar, das vielleicht die Vortheile des spanischen und des muslauer verbindet. Meine Mutter benachrichtigt mich nämlich, daß die erste Escadron im bairischen Regiment Taxis für 8000 fl. (etwagefähr 1000 Thaler) zu kaufen ist, und da ich schon den Rittmeisterscharakter habe, so würde es für mich keine Schwierigkeiten machen, sie zu erhalten. Es ist wahrscheinlich, daß ich mich in den jetzigen Zeiten bald pensioniren würde, am ersten in Baiern, wo ich schon die königliche Familie persönlich kenne, und auf allerlei Protection rechnen dürfte. Nähme ich diese dreist an, so könnte ich in Friedenszeit oft auf Urlaub nach Muslau kommen, und die dortigen Geschäfte besorgen helfen, und mir eine Uebersicht davon verschaffen, auch einen Mann auslesen, dem ich in einem unglücklichen Fall, welcher, wie ich inbrünstig zu Gott bete, noch recht lange entfernt sein mag, die Geschäfte statt meiner übertragen könnte. Nach wäre ich dann bei einer bestimmten Carriere sicher, wenn die Taxis auch noch so schlecht turnirten, doch wenigstens für die Noth gesichert zu sein.“

Ich überlasse jetzt meinem Vater die Entscheidung, aber was geschehen soll, muß bald geschehen. Soll ich nach Muslau kommen, so bitte ich nur wegen dem Druß meines Vaters bis zum nächsten Quartal damit warten zu dürfen. Soll ich nach Spanien gehen, so bitte ich meinen Vater, sogleich bei dem Kriegeministerium für mich um die Erlaubniß anzuhalten, den sächsischen Truppen nach Spanien

zu folgen, und dabei die Uniform des Regiments zu tragen, in dem ich ehemals getient habe: zugleich könnte man wohl sich an den Kriegsminister selbst wegen eines Empfehlungsschreibens an den sächsischen kommandirenden General wenden. Alles dieses hat mehr Gewicht, wenn mein Vater darum anhält, als wenn ich es thue. Soll ich die bairische Escadron kaufen, so kann das gleich geschehen, und ich brauche nur nach München zu reisen. Also bitte ich jetzt um schnelle und bestimmte Antwort, um sogleich anfangen zu können, meine Arrangements zu nehmen.

Tausend Grüße und Wünsche für seine Gesundheit an meinen Vater, Empfehlungen an's Amtshaus, an Hempel, Versicherungen meiner Freundschaft an Ihre liebenwürdige Familie, u. s. w. Jeder meiner Schwestern einen Kuß.

S. P.

Ich sage Ihnen noch einmal, daß ich durchaus keine Einwendungen gegen die Entscheidung meines Vaters machen werde, sondern ihr blindlings gehorchen. Adieu.

Hermann Völker.

Wird für Spanien entschieden, so bitte ich Sie, mir genauer anzugeben, was Sie von Dresden her erfahren können, welche Veränderungen die Garde du Corps-Uniform erlitten hat, damit ich sie eben so machen lassen kann."

Diesmal hatte sich Hermann schon im voraus als gehoramen Sohn erklärt, und mußte der väterlichen Entscheidung folgen. Diese kam. Aber ach! sie lautete nicht Spanien, nicht einmal Vaitern, sondern: *Muska!* — Gut denn! Das Opfer mußte gebracht werden! Aber nun wollte er wenigstens noch Paris sehen, gewissermaßen um sich dafür zu belohnen, daß er vorher die Einladung der Mutter dahin nicht angenommen hatte. Er schrieb deshalb aus Straßburg den 22. Januar 1810 an Wolff:

„Lieber Weiss!

Mein Vater sollte eigentlich nicht darüber zürnen, wenn er mich lieb hat, daß ich noch etwas von der Vätergabe des leiblichen Reichthums übrig behalten habe, denn ohne sie hätte ich längst der Welt und ihrem Rummel freiwillig Palet gesagt. — Wenn mein Vater meine melancholische Gestalt in Muelau wird herumerschleichen sehen, wenn er bemerken wird, wie ich an nichts mehr lebhaften Antheil nehme, wie ich der menschlichen Gesellschaft überdrüssig nur die Einsamkeit aufsuche, und seitdem ich selbst alle Eigenschaften eines angenehmen Gesellschafters verloren habe, nur noch Vergnügen im Umgang mit meinen Büchern finden kann — wenn, sag' ich, mein Vater mich so kennen lernen wird, könnte er vielleicht noch meinen alten frohen und lustigen Reichtum an mir zurückwünschen.

Die Entscheidung meines Vaters wegen der drei von mir gemachten Vorschläge ist so wie ich sie erwartet, und eigentlich im Grund des Herzens gewünscht habe. Alles ist dafür, nur zwei Dinge sind dagegen, erstens, die Schwierigkeiten, welche dieser Schritt in Hinsicht auf die Bezahlung meiner Schulden erregen wird, zweitens, daß ich vielleicht mehr Gefahr für meine Person in Muelau, als in Spanien, zu befürchten habe, doch dieser letzte Grund kommt in gar keine Betrachtung, da es mich nur persönlich angeht.

Jetzt habe ich aber noch eine Bitte an meinen Vater, von der ich im voraus überzeugt bin, daß er zu gnädig und liebreich gegen mich gesinnt ist, um sie mir abzuschlagen. Ich reise jetzt seit drei Jahren, und habe Paris noch nicht gesehen — man hat in unseren Tagen nichts gesehen, und keinen richtigen Maßstab für alles andere, wenn man diese Hauptstadt der Welt nicht kennt. Ich renonceire gern (weil es nicht anders sein kann), Paris in gesellschaftlicher Ein-

sicht kennen zu lernen, aber so nahe dabei zu sein, und seine Merkwürdigkeiten, Meisterstücke und Kunstschätze jeder Art nicht einmal gesehen zu haben, wäre in der That unverantwortlich, und ein Noget für mich, der mir meinen Aufenthalt in Muslau immerwährend verbittern würde. Ich gedenke nicht länger als einen Monat in Paris zu bleiben, weil ich aus Erfahrung weiß, wie viel man in kurzer Zeit sehen kann, wenn man will; da ich aber in einem so kurzen Zeitraum alles zusammenfassen muß, so brauche ich nothwendig eine Remise und Kohnbedienten, welches mit den verschiedenen anderen Ausgaben, Trinkgeldern u. s. w. der Finanzreise mich in dem einen Monat wohl so viel kosten wird, als eine ganze Quartalsumme beträgt. Ich ersuche daher meinen guten Vater, mir noch 600 Thaler, oder zwei Quartale übermachen zu lassen, bis ich nach Muslau komme, wo ich Ende Mai einzutreffen gedenke, um die Muslauer nicht im April mit meiner Ankunft in den April zu schicken. Da die Zeit kostbar ist, und ich die Antwort auf diesen Brief einen Monat lang hier erwarten müßte, so werde ich (in der sichern Hoffnung, daß mein Vater mir eine so vernünftige Bitte, die einzige nach einer dreijährigen, mühe- und kummervollen Wanderschaft, und vor einer gänzlichen Entsagung auf alle weiteren Reise- und andere Projekte, nicht abschlagen wird), sogleich mit der nächsten Diligence nach Paris abgehen. Den ersten März bin ich wieder in Straßburg, wo ich aber ohne einen Pfennig Geld ankommen werde, und daher hoffe, daß ich welches hier vorfinden werde, wofür ich meinem geliebten Vater im voraus dankbarlichst die Hände lässe.

Eine Stelle in Ihrem Brief hat sonderbare Eindrücke in mir erzeugt. „Ihr Herr Vater ist seit langer Zeit zum erstenmal wieder allein aufs Amtshaus gegangen.“ — Kennen Sie die Fabel von dem Bäumelein, das wie bezaubert

der Stange mit dem offenen Rachen in den Hals kriechen muß? — Gott gebe, daß die Fabel nie zur Wahrheit wird — ich habe Dinge vernommen, die mich mit Staunen und Schreck erfüllt haben, aber wehe denen, die schuldig sind.

Leben Sie wohl, alter Freund, und behalten Sie mich immer lieb.

Ihr treuer H. Pädler."

„Die Muttergabe des kostlichsten Zeitgenusses“ hatte Hermann zweimal gerathen, sich in die Diligence zu setzen, und Paris zu besuchen, noch ehe ein Verbot des Vaters eintreffen konnte, und so sich den Genuß dieser Reise auf alle Fälle zu sichern, aber verschiedene Verursachen hielten ihn denn doch von der überreichten Ausfahung ab, eistens weil er wahrnahm, daß er nicht Geld genug dazu habe, zweitens weil er sich doch nicht getraute, ohne seines Vaters Erlaubniß hinzugeben, und endlich — weil anmuthige Rosenketten ihn in Strohburg festhielten.

Als später die Erlaubniß seines Vaters wirklich mit einer Weisendung begleitet eintraf, war er doppelt froh. Das Wohlwollen seines Vaters schien einstweilen keine Gefahr darzubieten: dagegen wurde ihm der Tod seines Großvaters väterlicher Seite, des Grafen Pädler, gemeldet, der den 9. Februar 1810, 89 Jahre alt, starb. Hermann eilte nun nach Paris, und sah dort in drei Monaten alles, was man sehen kann, mit der Unermüdlichkeit seiner Natur, mit der Unerfahrenheit der Jugend.

Dann trat er den Heimweg an. Außer dem alten Wolff hatte er niemand zu Hause, der ihn liebte, der ihm wohlwollte, und nirgends eine Seele, die ihn verstand, die sich in Liebe und geistigem Verstandniß mit ihm verschmolz. Hatte er seine Reise oft mit mehr Entbehrungen als ein Handwerksbursche gemacht, trotz seines hohen Standes, und des Reichthums seines Vaters, so darf man auch behaupten,

daß er trotz der glänzenden und einnehmenden Gaben, die er in so seltenem Maße besaß, seine ganze erste Jugend wie in einer Einöde des Herzens verlebte; und wenn er manchmal im späteren Leben für kalt und egoistisch gehalten wurde, so möchte weit eher die Tiefe des Gemüths in ihm hochzuschätzen sein, das trotz einer Umgebung und eines Kreises, der beinahe jede edlere Neigung des Gefühls zu vernichten suchte, sich diese besseren Seiten unverwundlich bewahrte.

So eindrucksfähig wie er war, konnte er sich mit fortreißen lassen in tausend Verirrungen, deren sich die elegante Gesellschaft ohne Scheu rühmte, aber immer stand er zugleich hoch über diesem Treiben wie Prinz Heinrich über Jaskaff, und das Erforschen des Fächstien, und das Streben nach demselben, die begeisterte Liebe für die Schönheiten in all ihren Kundgebungen erfüllte immer neben den Thorheiten des Tages seine Seele. Alles was er besaß, was ihn auszeichnete, verdankte er sich selbst; niemand hat ihn erzeugt, niemand auf seine Bildung eingewirkt, aber die Kunst und die Natur trösteten ihn, und die Grazien hatten das Mitleid mit dem schönen, verwahrlosten, gemißhandelten Menschenkinde, welches die Mitmenschen und selbst seine Nächsten nicht mit ihm gehabt hatten, sie nahmen es bei der Hand und blieben seine Begleiterinnen, es durch alle Vagabundie des Lebens lieberoll hindurchführend.

Elfter Abschnitt.

Alfred. Der Vater. Der alte Baron. Die politischen Verhältnisse. Der Tod des Vaters. Antritt der Standesherrschaft. Rede beim Regierungsantritt. Letzte. Seine Thätigkeit. Friede. Ein Seelenverwandter von Don Juan. Jäger und —
Der Porkeles

Nach so vielen Jahren und bunten Erlebnissen befand sich Hermann wieder in der nordischen Heimath, auf dem ererbten Schlosse des Vaters, und anstatt auf die südliche Vegetation des Südens blickte er wieder auf die riesigen Eichen und dunkeln Tannen, unter deren Schatten er seine ersten Knabenträume geträumt hatte.

In Hause fand er alles, wie er es erwartet hatte; nichts war besser und tröstlicher geworden. Dort veränderte sich nichts, konnte sich nicht verändern, unter den geordneten Verhältnissen. Der Vater blieb ihm fremd, er hatte keine inneren Anknüpfungen mit ihm, keine Sympathie, keine Verstandesverwandtschaft. Am herzlichsten begrüßte ihn der alte Wolf mit seiner würdigen, vortheilhaften Natur; ihn hatte die Liebe zum jungen Grafen scharfsichtig gemacht, so daß er sein Wesen besser als die Anderen zu begreifen wußte, und beim Wiedersehen konnte er sich der Freudenthränen nicht erwehren.

Auch die politischen Zustände waren traurig. Das Vaterland fand Hermann unter dem Joch der napoleonischen

Fremdherrschaft, und da er entschlossen war, der französisch-sächsischen Regierung nie zu dienen, und nirgends ihre Wunschsache, so bezeugten ihm manche einflußreiche Personen Kälte und Abneigung.

Wenn es Hermann allzu besteuern und einsam auf dem Schlosse wurde, ging er zuweilen nach Berlin, wo aber wieder seine Geldmittel ungenügend waren für das elegante Leben, dem er sich dort nicht gut entziehen konnte.

Der junge Reichsgraf wurde dort natürlich überall in die ersten Kreise eingeführt, bei Ministern und Gesandten, wozu er Diener, Vohndbediente, Wagen und Luxus jeder Art bedurfte. Da aber sein Vater fortfuhr, ihn äußerst knapp zu halten, so kam es vor, daß er seinen hundertzwanzigsten Geburtstag mit nur einem einzigen Reichswaler in der Tasche feiern mußte.

Hermann befand sich eben in Berlin, als ihn die Nachricht von dem am 10. Januar 1811 erfolgten Tode seines Vaters betraf. Diese Wendung seines Geschicks machte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth. Als Erbe der Standesherrschaft Maslau und der anderen bedeutenden Güter, die sein Vater ihm hinterließ, eröffneten sich ihm neue Aufgaben, neue Pflichten, ein umfassender Wirkungskreis. Den 16. Januar succedirte er seinem Vater, den 19. Januar betrat er als Standesherr von Maslau das Schloß.

Noch nicht 26 Jahre alt, ohne Rath, ohne Unterstützung, nur auf sein eigenes Urtheil und seine eigene Einsicht angewiesen, fand er sich plötzlich und unvorbereitet in eine bisher ihm ganz unbekannte Sphäre versetzt.

Pädler war nun gleichzeitig Standesherr von Maslau, Baron von Grotzig und Erbherr zu Branig. Maslau und Branig schlossen allein 45 Dörfer in sich ein. Zum erstenmale traten große und ernste Aufgaben an ihn heran, und er hatte den eifrigsten, redlichsten Willen, sie zu erfüllen.

Er wünschte die ganze ihm nun untergebene Bevölkerung in gleichem Wohlstande ausblühen zu sehen. In der That, da er bei seinem Regierungsantritte hielt, wo seine sämtlichen Cuziquanten sich ihm verpflichteten, und die und aufbewahrt geblieben, spricht sich lebhaft wahre Menschlichkeit und Streben nach Fortschritt und Aufklärung aus, sie lautet:

„Meine Herren Geistlichen, mein Heizericht, meine übrigen Beamten, der Rath dieser Stadt, und alle meine treuen Diener, die ich hier um mich versammelt sehe.

Sie haben so eben eine feierliche Handlung begangen, zu der ich kaum hoffen mochte, kaum fürchten konnte, Sie so bald um mich versammelt zu sehen. Als Sohn des Verzweigten, dessen irdische Hülle noch vor wenig Tagen hier den letzten wohlverdienten Hohn der Ibränen empfing, erschoren Sie meinem Herzen jede zu schmerzliche Erwägung! Er schlummere in Frieden! — Mir ist nun diese Verantwortlast zugesallen — das Leben, das immer fortstreitet, ruhet seinen Zustand, und seine Geschäfte wollen ununterbrochen verwaltet, mit Gleichmuth gethan sein, gleich viel, was Jeder in seinem Inneren verberge. So ist; so steht von Ihnen in seinem Hause daheim. Ich wünsche Ihnen Allen, Jedem in dem Kreise der Seinigen, alles Glück, welches die Gottheit überhaupt den Erdbewohnern ertheilt hat. Das muß jene ertheilen! Ich kann es Ihnen allein nicht geben; ich kann es Ihnen nur sichern und schützen.

Das Verlehen, aus Bestimmung finden wir uns als Lebensgenossen an demselben Ort vereinigt zu wohnen. Sie wollen das Gute in meinem Kreise thun, und wollen Ihr Dasein an das Meinige anschließen. Sie haben dies angelehrt, Sie werden es halten. Es ist mir nicht niederstehend, daß Mäthiges bemache zum Erwüden viel hier zu thun sein wird, es ist mir im Gegentheil höchst erfreulich

— denn des Menschen Leben ist Arbeit; und so Großes oder Kleines, viel oder wenig hier zu thun sei, so kann es gut gethan werden. Und so sei es auch Ihnen ertheulich, wir wollen nicht müde werden, ich will alles gern hören, alles gern thun, was irgend möglich ist, und Sie, meine treuen Diener, sollen die schöne Bestimmung haben, mir beizustehen, Menschenwohl zu befördern. Aber hören Sie mich jetzt, hören Sie mich, und merken Sie es. Ich hoffe, daß Jeder sein ihm obliegendes Geschäft treu und eifrig versehen und verwalten werde. Und ich erkläre es laut, daß ich gegen einen Treulosen und Nachlässigen ohne Schonung verfahren, und ihn aus unserem Kreise verstoßen müßte. Ich wünsche dies nicht, ich fürchte es nicht. Aber aussprechen mußte ich es. Dagegen soll Jeder mein Freund sein, und Theil an meinem Herzen haben, der in seinem Fache das Seine treu und redlich thut, der meinen Unterthanen leutselig begegnet, der sie mir hilft zu Menschen erziehen, der mir den Zweck zu erreichen erleichtert, wozu die Vorsehung sie mir zur Leitung anvertraut hat.

Es giebt einen Höheren über uns, der jeden von uns mit unsichtbaren Banden an sich hält, ihn durchsicht, und in ihm wohnt. Nicht allein an mich — an diesen Höheren, an das Gute, an das Gesetz haben Sie sich verpflichtet, und daß Sie dem folgen wollen, und in dem Gebiet, dem ich vorstehe, es treu und unverdrossen ausüben wollen, darauf haben Sie Ihre Hand erhoben und geschworen, dazu geben Sie mir nun auch Herz und Seele.

Und das gelobe auch ich, und nehme Sie zu Zeugen!*

An das Konsistorium.

* Sie, meine Herren, bedeute ich, auf den Weist der Zeit, auf den Gang der Bildung, außerhalb unserer Grenzen wohl Abt zu haben. Wir leben, wir wirken alle zu

einem Ganzen, zu einem Ziel, es soll gut auf der Erde werden, daran arbeiten alle Töchter der Christen, ja selbst untreuende Mahomedaner, Heuerdiener und Heden. Wobin wir zehorzen sollen, das kann uns nur die Hohenwelt lehren. Zehen Sie also das Gewonnene, das Geförderte von daher in unseren Wulandachred, bezaemen Sie es für die Kriuzen, hindern Sie wenigstens nicht die Aufklärung, und üben Sie Toleranz, rufen Sie Alle, wie Alle und rufen, und so wile uns der gnädig sein, der uns Alle rufet, erzieht, und uns Alle liebt — der drohen.

An das Hofgericht.

Hohen, meine Herren, kann ich nur wenig insbesondere sagen. In der allgemeinen Strid, in welcher sich unsere ganze Verfassung befindet, kann ich Ihnen nur andeuten, an Vmanität anderen Verurtheilten nicht nachzusehen. Man muß auf das Vergehen, aber auch auf den Menschen, der sich vergeht, Rücksicht nehmen. Die Strafe sei das Medicin, die Vermittelung zwisken Gesetz und Menschen. Prozesse wünsche ich so viel als möglich vermieden. Der ist der beste Arzt, welcher mit gelinden Mitteln Krankheiten verbeut. Und Vergehen durch Belehrung, Haß und Feindschaft durch Verfolgung zuverkommen, werden Sie noch mit anderen sehr heiliche Richter und werthe Männer sein.

An den Stadtrath.

Von Ihnen, dem Rathe dieser Stadt, erwarte ich, daß die Stadt in Ordnung gehalten, und gute Polzei streng beobachtet werde. Was geboten ist, darf nicht vernachlässigt werden, nicht einschlafen. Dazu ist es geboten, gehalten zu werden. Die Wärrerkast, here ist, soll in marunglicher Unruhe und Zwickfalt sein. Rufen Sie die Wärrer versammeln, sagen Sie ihnen ich lasse sie freundlich

— denn des Menschen Leben ist Arbeit; und so Großes oder Kleines, viel oder wenig hier zu thun sei, so kann es gut gethan werden. Und so sei es auch Ihnen erzwungen, wir wollen nicht müde werden, ich will alles gern hören, alles gern thun, was irgend möglich ist, und Sie, meine treuen Diener, sollen die schöne Bestimmung haben, mir beizustehen, Menschenwohl zu befördern. Aber hören Sie mich jezt, hören Sie mich, und merken Sie es. Ich hoffe, daß Jeder sein ihm obliegendes Geschäft treu und eifrig versehen und verwalten werde. Und ich erkläre es laut, daß ich gegen einen Treulosen und Nachlässigen ohne Schonung verfahren, und ihn aus unserem Kreise verstoßen müßte. Ich wünsche dies nicht, ich fürchte es nicht. Aber aussprechen mußte ich es. Dagegen soll Jeder mein Freund sein, und Theil an meinem Herzen haben, der in seinem Rache das Seine treu und redlich thut, der meinen Unterthanen leutselig begegnet, der sie mir hilft zu Menschen erziehen, der mir den Zweck zu erreichen erleichtert, wozu die Vorsehung sie mir zur Rettung anvertraut hat.

Es giebt einen Höheren über uns, der jeden von uns mit unsichtbaren Banden an sich hält, ihn durchsicht, und in ihm wirkt. Nicht allein an mich — an diesen Höheren, an das Gute, an das Gesetz haben Sie sich verpflichtet, und daß Sie dem folgen wollen, und in dem Gebiet, dem ich vorstehe, es treu und unverdrossen ausüben wollen, darauf haben Sie Ihre Hand erhoben und geschworen, dazu geben Sie mir nun auch Herz und Seele.

Und das gelobe auch ich, und nehme Sie zu Zeugen!"

An das Konsistorium.

„Sie, meine Herren, bedeute ich, auf den Rath der Zeit, auf den Gang der Bildung, außerhalb unserer Gränzen wohl Abt zu haben. Wir leben, wir wirken alle zu

cora Wangen, zu einem Ziel, es soll gut auf der Erde
 werden, daran arbeiten alle Sitten der Christen, ja selbst
 auch Mahomedaner, Jueden und Heiden. Wohin
 wir gelangen sollen, das kann uns nur die Außenwelt
 lehren. Zuhlen Sie also das Gewonnene, das Gesehene
 von daher in unseren Wirkungskreis, bezaemen Sie es für
 die Knechten, hindern Sie wenigstens nicht die Aufklärung,
 wir üben Sie Toleranz, dulden Sie Alle, wie Alle uns
 dulden, und so wird uns der gnädig sein, der uns Alle
 duldet, erzieht, und uns Alle liebt — der dreien.

An das Gesgericht.

Ihnen, meine Herren, kann ich nur wenig insbesondere
 sagen. An der allgemeinen Strafe, in welcher sich unsere
 ganze Verfassung befindet, kann ich Ihnen nur andeuten,
 an Humanität anderen Gerichtshöfen nicht nachzustehen.
 Wir muß auf das Vergehen, aber auch auf den Menschen,
 der es verachtet, Rücksicht nehmen. Die Strafe sei das
 Mittel, die Vermittelung zwischen Gesetz und Menschen.
 Trotzesse wünsche ich so viel als möglich vermieden. Der
 in der beste Arzt, welcher mit gelinden Mitteln Krankheiten
 verdrängt. Und Vergehen durch Belehrung, Furcht und
 Barmherzigkeit durch Vergebung zuvorkommen, werden Sie
 mit und anderen sehr löbliche Richter und werthe Männer
 sein.

An den Stadtrath.

Von Ihnen, dem Rathe dieser Stadt, erwarte ich, daß
 die Stadt in Ordnung gehalten, und gute Polizei streng
 beobachtet werde. Was geboten ist, darf nicht vernach-
 lässigt werden, nicht einschlafen. Dazu ist es geboten, ge-
 halten zu werden. Die Wärschaft, höre ich, soll in
 manninghafter Unruhe und Zwieskraft sein. Lassen Sie die
 Wärscher versammeln; sagen Sie ihnen ich lasse sie freundlich

bepflichten; sie sollen sich verständigen was sie wollen, es soll mir vorgelegt werden, und es soll mir lieb sein, ein mit und ihnen billiges Abkommen zu treffen, damit Jeder sein Gewerbe und Geschäft von nun an fleißig, wie es einem ruhigen Bürger geziemt, treibe. Dafür sorgen Sie.

Zu Allen gewendet in die Runde.

Von Ihnen Allen aber insgesamt fordere ich Eintracht, Willfährigkeit und Freundschaft untereinander. Denn Sie dienen Alle einem Herrn; was Jeder werth ist, soll er mir werth sein.

Schweigsamkeit und keiser Rathmund sei fern von Ihnen. Nur die Wahrheit soll gelten, denn sie ist das Gute, und das soll mir immer in Ehren sein.

Und nun segne uns die Gottheit. Sie segne uns und unsere Arbeit; sie segne die, welche unter uns arbeiten. Wenn es in ihrem Rathe ist, so bewahre sie uns vor allem, was Menschen, und dem, was ihnen gebort, verderblich ist, sie leite es ungelannt an uns vorüber wie ein schweres Gewitter. Dagegen gebe uns die Gottheit, was gedeihlich ist. Mögen wir zur glücklichen Stunde unser Leben und unser Werk begonnen haben, zu welchem ich Sie hiermit einsetze, zu welchem ich Ihnen Glück wünsche, daß wir Alle recht lange und zufrieden nützen beisammen sein.

Diese Rede die der edle jugendliche Graf mit Wärme und mit bewegter Stimme hielt, gewann ihm die Herzen der Zuhörer, die in den neuen Herrn die freudigen Hoffnungen setzten.

Aber noch andere Pläne lebten in Fidler's hoch liegender Seele: nicht nur das Gute, auch das Schöne wollte er schaffen, und seinem künstlerischen Sinne schwebten begeisterte Vorschaubilder vor, die seine Phantasie

dem vermählte. Diese in seine Heimath zu versetzen, und mit den ihm von der Natur gegebenen Tiefsen harmonische Wurlungen hervorzubringen, wie sie Claude Verrain und Kuzrael gelungen, das erdichen ihm eine anziehende Aufgabe, ja der er Kraft, Geschmack und Talent in sich fühlte. Um so mehr wünschte er alle anderen Zweige der verwickelten Verwaltung geordnet und neu organisiert zu sehen, um dann mit ganzer Leidenschaft sich ungestört dieser Lieblingsbeschäftigung widmen zu dürfen.

Somit bedurfte es geräumiger Zeit, um in die schwierigen und oft verwickelten Geschäfte gründlich einzurichten, und sich nach allen Seiten die nöthige Kenntniß und Ueberricht zu erwerben. Auch wurde Pückler hin und wieder zerstreut durch den Umgang mit schönen und liebenswürdigen Frauen. Der Kranz der mannigfaltigsten und seltsamsten Liebesromane, der ihm Neben durchsicht, kann hier nicht in allen Einzelheiten wiedergegeben werden. Es genüge nur im Allgemeinen anzudeuten, daß er als wahrer Don Juan allen Frauen Liebe schenkte, dem Wahlspruch getreu, daß „Jupiter des Weins der Verliebten“ lache, und mehr Liebesverhältnisse hatte, als Don Juan und Jupiter zusammengenommen. In seinem weiten Herzen fand eine wahrhafte demokratische Gleichberechtigung Raum. Diademreiche Auserwählten, Prinzessinnen, Gräfinnen, Hofdame, Ranslerinnen, bürgerliche Kleinstädterinnen und elegante Weltfrauen, Rosen und Mädchen aus dem Volke, Schöne und Häßliche, Alte und Junge lebte er gleichmäßig in seine Haubernege, und zwar zu allen Zeiten seines Daseins vom Beginn seiner Laufbahn als junger glänzender Offizier, so wie als Alter vom Berge mit dem Silberhaar. Viele dieser Beziehungen waren für ihn nur eine Art Spiel, wie das Schachspiel, und wie so manche Schachspieler ihre Lieblingspartieen haben, die sie immer wiederholen, wie das Cham-

bist: oder das Bauernspiel, so spielte er auch oft dasselbe Spiel, verfolgte denselben Kriegs- und Eroberungsplan mit den Töchtern Soas, und katechistisch wie beim Schachspiel beobachtete er, in wie weit die geistlichen Liebestränke, die er ihnen mit überlegter Zäultheit zubereitet, bei ihnen mehr oder weniger ihre Wirkung thaten. Natürlich imponirten ihm diejenigen Frauen am meisten, — oh, wie käßen nicht besser, daß es die Majorität war! — die sich nicht von ihm berücken ließen, und ihm die Partide abgewannen; diese staunte er an mit einer närrischen Verwunderung und Ehrfurcht, und blieb ihnen am treuesten ergeben. Daß die Zahl der Anderen, die nicht das zum Siege führende strategische Genie eines Molke im Kampfe der Liebe und Koletterie betrafen, groß, ja ungeheuer groß war, das bezeugen die sorgfältig von ihm aufbewahrten und geordneten Briefwechsel, die eine ganze Bibliothek bilden, und man kann es oft kaum begreifen, was alles sich die zarten und anmuthigen Wesen, die ihm auf Klop- und Spigenpapier ihre Gefühle ausdrückten, und denen er ihre Bekennnisse entlockte, sich von ihm gefallen ließen, denn bei aller Sympathie für einen so originellen und ausgezeichneten Mann kann man oft nicht anders als sich mit Abscheu abwenden von dem Abgrund der dunkeln Gattungsleiden, die er seinen Bräutinnen in seinen Briefen ausdrückte, die er mit dämmernder Freude in Absicht den empfangenen Briefen beizulegen pflegte, und sorgfältig als psychologische Material aufbewahrte. Der Don Juan, der Jupiter, konnte auch zum Mephistopheles werden! — Aber auch bei diesen Rastlosen seines Lebens ganzen Hergensgüte, poetische Gefühle und geistige Anstiege nicht ganz verlor, und der Sinn für das Gute und Böse war sogleich wieder bei ihm lebendig, wo er kräftig angeregt wurde.

Zwölfter Abschnitt.

Von Seiden und Sammen

Um das Bild Pöckler's auch nach andern Relationen hin deutlicher zu gestalten, mögen hier zwei merkwürdige und in vieler Beziehung sehr interessante Selbst-Erzählungen von ihm ihren Platz finden, die eine ist aus seinem Reise-Journal von 1808, wo er, nachdem er sein Abenteuer mit dem kaisern Generalde erzählt, wie folgt fortsetzt:

„Hätte ich nicht Muth zu sagen, die Treueheit sei auch in ihrer Art? So unangenehm sie immer für den kaisern Pöckler bleibt, so glaube ich doch, daß man kein Verbrechen zweimal thun muß. Sonderbar ist es allerdings, daß nur ihm beständig dergleichen Dinge arriviren. Der kaisern legt aber in seinem seltsamen Charakter, der dem kaisern Charakter, welchem kein Gegenstand, der ihn in der Kenntniß des menschlichen Herzens weiterbringen kann, gering scheint, manche merkwürdige Eigenheit dar; kaisern muß gestehen, daß die durch öftere Nachdenkung verknüpfte, durch Erziehung und Umstände vermittelte, und mit sich selbst in Widerspruch gebrachte Triebkraft dieses Menschen mich immer lebhaft interessiert hat. Ich lernte ich in einem Tage die Vorurtheile der entgegengesetzten Eigenschaften an ihm bemerken; bald biß, bald kaisern, hörte ich von ihm Aeußerungen des verdorren Charakters und sah Züge eines edlen Herzens,

Wadungen der Weisheit und der reinsten Natürlichkeit, die den Augenblick darauf der geschmackloseten Unnatur und den Handlungen des größten Thoren Platz machten. Die Frau von Wentis vom Ritter Dier sagt, fand ich ihn immer zur warmen Verehrung der Tuacord gesimmt, aber das Fasten gefiel ihm und befeigte ihn, wenn es seine Verdrehung unter einer originellen, geistvollen Form verbaarg.

Stets muthig gegen seines Gleichen, eist tollkühn in einzelnen Wagemüthen, habe ich ihn zuweilen furchtlos gegen Verringerer gesehen, wo er sich kaum mit Anstand hat bewegen und aus der Affaire zog; er selbst gestand diesen Umstand, indem er hinzusetzte, daß er nicht gewiß sei, die Kraft zu haben, einen wehrlosen Menschen mit kaltem Blute bloß weil es das Phantom der conventionellen Ehre erbeischte, todzuschrecken, wenn er sich auch selbst entscheidender Schimpf widerer gegen ihn betreiben sollte; um daher diesen äußersten Fall zu vermeiden, leide er lieber gerulzig, daß ein solcher Mensch die schuldige Achtung gegen ihn etwas aus den Augen setze, und ziehe sich zurück, ehe er es so weit kommen lasse, sich auf der letzten Alternative zu befinden, besonders wenn er Unrecht habe, wie denn wohl gewöhnlich der Fall sein müsse, sobald ein Verringerer den Höheren zu beleidigen wage. Ohneachtet dieses scheinbaren Gefühls von Billigkeit weiß ich, daß er oft nach vollkommen entgegengesetzten Prinzipien gehandelt hat, und in der Stimmung das Leben eines Menschen nicht sehr hoch angeschlagen haben würde, aber, wie gesagt, dieser junge Mann hängt pängstlich vom Augenblick ab, das letzte Dack, das er liebt, die letzte Unterredung, die letzte Begebenheit, vielleicht nur der Gewinnst oder Verlust im Spiel, macht ihn muthig oder furchtsam, hart oder mild, klug oder dumm.

Diefe außerordentliche, von jedem fremden Einbruck wairifizierte Weichlichkeit des Gemüths und Körpers ist sein

Charakteristischer und sein Hauptfehler; er ist daher keiner kagglenderen Unternehmung fähig, obgleich er bald diese, bald jene mit der größten Leidenschaft ergreift, aber immer bald vollendet liegen läßt, um einer neuen Coprice nachzugehen: er wünscht beständig, sobald er aber seinen Wunsch erreicht hat, scheint ihm die Sache nicht mehr wünschenswerth."

Ein zweiter Fehler, oder vielmehr eine belagenswürdige Eigenschaft, die ihn selbst sehr unglücklich, und für Andere lästig macht, ist der unaufhörliche Widerspruch, den auf der einen Seite eine weitgetriebene Eitelkeit, und auf der andern noch weiter getriebenes Mißtrauen zu sich selbst in seinem unruhigen Gemüthe erregt. Dies ist die Ursache, daß er selten etwas à propos sagt oder thut; er war zum Beispiel, da ich ihn noch genauer kannte, eben so lüderlich als Schwärmerisch, aber beide Eigenschaften wurden stets voneinander angebracht; so lange er auf der Schule und Universität war, machten ihm die Wissenschaften Vangeweile, als er aber Offizier wurde, fing er an zu studiren, lernte aber von seinem Fach nie mehr als höchstens nöthig ist, um es die Waffe ziehen zu können: jetzt ist er auf Reisen gegangen, und hat damit angefangen, sich anderthalb Jahr in Wien niederzulassen. Es fehlt ihm nicht an Verstand, aber er zeigt ihn gewiß nur eben wo es besser wäre ihn zurückhalten, ist er aber nöthig, so verliert er ihn durch das Mißtrauen in seine eigenen Kräfte, welches der entscheidende Augenblick meistens in ihm zu erwecken pflegt. Er ist satyrisch und greift gern an, oft nicht ohne Erfolg, sobald er aber eine treffende Antwort, so vergeht ihm gewöhnlich die Sprache, und erst nach einer Viertelstunde fällt ihm ein, was er hätte erwiedern sollen, er hat, um mich mit dem Abbe Voisenon auszudrücken, ein Schwert zum Angreifen, aber kein Schild zur Vertheidigung."

Man kann sich denken, wie schmerzhaft solche Szenen für seine Eitelkeit sein müssen, die jede Rolle unnütz und nicht der Mühe werth hält, die nicht unter die ersten gehört, während sein Mißtrauen und die wenige Lebhaftigkeit seines Verstandes, die felsam mit der Leidenschaftlichkeit seines Temperaments und seines übrigen Charakters kontrastirt, ihn oft unter den letzten zurückläßt. So ziehen ihn Menschen von großer Liebenswürdigkeit im Umgang durch eben jene Eigenschaften, die ihnen fehlen, eben so sehr an, als sie ihm imponiren, obgleich er ihnen vielleicht an wahren Verstand nicht weit nachsteht; in der Unterhaltung mit ihnen scheint ihm alles, was sie äußern, so vortheilhaft, und alles, was er selbst beitragen konnte, so unnützig neben dem übrigen zu figuriren, daß er aus Furcht etwas zu Unbedeutendes zu sagen, lieber gar nichts sagt, und, weil er sich nicht traut, so viel auf die Andern Achtung giebt, daß er darüber sich selbst vergißt, und am Ende seiner zusammenhängenden Gedanken mehr fähig ist. Daher kommt es, daß solche Leute ihn oft weniger vortheilhaft beurtheilen, als er es verdient, denn au bout du compte, mögen unsere Bedanten der Jugend noch so sehr das Schweigen anrathen, ein junger Mensch, der daßigt ohne den Mund aufzu thun, wird immer wenigstens für sehr untergeordnet gehalten werden. Leute, die er zu übersehen glaubt, bringen aus verschiedenen Gründen oft dieselbe Wirkung auf ihn hervor, nämlich daß er ebenfalls schweigt, weil er mehr im einsamen Nachdenken, als im Gespräch mit ihnen zu gewinnen glaubt, welches ihm Vangeweile verursacht. Er muß sehr bekannt sein, um ganz unbekannt zu sprechen, und es giebt viele Menschen, mit denen er nie aus den Grenzen des Fremds hinaus heraustraten kann, denen er folglich nie in seiner wahren Natürlichkeit erscheinen wird.“

„Alle diese Gründe vereinigen sich, ihm die Gesellschaft

überhaupt größtentheils zuwider und langweilig, und die gewöhnlichen Unterredungen derselben unentzählich zu machen, weil er sich zum Reden verbunden fühlt, ohne hoffen zu können, weder selbst etwas Interessantes zu sagen, noch irgend einen Nutzen oder Vergnügen aus dem eben so eilen, als schlingen der Andern zu ziehen, und überdies gewiß ist, sich nicht nur unvortheilhafter, sondern wirklich anders zu setzen, als er ist. Alles dieses leidet jedoch eine Ausnahme, deren Grund man in den natürlichen Gegenständen seines Charakters suchen muß.*

„Seit einiger Zeit pilgert er sich Philosoph zu sein, und es muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er wirklich damit angefangen hat, sich selbst zu bessern, wie wohl, anrichtig gesagt, bis jetzt noch mit ziemlich schwachem Erfolg. Da er indess die Tugend als die höchste ställische Schönheit, die man um ihrer selbst willen lieben muß, erkannt zu haben scheint, und wenigstens sie zu erreichen strebt, da er zur Kunst und den Wissenschaften mehr Liebe trägt als je, so ist es wohl noch möglich, daß wenn er auf diesem Wege bleibt, er einst, von der Welt zurückgezogen, in der Gesellschaft einiger ausgeübten gebildeten Freunde die ruhige Zufriedenheit findet, die ihn bis jetzt so weit geföhren hat.“

Au anderer Stelle, nämlich im vierten Bande der „Jahre Genuß“ S. 112, macht Pädler in der Gestalt des Herzogs von Hohenburg ein anderes etwas späteres Selbstbildniß seines Charakters. Es lautet:

„Von der Natur nicht stiefmütterlich begabt, gesund und im frühesten Mannesalter, seit acht Jahren Besizer der großen Herrschaften, die ihm ein früh verstorbener Onkel hinterlassen (und eben jener Vetter vergebens streitig machte), unabhängig und frei, führte er (der Herzog) ein eigenthümliches, oft romanhaftes, immer unruhiges Leben, das Wenige

nachnahmen weder Lust noch Fähigkeit gehabt haben würden. Denn wir müssen gestehen: es war ein wunderlicher Geister, dieser Herzog! Seine eigenen Behauptungen nur höchst selten bezeichnend, so daß er dort fast am wenigsten bekannt war, irrte er fortwährend, bald da, bald dort, in der Welt umher. Von allem hatte er etwas versucht, bei nichts war er geblieben, und trotz aller Weltreisefahrung und Beobachtungsgabe konnte man dennoch mit Recht von ihm sagen: daß er nur in der Phantasie wirklich lebe, in der Wirklichkeit aber blos phantasire, weshalb er sich auch nie recht in diese zu finden wußte. Aus dem nämlichen Grunde mochte es wohl kommen, daß er selten selbst genau angeben konnte, was er wolle, und Andere also noch weniger aus ihm Kraß zu werden vermochten. So viel ist gewiß, daß nie bei ihm der Fortgang seiner Handlungen mit irgend einiger Sicherheit voraus zu bestimmen war; und nicht leicht war es wohl einem Menschen gegeben, der mobiler sich in sich selbst umzuwandeln fähig gewesen wäre. Heute noch stolz, fastisch und übermüthig, kaum etwas in der Welt zu hoch für seinen Angriff haltend, und alles mit bitterem Spott höhrend, sah man ihn vielleicht morgen schon mit schwärmerischer Gluth und innigstem Enthusiasmus einem Beispiel hoher Tugend haltigen, ja mit schüchternem Demuth selbst geringerm Verdienste sich willig unterordnen. Begegnete man aber demselben Menschen einige Tage später, so konnte es wohl sein, daß man in ihm nur einen phantastischen, leblosinnig unbeforgten, weltlichen Wüthling wiederfand, der nie für einen ernsten Gedanken, für einen tiefen Eindruck empfänglich gewesen zu sein schien."

So machten ihn diese ewigen Kontraste zu einem Räthsel für Alle, abstoßend für Viele, verführerisch aber auch und unwiderstehlich anziehend für Manche! Denn neben den düstern Stellen gab es auch helle Lichter — und wer sich

an das Edle in seiner Natur vertrauens zu wenden mußte, fand wohl einen tiefen, erfrischenden Quell in seinem Wesen, der nie versiegte, wenn er gleich öfters zugeworfen war.

Seine größte Schwäche war Eitelkeit — und um so mehr, da sie, gegen bessere Erkenntniß, durch eine ganz ungewöhnliche Anomalie, ihre Nahrung nur in äußeren Gesolligkeiten und wahren Vapnissen suchte, hinsichtlich des inneren, ächten Werthes, das heißt in Bezug auf moralische und intellektuelle Eigenschaften aber gar nicht zu existiren schien.

Im Ganzen, glaube ich, schenkte man ihm mehr, als er ihn liebte, doch nicht seine Freunde, die fest an ihm hielten. Daß es deren nur wenige gab, kam wohl größtentheils auch daher, weil es bei ihm so schwer ward, auf den richtigen Kern zu dringen, und niemand der ständigen Bekanntheit jederzeit offener, dem engeren Freundschafts-Vertraß dagegen tiefer verschlossen war.

Reiche und vornehme Leute machen überhaupt immer schlechte Erfahrungen über menschlichen Werth, und nehmen daher leicht eine bittere Werthschätzung der Massen an, die ist nachher nur schwer zu Ausnahmen entschließt, und eine Urtheilsschwärmung hervorbringt, welche oft den Verstand auf Kosten des Herzens ausbildet.

Seit einigen Jahren hatte indeß unser Herzog, der die zersiehende Welt schon ziemlich müde, jene heterogenen Eigenschaften bedeutend zusammenge schmoltzen, obgleich Gutes und Uebles noch immer so rüstig in ihm stritten, daß ein unvollkommener Sieg des einen oder des anderen fortwährend sehr heftig blieb. Um nun diesen zu beschleunigen (wenn es war ihm selbst ernstlich um Besserung zu thun) und dem Guten in ihm einen der mächtigsten Gehülfen zu geben, den dieses im Leben zu finden vermag — eine zweite

Seele, die abwechselnd sich in die unsere versenken, oder uns in die ihrige aufnehmen kann — war jetzt seines Verzehrs Wunsch lebhaft auf eine baldige Vermählung gerichtet. Man kann sich leicht denken, daß ein Mann wie er, für jeden Genuß so empfänglich, und nicht übertrieben gewissenhaft über die Natur desselben, bei seiner gewinnenden Persönlichkeit und seinen vielen Mitteln, mannigfache Eroberungen in dem Lauf seines bunten Lebens gemacht haben mußte. Doch hatte er bei diesem schnellen Wechsel nie jenes andauernde, auf Legalität in der Liebe allein sicher zu gründende Glück finden können, das sein scharfer und feiner Geist, und sein ursprünglich edles Gemüth, vielleicht ihm selbst unbewußt, immer mit vager, schmerzlicher Sehnsucht gesucht hatten.*

Es hat ihm aber bei diesen guten Vorsätzen sehr viel in den Weg, und am meisten ohne Zweifel die seltsamen Mittel, die er selbst zu ihrem Gelingen einsetzte, sowie jene schon erwähnte Unsätigkeit, die bald wollte, bald nicht wollte, oft vor dem Erlangten wieder erschraf, und nie etwas Wirkliches zu finden im Stande war, was jenen ihm stets Gesellschaft leistenden Idealen der Phantasie hätte gleich kommen können.*

Hochmüthig durch Geburt und Erziehung, und liberal durch Nachdenken und Urtheil, wollte er sich zwar im Anfang nie durch niedrigen Stand absrecken lassen, läßt aber, näher rufend, doch immer einen unwillkürlichen Schauer bei dem Gedanken an eine totale Medalliance, der ihn definitiv zuletzt immer zur Flucht trieb. Vornehme Damen dagegen fand er meistens zu verwöhnt oder unnatürlich, und da er abwechselnd eben so arrogant als demüthig war, so erschien ihm oft Eine, die an keinem jener ihn absreckenden Fehler litt, nur deshalb wenig wünschenswerth, weil eben nicht ein einziger Nebenbuhler sie zu begehren schien;

eine Andere aber gar nicht zu entamiren, weil schon so viele Würdigere als er ihre Augen auf sie gerichtet hatten."

Man muß zugeben, daß Pücker in beiden Bildnissen sich nicht gescheut hat, und weit entfernt sich zu schmeicheln, mit merkwürdig klarem psychologischen Blick sich richtig beobachtete, und wenn auch nicht die Schatten zu stark, doch gewiß die Lichter nicht hell genug aufsetzte.

Dreizehnter Abschnitt.

Gräfin Julie von Keeseth Gräfin von Schönburg Rathhaus Erste
junge Großtante. Mann von Tittel. Auszug nach Weimar Adele
Schönbauer. Der Vereinungskrieg. Schritte Pädler's, um am
Kampfe theilzunehmen Erstauszug Wittenmähnd Die Fran-
zosen in Muslau Verhaftung in Posen Generalsadjutant des
Königs von Weimar Keeseth's Antreiben. Kamei Bräutigam
Nach dem Frieden Reisen nach Paris und London

In den Neigungen Pädler's in den ersten Monaten
nach seinem Regierungsantritte gehörte auch die schöne,
liebendwürdige Gräfin Julie von Keeseth (geb. von Peier-
Mählitz) auf Halbau, die mit seiner Schwester Agnes be-
freundet war, und die er in Muslau, wo sie mit ihrem
Matten und einem sechsjährigen Knaben zum Besuch er-
hielt, so wie bei Ausflügen in die Nachbarschaft häufig
zu sehen Gelegenheit hatte. Er war ganz bereit, mit dieser
zweiten Julie, wie mit der ersten, einen leidenschaftlichen
Liebesroman anzuspinnen: er schickte ihr Blumen, er schrieb
ihr, bekannte ihr seine zärtlichen Gefühle, und glaubte
wahrzunehmen, daß sie nicht glücklich in ihrer Ehe sei,
worauf er große Hoffnungen setzte, wie er denn auch Arden
in diesem Sinne that. Doch er irrte sich hierin, und die
edle Frau gehörte zu den früher erwähnten Ausnahmen
sie widerstand den Verlockungen, und am 21ten von ihr
aus Halbau vom 8. März 1811 weiß ihn in einfachen,

natürlichem Tone sanfter und herzlicher Freundschaft zart in die Ohren zu dring, die ihrem treuen und aufrichtigen Sinne die einzig möglichen erschienen. Sie sagte ihm, daß sie glücklich mit ihrem Gatten sei, und kein anderes Glück wünsche als dieses. „Noch eine Bitte habe ich an Sie, werden Sie mir sie erfüllen?“ schließt ihr Brief. „Ich wünschte, Sie schrieben mir nicht mehr; lassen Sie es mir nicht für Klugheit oder Gefühllosigkeit aus, allein ich kann das offene, unbefangene Betragen gegen meinen Mann nicht behaupten, so bald ich etwas vor ihm verbergen muß, und es würde nun öfterer geschehen, daß ich mich von der Gesellschaft entfernen müßte, um Ihnen zu antworten, und dann müßte ich immer ein Weibsein verurtheilen, das nicht wahr wäre: wollen Sie, daß ich meinen alteren Freund belügen soll, gegen den ich nie Unwahrheiten sprach? Nie soll er, das Versprechen habe ich Ihnen schon in Muslau gegeben, erfahren, daß Sie mehr als Freundschaft für mich empfunden haben, ich hätte es gewiß. Bleibt Ihnen noch etwas übrig, was Sie mir sagen möchten, dann finden Sie das Gelegenheit, wenn ich Sie einmal wiedersehen werde. Ich werde mich immer Ihres Wiedersehens freuen, sowohl um Abzweillen ich es nicht wünschen kann.“

Er sprach in Muslau von Immertellen; hier folgt die zum Taus für die schönen frischen Blumen von Ihnen, mein theurer Freund, sie sei das Bild unsrer Freundschaft, sie wird von meiner Seite unwandelbar verbleiben. Ihre gelebte Liebe.“

Endlich bewahrte ihr eine liebevolle Erinnerung, Julie zog an seinem Leben vorüber wie ein sterner Stern, an dessen mildem Glanz er sich nur aus der Ferne erfreuen konnte.

Mit der Gräfin von Salmburg-Rastbach wechselte er in demselben Jahre gleiche französische Briefe. Nach

einer jungen Gröfante, die im Alter nicht sehr von dem
 feinzigen verschieden gewesen sein kann, macht er in franzö-
 sischen Briefen den Hof, schickt ihr Ortolare, die er für
 sie geschossen, und erbittet sich die Erlaubniß, ihr zuweilen
 Früchte aus seinen Trübhanfen schenken zu dürfen, deren
 hoher Wärmegrad nur mit dem Grade der Jancizung und
 hohen Abkühlung zu vergleichen sei, die er für sie empfinde.

Einen deutschen Briefwechsel führte er mit Frä. Wini
 von Tettel auf Carolath, der auch auf Kunst und Literatur
 einging. Einem Brief Pädler's an diese junge Dame
 verdanken wir eine Schilderung eines Nachbarn, den er
 1812 nach Weimar machte. Warum lebt Adele Schren-
 kauer nicht mehr? Sie konnte hier lesen, was bisher wohl
 die Wenigsten wußten, und vielleicht sie selbst nicht einmal,
 daß sie Pädler so begeisterte und ihm so wohl geneigt, daß
 er wünschte, seine künftige Frau möchte ihr treues Eben-
 bild sein. Und die Wahrheit solches Wunsches wird da-
 durch noch doppelt verbürgt, daß Pädler ihn nicht gegen
 die Metresende, sondern gegen eine andere Frau, eben
 gegen Frä. Wini von Tettel aussprach.

„Alse Weimar hat auch das Verdienst, Ihre Geburts-
 stadt zu sein,“ schreibt Pädler an Frä. von Tettel im
 November 1812; „wahrscheinlich, ein Grund mehr für mich, es
 zu lieben, wie ich schon aus vollem Herzen that. Die
 Damen, die sich nach der „lieben, klugen und guten Wini“
 mit so lebhaftem Interesse erkundigten, bemerkten Sie,
 liebendwüthige Wini, daß klug vor gut gelehrt wurde, ein
 Beweis, daß Ihr Jünglein in vorlästlichem Maße stehen
 mag) gehören zu den seltensten Erscheinungen in dieser lang-
 weiligen und verkehrten Menschenwelt. So hat die Hof-
 rätthin Schrenkauer und ihre herrliche Töchter. Ich bin
 unvertreter und ungesuchterweise in ihrem Hause mit
 e ner Güte aufgenommen worden, von der ich wohl sagen

kann, daß sie mir eben so unvergeßlich bleiben wird, als der Genuß, den mir die kurze Bekanntschaft dieser Damen, so wie ihres braven, gemüthlichen und gehaltvollen Freundes, Herrn Müller's, gewährt hat. Von diesem letzteren bin ich so frei, ein Buch beizulegen, was Sie, wenn es Ihnen nicht schon bekannt ist, gewiß innig anziehen, erwärmen und nähren wird. Frau Hofrätthin Schopenhauer ist die annehmlichste Frau, die ich je sah, ihre Unterhaltung voller Interesse, und doch von der seltenen Art, die weit weniger zu plätzen, als Andere in das vortheilhafteste Licht zu setzen, und das Ganze leise und unmerklich zu beleben sucht. Auch sie ist in der litterarischen Welt durch mehrere sehr schätzbare Arbeiten bekannt; ihre Tochter Adele ist eines von den weiblichen Wesen, die entweder ganz kalt lassen, oder tiefes, unwandelbares Interesse erregen müssen. Was ihrer eigene Individualität angeht, kann ich nicht mehr als das sagen, als daß ich wünschte, meine künftige Frau möchte ihr treues Ebenbild sein; ihr Aeußeres gefällt mir, ihr Inneres ist eine schöne Schöpfung der Natur. Diese Unbefangenheit und wahre Unschuld des Gemüths, diese kindliche Naivität bei so seltener, ja ich möchte fast sagen, überirdischer Tiefe, diese natürliche Gewandtheit im Umgange bei der heftigsten Einbildungskraft, diese stille Sanftmuth über sich selbst bei der bewundernswürdigsten Selbstheit sich jedes Talent zu eigen zu machen, und bei jedem Anlaß zur Edelkeit diese aufrichtige, ungezwungene Sittenhaftigkeit — bilden ein Ganzes, dem wenig Mädchen in der Zeit gleichen werden. Verstehen Sie, Fräulein Adele, daß ich Sie selbst für eine der vorzüglichsten halten muß, da ich es wage, Sie mit einer so langen Lobrede auf die Ihrer Schwestern zu unterhalten. Wenn Sie mir die Versprechen halten, mich zu besuchen, werde ich Ihnen unerschöpfliche Phantasieen von dieser Adele zeigen, deren

Anblick mir noch immer den reizendsten Genuß gewährt, aber aus den Händen gebe ich sie nicht."

„Die dritte Dame, mit der ich das Vergnügen hatte, von Ihnen zu sprechen, ist Frau von Spiegel, in deren Hause ich ebenfalls viele vergnügte Stunden verlebt habe, und die Ihrer mit vieler Freundschaft gedenkt. Goethe war diesmal abwesend, welches ich, wie Sie denken können, sehr bedauert habe. Ich hatte indeß schon früher vor zwei Jahren das Vergnügen, ihn in seinem Hause kennen zu lernen. Er mochte mir die aufrichtige, herzliche und folglich unbefangene Verehrung und Liebe, die ich zu ihm trage, in den Augen lesen, und so wohl selbst freundlich gegen mich gestimmt werden, denn er gönnte mir eine recht lebhafte Unterhaltung von mehr als einer Stunde. Sie wissen, bei großen Herren, und also mit noch mehr Recht, bei großen Männern, wird man durch eine so lange Audienz schon ganz stolz."

Daß Pückler früher bereits Goethe persönlich in Weimar kennen gelernt hatte, ist in dem vorübergehenden Briefe schon gesagt. Pückler bewunderte ihn aufrichtig, und schilderte mit Wärme den Eindruck, den Goethe's Erscheinung auf ihn gemacht hat. Dieser fühlte auch große Sympathie für Pückler, bestärkte ihn in seiner Liebe zur Natur, und regte ihn an zu seinen späteren Parkschöpfungen, von denen er einige kleine Proben mit Freude zeichnen hatte. „Verfolgen Sie diese Richtung," sagte ihm Goethe beim Abschied, „Sie scheinen Talent dafür zu haben: die Natur ist das dankbarste, wenn auch unerwändigste Studium, denn sie macht den Menschen glücklich, der es sein will."

Es war dies zugleich auch wie eine persönliche Prophezeiung für Pückler, denn die Natur bereite ihm weit mehr Freude im Leben, als die Menschen es thaten! —

Satte Pückler bisher inmitten all dieser Anregungen

seinen Blick weniger auf die allgemeinen Zustände gerichtet, so kam nun die Zeit heran, deren befeuerte Stimmung, deren gemeinsame Begeisterung und deren nationaler Aufbruch ihn nicht unberührt lassen konnte. Der deutsche Befreiungskrieg war es, der wie ein segensvoller Sturmwind alle edlen Gefühle der Nation aufrüttelte. Auch Pöckler's ritterliches Herz wurde tief ergriffen von der allgemeinen Bewegung; er brannte darauf, mit in den Kampf zu ziehen, und sahte sich zugleich als Haupt einer der ersten Kämpfer des Landes, und als erster Standesherr der Provinz doppelt verpflichtet, als ein Beispiel für die Andern darzustehen. Als der glänzende Ausbruch des rühmlichen Krieger's neue Hoffnungen in Deutschland erweckte, und die Russen in Vorkin einzogen, eilte Pöckler dorthin, um dem Schauplatz der Ereignisse näher zu sein; er überreichte dem General Gerasimoff ein Schreiben an den Kaiser Alexander von Rußland, in welchem er ihm den Vorschlag machte, er wolle ein Arztkorps in der Provinz errichten, und bittet um seine Genehmigung und öffentliche Autorisation nachzulesen. Vergebens aber sah Pöckler wochenlang der Antwort entgegen: endlich des Wartens müde, konnte er seine Ungeduld nicht länger bezwingen, und bat den General Grafen Wittgenstein, ihn als Freiwilligen in seiner Suite aufzunehmen. Doch auch dieser Plan sollte sich nicht erfüllen, denn wenige Tage vor Wittgenstein's Abreise wurde Pöckler vom Nervenfieber befallen, an dem er mehrere Wochen darniederlag. Noch kaum hergestellt, wollte er eilends in das Hauptquartier der Verbündeten abreisen, als er auf seinen Mätern, durch die sein Weg ihn führte, schon wieder die Franzosen fand, und wenige Tage später die Schlacht von Baugy ganz Sachsen dem neuen Napoleon unterwarf.

Er war nun auf tausent Arten in seinen Besigungen

in Anspruch genommen, die für den Augenblick zu verlassen beinahe unmöglich erschien, da sie überall seine Fährten und Hülfen erforderten. Während des Waffensstillstandes schickte ihm der General Werthier 4000 Mann Württemberger unter den Generalen Normann und Döring, mit dem Befehl, nicht aus der Gränze der Herrschaft Muskau zu gehen; diese Truppen vernichteten muthwillig alles, was sie vorfanden, auf viele Jahre hinaus. Zu all dem Unglück kam noch das furchtbare Nervenfieber, das die Panduren zu Hunderten dahintrass, und die Dörfer traurig verödete. Büdler sah dem Ruin seines Vermögens entgegen.

Als der Krieg neu begann, ging er daher nach Wangen, um den schwer gedrückten Württembergern einige Hülfen zu verschaffen, traf aber dort den Kaiser Napoleon, der ihn verhaften, und wegen seiner Berliner Zeichnungen (scharf) verhören ließ. Man behandelte ihn wie einen Missethäter, und führte ihn von einer Militärbefehde zur anderen, bis er endlich dem General Radet, damals Grand Prévost der Armee bezeugte, den er von früher kannte, und der ihn auf die Fürsprache der Pandurältesten bis auf weitere Untersuchung freiließ.

Die folgenden Vetterereignisse veränderten die Situation, und sogleich nach der Schlacht von Leipzig eilte Büdler, aufs neue dem Vaterland, seine Dienste anzubieten. Er bat den General Thielemann, ihn in einer Art als Freiwilligen anzustellen, wo er sogleich in Thätigkeit treten könne. Gleichzeitig schlug ihm der Generalgouverneur von Sachsen, Fürst Reppin, vor, eine Abtheilung Landwehr bei sich zu errichten; da er aber durch die Folgen des Krieges und eine ungeheure Schuldenmasse in eine Lage verfezt war, die ihm die Ausrüstung der dazu nothigen bedeuenden Geldmittel ganz unmöglich machte, und ohnehin gewiß sein mußte, nach den entsehliden Verheerungen des Nerven

hielt er auf seinen von jeher nach ihrem Umfang unverhältnißmäßig gering besetzten Besatzungen nur wenig Dienstfähige zu finden, und da er andererseits fürchtete, mit langsamer Organisation im Lande viele Zeit zu verlieren, während seine Vandalen sich täglich mit dem Feinde schlugen, so zog er es vor, die Stelle eines Generaladjutanten beim Herzog von Weimar anzunehmen, wo er schneller in's Feuer zu kommen hoffte.

Man rückte nun nach den Niederlanden vor, wo sich für Pädler Gelegenheit darbot, sich durch Thaten sowohl als eifrigste Thätigkeit auszuzeichnen. In dem Plaw'schen Armeekorps suchte er in mehreren hitzigen Gefechten bei Antwerpen, mit den Engländern war er bei dem Sturm auf das Dorf Wierpen, mit den Russen machte er unter General Wismar alle die glänzenden Affairen mit, bei denen dieses Korps engagirt war. Bei dem Siege von Rassel, wo ein Major Namens Vorge an Pädler's Seite erschossen wurde, und von sechs Offizieren, die sich mit ihm an der Spitze der sächsischen Schwadron befanden, nur er selbst und ein Herr von Schellerstein unverwundet blieben, entwickelte er eben so viel Umsicht als Tapferkeit. Einem französischen Husarenobersten, der weit vor die Fronte vorgekommen war, ritt er ganz allein entgegen, den angestragenen Zweikampf unbedenklich annehmend, während die beiderseitigen Truppen ruhig zuschauten. Eine Zeitlang kämpfte Pädler mit ihm, zuletzt stürzte sein Gegner vom Pferde, und Pädler verfolgte ihn nicht weiter. Bei der Affaire von Rassel wurden sechs Kanonen erbeut, die Pädler allein durch die feindlichen Haufen glücklich nach Tournay brachte.

Später, als er nicht mehr als 120 Pferde bei sich hatte, wurde er von 700 Mann und 4 Kanonen angegriffen. Wo er sich so lange gut hielt, bis mehrere Gegen-

stände, worunter eine bedeutende Summe Geld, das für die Verbündeten erhoben war, glücklich gerettet werden konnten, dann aber, als er von allen Seiten pfeilich abgeschauten, und vom Corps des Generals Maisen umgeben, schon für gefangen angesehen wurde, gelang es ihm, durch einen wohlberechneten forcirten Nachmarsch sowohl die 120 Pferde mit dem geringen Verlust einiger Verwundeten und Vermundeten, als auch die neuangeworbenen und noch sehr wenig eingeübten 500 Jäger wohlbehalten zum Hauptcorps zurückzubringen.

Als Bädler mit seiner Beute in das Hauptquartier des Herzogs von Weimar zurückgekehrt war, wurde er mit einer preussischen Escadron von dem Generalleutnant von Vorstell nach Brügge geschickt, um während der Verwaltung der Niederlande durch den Herzog von Beaumont das Departement de la Fable als Militair- und Civilgouverneur so weit zu organisiren, daß es militairisch benutzt werden konnte, und wo möglich eine freiwillige Bewaffnung daseibst zu beginnen. In wenig Wochen gelang es ihm, nicht nur die vielfach gestört gewesene Ordnung wiederherzustellen, sondern auch ein Reitercorps von 500 Jägern anzuwerben, das er größtentheils durch freiwillige Beiträge einleitete und bewaffnete. Ein Ehrengeschenk von tausend Napoleons, das ihm in gerechter Anerkennung seiner Verdienste die Stadt Brügge aus Dankbarkeit machte, übersandte er gleichmäßig dem General von Vorstell zur Vertheilung unter seine Division.

Bädler empfing für seine Waffenthaten mehrere Orden, worunter der Vladimir, und wurde zum Oberstlieutenant befördert.

Nach dem Frieden von 1814 sandte ihn der Herzog von Sachsen Weimar als Routier nach Paris an den

Kaiser Alexander. Darauf trat er aber wieder in die Freiheit und Unabhängigkeit des Privatlebens zurück, befreite vorerst seinen Wunsch, England zu besuchen, das er nach allen Seiten hin gründlich studirte, und kehrte im April 1815 wieder nach Moskau zurück.

Vierzehnter Abschnitt.

Zeitjamleten. Luthersfahrt. Mutternächtlicher Besuch in der Kammergasse. Demarboogedanken. Reichsgräfin Lucie von Porzenheim; ihre Tochter Adelheid; ihre Pflanztochter Helmina. General-Konsul Statemund Dehn. Verlobung mit Lucie.

Immer größer wurde das Aufsehen, welches Pädler überall durch seine Persönlichkeit erregte, durch seine geistige Bedeutung sowohl, die ihn den Ausgezeichnetsten und Besten verknüpfte, als auch durch seine Sonderbarkeiten, um deren willen die Menge ihn anstaunte. Er liebte Aufsehen zu erregen, und er that dies durch seine Kleidung, durch seine tollkühnen Reiterstücke, durch tausend Ungewöhnlichkeiten. In Berlin sah man ihn zuweilen in einem Wagen mit vier Fischen bespannt, die er sich im Muslauer Park gezähmt hatte, die Fischen entlang fahren. Er that alles, was ihm beliebte. Plötzlich ließ er an einer Straßenecke den Wagen still halten, und vertuschte sich stundenlang in das Lesen eines Buches, ungestört um die Menge, die sich um ihn versammelte, und mit neugierigen Blicken seine phantastische Kleidung musterte.

Einen muthwilligen Streich führte Pädler gegen einen Weislichen aus. Er fuhr einen ehrwürdigen Prediger im Muslauer Park spazieren, als ein unerwarteter Plagregen beide gänzlich durchnäßte. Pädler war hiegegen sehr gleichgültig, aber der Prediger seufzte und klagte. Da erklärte

Pädler, er wolle Rath schaffen: er fuhr bei einem seiner Hörster vor, und überredete seinen Begleiter, er solle, um der Gesundheit zu schonen, die nassen Kleider ablegen, und während man diese am Feuer trocknete, und da kein vollender männlicher Anzug vorräthig sei, das Sonntagskleid der Frau Hörsterin anziehen. Als diese Umwandlung stattgefunden, meinte er, sie wollten nun in der wieder warm und freundlich scheinenden Sonne ein wenig weiter im Park umherfahren, wo es ja so einsam sei, daß nie-
 mals ihnen begegnen werde. Der geistliche Herr willigte ein. Kaum waren sie aber eine Strecke von dem Hörster-
 hause entfernt, als Pädler den Pferden die Zügel schloß, und aller Bitten seines Begleiters ungeachtet, mit diesen in die Stadt hinein und einzigemale um die Kirche herumfuhr, wobei die Straßenjugend erstaunt der heimlichen Raderade zuschaute. Dann ging es von der anderen Seite wieder aus der Stadt hinaus, und auf Umwegen nach dem Hörsterhause zurück, wo dann die Sachen in der That getrocknet waren, und die Hörsterin ihren Staatsan-
 zug, und der Prediger sein geistliches Kleid zurück erhielt.

In Weimar führte Pädler einen anderen Streich aus. es fand dort ein Hofball statt, zu dem er nicht eingeladen war. In der kleinen Residenz ging es einfach her. Viele der Gäste stellten sich bei dem schönen Wetter zu Fuß ein. Da bricht ein Gewitter los. Der Regen ergießt sich in Strömen, und es ist kein Ende abzusehen. Die Damen treten in ihrer leichten, eleganten Toilette aus dem Korridor in die Säulenhalle. Man ruft nach Mithrasfischen, deren mehrere bereit stehen. Die Kutscher aber antworten nicht auf den Ruf. Man ruft zum zweitenmal, angstvoll und dringend. Da lautet die Antwort von allen Seiten: „Besetzt!“ und wie ein Echo tönt es wieder: „Besetzt! Besetzt!“ — Pädler hatte alle Wagen für sich mieten lassen.

Den 9. October 1816 stieg er mit dem Vaidacher Reichart in dessen Lustballen auf, noch kaum von einer schweren Krankheit genesen. Reichart gab seinen Ballon her, Pädler bestritt die Kosten, die sich auf 600 Thaler beliefen. Er hatte so viele Menschen kennen gelernt, sagte er, nun wolle er auch einmal das Reich der Aler sich betrachten. Es war ein wolkenloser Herbsttag. Daß Berlin lief zusammen auf Plätzen und Straßen, um den Grafen Pädler aufsteigen zu sehen. Er hat später in den „Zutti Brutti“ eine Beschreibung seiner Fahrt gemacht, mit der ganzen Meisterschaft, die ihm für Natur Schilderungen zu Gebote stand. Er giebt und darin eine genaue Vorstellung von dem seltsamen Gefühl der Einsamkeit, das ihn ergriß, so fern von der Erde, in der geheimnißvoll lautlosen Natur, eingetaucht in ein Wollenmeer, das ihn wie dichte Schleier umgab, durch welche die Sonne nur wie der Mond schien, eine „Ostianische Beleuchtung,“ wie er es nennt.

Nach dieser phantastischen Wollenreise sehen wir ihn einsam auf dem Stammsitz seiner Ahnen über die Geheimnisse des Todes nachsinnen, und nachdem er sich in die Kiste erhoben, in die Tiefe des Grabes hinabsteigen. Trotz eines unwillkürlichen Grauens ließ er sich die Kalkbüchse aufschließen, die mitten in der Kirche zu Muelau zu seiner Ahnengruft hinabfährt, und entschlossen, jede Furcht zu bekriegen, schickte er herzbast den Kästler fort, und stieg um Mitternacht allein hinab, nachdem zuvor auf seinen Befehl drei Särge geöffnet worden waren. Er erkannte sogleich zuerst seinen Großvater, dann sah er das Gerippe eines Landvogtes, der Feldoberst im dreißigjährigen Kriege gewesen, und eine Frau, die im Leben die schöne Ursula genannt wurde, und nun gar abschreckend ausah in ihrem Mantel von feuerfarbener Seide mit Goldfranzen, der bei der ersten Verührung in Staub zerfiel. Was bei diesem

Anteil in Pächter's Seele vorging, das vermögen seine eigenen Worte am besten auszusprechen. „Es war eine unbeschreibliche Stimmung, in der ich mich befand. Nein, es war nicht Furcht, es war nicht Grausen noch Entsetzen, es war nicht Wehmuth — aber als sei alles dies in mir zu einem unerklärlichen Zustande zusammen gefloren, als sei ich selbst schon ein Toter — so war mir zu Muth. — Ich setzte mich hin, und betrachtete die lange Reihe Tische, und die aufgedeckten Töden lange in dämpfer Beleuchtung, dann fiel ich auf meine Kniee und betete, bis das E in meiner Brust in schmerzlich süße Thränen verschmolz. Vor den Furcht, Grausen und allen unheimlichen Gesäßen war ich gereinigt, es verschwand vor Welt, und stille, sanfte Ruhe blieb allein zurück. Ich küßte ohne Abscheu meines guten alten Großvaters kaltes Haupt, schüttelte eine leuchtende Fackel von seinem ehrwürdigen Scheitel, und hätte in diesem Augenblick sich empor gehoben und meine Hand gesagt, ich hätte mich nicht davor entsezt.“ — Dann dachte Pächter an seinen eigenen Tod, an sein eigenes Verhängniß. Er wollte sich nicht von seinen Vasallen, sondern von den guten rüstigen Wenden, denen er das Leben leidlich erhalten, indem er ihnen Arbeit gab, hinausdragen lassen auf die Weige, dahin, wo seine liebste Aussicht war, was ihnen als zehnfacher Arbeitstag angerechnet werden sollte, und sich dort einsenken lassen. Damals schon hegte er den Wunsch, den er stets beibehielt, seinen Verstand verbrennen zu lassen. „Dürfte ich dort in Feuer aufgehen, noch besser,“ rief er aus, „aber ich glaube, die Kirche gestattet es nicht. Sie verbrennt nur Lebende; freilich auch diese schon lange nicht mehr, aber unsere Schuld ist dies, ihre gewiß nicht. Den Schein der Fackeln will ich auch nicht, sondern Sonne, aber Nacht darf nicht fehlen; nur keine traurige, lieber moderne Kuchenumhül von Rosini aus Graf Orv zum

Beispiel, oder, wie ich neulich, nach eben eingeführter neuer
 Agenda, das Jägerchor aus dem Freischützen recht brav von
 der Schuljugend ausführen hörte. — Warum auch Trauer?
 Gott lebt ja noch, wenn wir auch todt sind, und also ist
 eigentlich kein Ende, sondern nur ein neuer Anfang — kein
 Tod, sondern nur eine Geburt zu celebriren.“

Doch glücklicherweise haben wir uns noch lange nicht
 mit dem Tode unseres Helden zu beschäftigen, dem das
 Geschick ein langes Leben beischieden hatte, sondern vielmehr
 mit — seiner Weisheit!

Ja, der Augenblick rückte heran, wo Büdler sich zu ver-
 mählen gedachte!

Er hatte in Berlin die Bekanntschaft der Reichsgräfin
 Lucie von Pappenheim, der Tochter des Staatskanzlers
 Kärstien von Hardenberg gemacht. Sie war geboren den
 9. April 1776 zu Hannover, und vermählte sich 1796,
 zwanzigjährig, zu Ansbach mit dem Reichsmarschall und
 regierenden Grafen Karl Theodor Friedrich zu Pappen-
 heim, einem schönen stattlichen Kavaller, dem sie auf seine
 Verheirathung Pappenheim folgte. Sie schenkte ihrem Gemahl
 zwei Töchter und einen Sohn, von denen die beiden letzteren
 jedoch bald starben. Die Ehe, die glücklich begann, scheint
 später getrübt worden zu sein, denn nach Verlauf von sechs
 Jahren, im November 1802, verließ sie Pappenheim, und
 trennte sich für immer von ihrem Gemahl.

Nun lebte die Gräfin mit ihrer einzig lebenden Tochter
 Adelheid, die 1797 geboren, damals neunzehn Jahre zählte,
 und ihrer Vliesgetochter Selmina in Berlin.

Die Gräfin Lucie war in ihrer Jugend eine schöne
 Frau gewesen; eine helle Blondine, mit ausdrucksreichen
 grauen blauen Augen, schön gewölbten Augenbrauen, fein
 geschnittener leicht gestämmter Nase, einem besonders lieb-

weisen kleinen Mund, und sehr schöner Gesichtsfarbe. Mit den Jahren nahm sie an Körpersälle zu. Noch jetzt, als Pächter ihr begegnete, war sie eine stattliche Erscheinung.

Außerordentlich geübt in dem Talent, mehreren Damen gleichzeitig den Fuß zu machen, brachte Pächter beider der Gräfin, ihrer Tochter, und ihrer Pflanztochter seine Fußwaschen dar. In Gräfin Lucie fand er eine vollendete Melanome, mit der tausend Neigungen der Gesellschaft ihn umschloßen. Sie war neun Jahre älter als er, vierzig Jahre; ein reichs und bewegtes Leben lag hinter ihr: neben vielen Anekdoten hatte der General Vernadotte, der spätere König Karl Johann von Schweden, der sie zu Vappenberg auf dem Gute ihres Gemahls kennen gelernt, und später im Laufe der Kriegeereignisse in Hamburg und Altona wieder zu sehen hatte, eine warme Freundschaft und leidenschaftliche Verehrung für sie geübt, die sie nicht ohne Erwiderung ließ. Gegenwärtig war sie befreundet mit Johann Baptist Baumgard Dehn, der früher als Banquier in Altona, dann als Königlich Schwedischer Generalkonsul in Berlin lebte. Dehn war von jüdisch-portugiesischer Abkunft, ein Mann von Intelligenz und Bildung, der den Frauen zu nützen wußte, und befreundet mit dem Staatskanzler Follenberg, mit General Tettenborn, dem Philologen Heinrich August Wolf und Anderen. Er verwaltete die Gutsangelegenheiten der Gräfin, und war ihr zugleich ein annehmlicher und antheilvoller Gesellschafter.

Lucie hatte ein vornehm aristokratisches Wesen, voll Ansehen und Vermögensgewandtheit, Adelheid konnte gefallen durch ihre blühende Jugend, Helmina war eigenthümlich anziehend durch liebliche Schönheit und Anmuth.

Alle drei Damen waren angenehm beschäftigt und gewürdigt durch den Verkehr mit dem schönen, liebenswürdigen und bereits berühmten jungen Grafen. Man

erzählte sich in Berlin, Pädler habe eines Tages einige Freunde befragt: was wohl mehr Aufsehen machen würde, wenn er die Mutter, oder wenn er die Tochter heirathe? Und als er zur Antwort erhielt: die Mutter, habe er am folgenden Tage um die Mutter angehalten.

Ob diese Erzählung auf Wahrheit begründet war, mag dahingestellt bleiben, so viel aber ist gewiß, daß er sich am 20. November 1816 mit Marie verlobte. Eine Heirath aus Neigung konnte das freilich von Pädler's Seite nicht im entferntesten genannt werden. Der unbekannten Bräutlin, deren geträumtes Bild ihn als angenehmes Phantom auf seinen Pfaden begleitet hatte, glich sie nicht im geringsten, und Adelen Schopenhauer eben so wenig, auch von den beiden Juhlen war sie ganz verschieden. Pädler hat oft und wiederholt erklärt, es sei eine reine Konvention, Heirath gewesen, die er eingegangen, und eine zu große Ähnlichkeit ihrer beiderseitigen Charaktere habe das Glück des Zusammenlebens zuweilen gestört. Er vertraute einer Freundin, wenn er nicht eine merkwürdig elastische Natur besessen hätte, sich in alles heiter zu finden, was nicht zu ändern ist, so würde er in seiner Ehe bedenklich unglücklich geworden sein, „denn,“ sagte er, „meine Frau und ich hatten genau dieselben Fehler und Mängel, sie aber noch die Verstellung und Diplomatie vor mir voraus. Das war alles so übel als möglich, und doch liebte sie mich nach ihrer Weise sehr, und ich sie auch aus Dankbarkeit dafür, die ich als Pflicht ansah, und aus Gewohnheit, die viel Macht auf mich ausübt, was man kaum glauben sollte, aber der Mensch bleibt auch sich selbst ein Räthsel, und scheint manchmal aus zehn Anderen zusammengesetzt.“

Einer anderen Freundin vertraute Pädler: „Als wir uns heiratheten, war sie zwar, aufrichtig gestanden, etwas verliebt in mich, ich aber nicht im geringsten in sie, und

sagte es ihr auch unumwunden, daß ich unsere Verbindung nur als eine Conventionsheirath ansähe, und mir jede Freiheit vorbehielte. Im Verlauf der Jahre haben wir aber, wie ich wohl sagen darf, uns gegenseitig so sehr achten und lieben gelernt, daß unser Band für Freundschaft und Vertrauen unauslöschlich geworden ist."

Wegen eine dritte Freundin äußerte sich Vädler in den letzten Jahren seines Lebens wie folgt. „Selber Mit-Conventionsheirath) war meine frühere Heirath, und ich habe die Ursache gehabt, damit zufrieden zu sein. Wir sind zwar, bis der Tod uns trennte, die besten Freunde geblieben, und selbst unsere Scheidung war eine gemeinschaftliche Conventionsclade, die uns nicht im geringsten trennte. Mein ganzes Leben enthält überhaupt viel Trauriges, und so hatte auch meine Heirath das Eigenthümliche, daß nicht ich bei meiner nachherigen Frau um sie ebdelt, sondern sie bei mir um mich. Sonst hätte ich nicht so schwerlich je geheirathet."

Alle diese Mittheilungen, wenn sie auch in Einigem von der Wahrheit abweichen, sind gewiß ganz aufrichtig, und bezeugen nur bald mehr die eine, bald mehr die andere Stimmung der Gemüthe Vädler's für seine Wittin. Obgleich war er eine so sensible Natur, daß in allen seinen Beschaffungen ein beständiges Mehr oder Weniger, eine fortwährende Ebbe und Fluth herrschte.

Daß Marie vom Beginn ihrer Bekanntschaft an, großes Wohlgefallen an Vädler fand, kann nicht bezweifelt werden. Aber an ein großes Herzensfeuer, das all ihr Wesen in Gluth versetzte, ist auch wohl von ihrer Seite nicht zu glauben, denn sonst würde sie unter solchen Bedingungen, wie sie Vädler anzieht, gerade wenn sie ihn geliebt hätte, nicht empfindlicher haben, die Seine zu werden, denn sie konnte sich darüber keinen Augenblick täuschen, daß sie seine

ausschließliche Liebe — wie wahre Liebe sie verlangt — von ihrem künftigen Gatten zu erwarten habe.

Ein günstiges Bild von Luciens Erscheinung entwirft Rosa Maria, die sie 1814 in Altona kennen lernte, in einem Briefe an ihren Bruder Barnhagen aus Altona, den 24. October 1814, in dem es heißt:

„Die Bekanntschaft mit der Gräfin Pappenheim kann mir in der Folge manche Freude gewähren, ich habe sie bis jetzt zwar nur wenig und beinahe gar nicht allein gesehen und gesprochen, so daß ich wenig mehr als ihr äußeres Wesen beobachten konnte; sie hat einen äußerst feinen Ton, spricht schön Deutsch und Französisch, und scheint mir sehr fein, klug, unterrichtet, und durch Umgang äußerst beliebt und abreglattet; sie lebt von ihrem Manne getrennt, welcher, glaube ich, in bairischen Diensten ist. Ich habe eine sehr gute Meinung von ihr, denn daß Herr Dehn sie rühmt, und daß sie seine Freundin ist, spricht für sie, so wie auch, daß sie ihre Kinder, eine eigene und eine Pilegetochter, sehr gut erzieht. Ob ich in ein näheres Verhältniß mit ihr kommen werde, weiß ich noch nicht, doch kann es auch ohne dies ein angenehmer, freundlicher Umgang für mich werden. Bei solchen Menschen, die so ganz den Weltton ohne haben, kommt beinahe immer der Verstand eher zum Vorschein, als das Gemüth, ich habe dieses auch an Dehn erfahren, von dessen Verstand ich gleich eine sehr hohe Meinung bekam, ehe ich wußte, was ich übrigens von ihm halten sollte, erst später hatte ich Gelegenheit, seinen wahrhaft liebenswürdigen Charakter und sein Gemüth zu erkennen.“

Ueber Dehn urtheilt Rosa Maria in einem früheren Briefe aus Altona vom 26. März 1810, gleichfalls an Barnhagen, wie folgt

Von Herrn Dehn habe ich noch immer eine sehr hohe Meinung, alles, was er sagt, ist gut und sinnvoll, noch nichts Fades, Flaches habe ich von ihm gehört, das Meiste, worüber ich bis jetzt mit ihm gesprochen habe, ist über Dächer, worüber wir aber oft nicht übereinstimmen, jedoch mag er für sich Recht haben, wie ich für mich; über Goethe und Schiller urtheilt er recht gut, besonders sagt er über Schiller viel Wahres, der „Faust“ ist ihm von Goethe's Stücken das Vorzüglichste, und ich glaube, er weiß ihn fast nahe auswendig. Ueberhaupt aber scheint mir Dehn ein Mann, bei dem der Verstand mehr zum Vorschein kommt wie das Gemüth, und dies Gepräge haben auch seine Urtheile über Dächer, und wie es scheint, auch über Menschen. Einige wollen ihm Arroganz Schuld geben, ich habe aber bis jetzt noch nichts an ihm bemerkt, was ich so nennen möchte, es ist vielleicht vielmehr seine gewiß unläugbare Ueberlegenheit über Viele, die Manche empfanden und so genannt haben, auch würde ich es ihm allenfalls verzeihen, wenn er sich etwas mehr einbildete, als Recht ist, da er wirklich alles durch sich selbst, alles durch eigene Kräfte erlangt und sich erworben hat, Vermögen sowohl wie Kenntnisse. Ein großer Haß zum Spott ist hervor stehend in ihm, und dieser, glaube ich, ist auch mit Schuld daran, daß ich eine gewisse Furcht vor ihm bis jetzt noch nicht überwinden konnte. An äußeren Betragen besitzt er eine außerordentliche Gewandtheit, und recht, was man guten Ton und seine Lebensart nennen kann, worüber sich jedoch nicht zu wundern, da er mit vielen Menschen aus den höheren Ständen in Verührung kommt. Du wirst diese Schilderung sehr unvollkommen finden, denke aber, daß ich ihn noch nicht drei Wochen kenne. Herr Dehn hat vielleicht gute und schlimme Seiten, die ich vielleicht gar nicht im Stande bin, zu erkennen; ich will überhaupt nicht

gesagt haben: so ist es, sondern vielmehr: so kommt es mir bis jetzt vor.“

Bevor Lucie zu einer ehelichen Verbindung mit Pückler schreiten konnte, mußte ihre Ehe mit dem Grafen Pappenheim aufgelöst werden; aber, wie schon früher bemerkt, dergleichen war in den damaligen Zeiten leicht zu erlangen. Zugleich hegte sie den Wunsch, ihre Tochter zuvor an den Fürsten Heinrich von Carolath zu vermählen, der sich früher um zwei Schwestern von Pückler vergeblich beworben hatte, so daß eine Scheidung und eine Heirath — und die letztere zu Stande zu bringen, bot beinahe mehr Schwierigkeiten dar, als die erstere — Luciens Bund mit Pückler vorausgehen sollte.

Fünfzehnter Abschnitt.

Wien und Kitzbühel. Der kais. kriegshandliche Bedienstete
erste. Herrschaftsmagistrat Hr. Wenzel. Auswärtig nach
Kais. Wenzel wieder als Bedienstet zu seinen Diensten mit Graf
von Wenzel zu leben. Wenzel

Als Verlobter schickte Padler nach Wenzel zurück, wo
er schon längere Zeit sich mit Leidenschaft der landschaftlichen
Veränderung seiner Wohnungen gewidmet hatte, wozu ihm
der Kaiserhalt in England doppelte Anregung gegeben, und
die er nun um so eifriger betrieb, da er seinen Ehrgeiz
kürzen sollte, daß seine Gemahlin einen guten Eintrag von
denselben empfangen, Schloß und Gärten in beitem Zustande
führen sollte.

In der That hatte Padler's schöpferischer Geist in
Wenzel Wunder geleistet. Der Park war unter seiner lei-
tenden Hand ein wachsendes, rauchendes, blühendes, duftendes
Werk geworden, und übertraf nach der Auslage aller
Könige alles, was Altenglant in solcher Art darbietet, alles
was Deutschland besaß. Und bei diesem eigenthümlichen
und gemalten Wirken hatte Padler auch alle die Geduld
und Geduldskraft, die ihm bei Anwendung so mancher seiner
anderen Gaben fehlte, und schenkte keine Anstrengungen und
Mühen, um seine Schönheitsideale zu verwirklichen. Wenzel
spricht in einem Briefe von Wenzel mit den Worten
über Schloß und Gärten „wo jeder Schritt über die

Schwelle zu Laubenzäunen, zu Blüthenkräutern und Wiesen
kriechen führt, die reizendsten Nabe und Fernsichten den
Auge anziehen, jede Stimmung ihre Bezugs, jede Richtung
ihre reichmüthige Nabe findet, der Raum sich für jede Be-
wegung reichlich erstreckt, und überall auch die Wohlthun-
gen und Pflege verräth, wie gastlichen Schirm anbietet."

Zugegeben, daß Pädler ein Zerkünder, ein Vorkünder, ein
König sein konnte, daß die Verberberung der Gesellschaft ihn
zuweilen in ihre Tiefen hinabzog, aber wenn er vom frühen
Morgen bis zum späten Abend in der Natur verweilte, in
Gärten und Wäldern seinen Arbeitern Anleitung gab, seine
dichterisch künstlerischen Eingebungen auszuführen, da konnten
nur gute, edle Gedanken und Gefühle sein Herz und seinen
Geist beherrschen, da achte er, geläutert von dem Feuer des
Schönen, zu den Besten, zu den Höchsten, zu den Gemähten.

"Manchmal denke ich auch," schrieb Pädler einmal an
Barnhagen über seine Landschaftsarbeiten, "es sei schade,
wenn die Umstände (Verhältnisse, schlechte Zeiten u. s. w.)
mir nicht erlaubten auszuführen, was im Reich der Phan-
tasie schon ziemlich als ein Ganzes vor mir steht, denn
meine Pläne sind groß, das wenigste davon erst anschaulich,
obwohl viel vorbereitet, und die Undankbarkeit des Volkes
in vieler Hinsicht würde, völlig überwunden, ihnen vielleicht
nur zur besseren Rolle dienen — aber solcher Gedanke ist
nur eine menschliche Eitelkeit! Die Natur selbst giebt uns
hierüber die beste Lehre. Sie schafft ewig fort, setzt aber
keinen Werth auf ihre Werke. Was eine Kraft vielleicht
noch nicht vollendet, zerstört schon die andere wieder, ja ihre
höchsten Schönheiten stellt sie oft im Verberbergen aus, und
unter dicken Sand verdeckt sie ihr Gold. Es genügt ihr,
fort und fort immer neu zu schaffen, nur das große Kunst-
werk, das All, bleibt beständig. So im geringeren Maß-
stabe geht es wohl auch dem Künstler. Nicht um des Be-

umstieß, nicht um Dank, nicht um der Eitelkeit willen, ja nicht einmal um den Besitz arbeitet er. Es ist das Werk selbst, das ihn begeistert. Wie oft kann er nie den Raum gewinnen, es in äußerer Erscheinung ganz nach Wunsch zu verwirklichen, und ist es vollendet, entschwindet es vielleicht auf immer seinen Blicken — aber in seinem Gemüthe lebt es dennoch fest mit heiligem Genuß, und begeistert zu neuen Schöpfungen. So viel ist gewiß, es giebt nur zwei Dinge auf dieser Welt, die etwas werth sind: aus sich selbst etwas zu schaffen, oder in seltsamen seligen Momenten seine Individualität verlieren im Allgemeinen, in Gott — sich auflösen in Liebe. Hier berührt der Mensch die entgegengesetzten und doch zusammenhängenden Pole ewiger Thätigkeit und unendlicher Ruhe.“

Packer hatte bei seinem Werk alle die Schwierigkeiten zu überwinden, die durch jahrelange Vernachlässigung und durch die wenig günstige Gegend, sowie durch das nordische Klima, hervorgebracht waren.

Nachdem beinahe täglich von seinen Arbeiten in Müdoth tiefen Schlafes Bericht abzustatten, ließ sich Packer eüßigt anlegen sein, und diese unerschöpfliche Mittheilungslust ihres Bräutigams durfte ihr schmeicheln; aber konnte sie dieselbe nicht entschärfen, daß er ihr zwar alle liebenswürdigen Rücksichten eines Vaters, aber nichts von der Härlichkeit eines Liebhabers bezeugte?

Wie Packer sich in allen Dingen als ein seltsames Original erwies, so auch in seinen Bräutigamsbesuchen. Alles ist darin eher zu finden als Liebe. So schreibt ein leibhaftig alslicher Gärtner, Forstmann, Baumeister, Küchenmeister, Tapezier, Wagner, Koch, aber kein Liebhaber. Diese Briefe sind eine psychologische Merkwürdigkeit, die einzig in ihrer Art ist. Man sollte oft glauben, wenn man sie liest, der Zweck seiner Gharach sei nur, mit Lucie zusammen, der er

beständig Aufträge an Kaufleute und Handwerker giebt: Schloß und Gärten von Muslau in Stand zu setzen: man sollte oft glauben, es sei ein Intendant, ein Geschäftsführer des Grafen Pächter, nicht er selbst, der an die Gräfin Pappenheim schreibt. Es war das Gegentheil von *une chaumière et son coeur*: ein Schloß und kein Herz! — was er ihr bot. Was er ihr daneben Persönliches mittheilt, ist eine Reihe von Untreuen, die er ihr mit bewundernswerther, bis zum Aeußersten getriebener Aufrichtigkeit in furchtbarer Ausführlichkeit beschreibt. Schwerlich konnten Lucie einige graziose Artigkeiten, wie etwa die seltsamen, hiefür entschädigen.

„Votre charmant billet, trop aimable Lucie,“ schreibt er ihr einmal, „est écrit de manière à me rendre cent fois plus amoureux que vous ne le serez jamais. Je ne saurais vous exprimer combien je suis touché de votre excellent coeur, de l'amabilité de votre esprit, et des grâces de votre caractère, qui est bien plus original que le mien.“

An einer anderen Stelle heißt es: „Paß mich Dir wiederbelen, beste Freundin, daß Du auch nicht das geringste Unrecht gegen mich abzubufen hast, und daß ich im Gegentheil der undankbarste aller Menschen sein möchte, wenn ich so viel Liebe und Güte nicht auf immer nach meinen letzten Kräften erwidern wollte.“

Konnte es ihr angenehm sein, wenn er ihr sagte

„Une belle femme est un bijou.

Une bonne femme est un trésor!“

und damit andeutete, daß er sie doch nur zu den letzteren rechnete? Und wenn er ihr schreibt, er habe nach Möglichkeit an den Muslauer Damen, um sie tadelmäßig für seine Gemahlin zu machen, so mochte wohl Lucie, nach den Bekenntnissen, die sie früher von ihm empfangen, leicht

hachten, er bürde mehr an ihnen als nöthig sei. Da war ihr denn vielleicht noch lieber, wenn er sich für Park und Auscublement begeisterte, und sie von diesen, von Wagen, Pferden, Silberzeug u. s. w. unterhielt. Längnen laßt sich übrigens nicht, daß er auch auf alle diese Dinge seinen künstlerischen Schönheitsinn übertrug, und sie dadurch veredelte. Es schwebte ihm stets ein harmonisches Ganze vor, das er um jeden Preis, auch die größten Kosten nicht scheuend, erreichen wollte. An wahren Geschmack konnte man seiner übertreffen, kaum jemals ein Anderer erreichen. Wehmals lud er den Baumeister Schinkel aus Berlin zu sich ein, um den Rath des genialen Mannes zu vernehmen, der seinerseits den Schöpfungen Pückler's Bewunderung hegte.

Heimlich blaunt für Menschen, schwärmte er im Reich der Phantasie für die Ausführung seiner Pläne. Er wollte einen herrlichen Saal mit in Paris angefertigten Gipsabgüssen der berühmtesten antiken Statuen einrichten lassen, die inmitten von schönen Gewächsen und Blumen auf grünem Märrerbintergrund sich sanft abheben sollten. Auch dachte er daran, von Danneberg, dessen Ariadne ihn einst in der Werkstatt des Meisters so entzückte, sich eine zweite Ausführung dieses Kunstwerkes zu bestellen. Alle fremden und einheimischen Künstler sollten nach Wieslau hinzugezogen werden, durch eine Sammlung von seltenen Werken, wie sie kein anderes Schloß darbiete. Aber auch in Wunderlichkeiten geistelte er sich: neben dem Künstler wollte auch der Zenturio sein Recht haben: so nahm er eigens einen Mann in Dienst, der im Park den Einsiedler spielte, und eine Rattenzaden mußte. Eine englische Chaise und einen englischen Gärtner betrachtete er als größtes Cabial des Lebens, wie es überhaupt auffallend ist, daß Pückler an standesgemäßem Glanze und vornehmerm Luxus eine kindliche Freude hatte,

wie sie sonst weit mehr die Parvenues als die wahrhaft Vornehmen zu haben pflegen. Vielleicht kam das aber dadurch, daß er sich noch der Zeit erinnerte, wo er als Secretair Hermann sich selbst die Stiefel putzen mußte!

„Nie habe ich mich auf etwas mehr geiret,“ schreibt er an Lucie, „als auf die Gläser aus Verrari. Ich fühlte bei dieser Gelegenheit ordentlich wieder kindische Regungen in meinem veralteten body, und beschwor die Dämonen, ja diese Gläser keinen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren.“

„Küsse mir ja die Fenster nicht im Stich,“ schreibt er den 27. Mai, „das würde mich tief betrüben.“

Dabei gab er natürlich das Geld mit vollen Händen aus: in zwei Monaten allein verbrauchte er 36,000 Thaler. Hundert Thaler verwandte er täglich allein für den Tagelohn der zweihundert Arbeiter, die er in den Anlagen beschäftigte, ohne die Ausgaben für die nothigen Materialien von Holz, Steinen u. s. w. mitzurechnen. Wenn die Ausgaben bis auf eine schwindelnde Höhe stiegen, warnte er wohl auf einen Augenblick bedenklich.

„Im Uebrigen,“ schreibt er an Lucie, „bestelle an Silber, Porzellan, Meubles und dergleichen ja nichts mehr, da wir iden mehr als zumiel haben und im Grunde doch alles das Zeug wenig bleibenden Genuß gewährt. Ich habe es mein ganzes Leben hindurch leider gefühlt, wie man sich das ganze Leben verbittert, wenn man immer den Hackschnitt größer macht, als das Zeug reicht. Man will alles haben, und hat dann gar nichts, da hingegen, wenn man sich einen Grad geringer stellt als man könnte, man eine unbezwingliche Schildwache vor jeden Genuß stellt, die Sicherheit genannt, ohne die keine Freude denkbar ist, wie schon das Schwert des Dionisius beweist. Dehn hat also sehr recht, und im Herzen habe ich ihm auch immer Recht gegeben, wenn er uns warnt. Ich spreche wie ein Philosoph, und

habe bisher gehandelt wie ein Narr. Dies war auch von seiner eigenthümlichen Seite betrachtet wieder recht gut, so lange ich ein lustiger Narr war. Da ich aber nun ein trauriger Narr zu werden anfange, so ist es rathsam zu versuchen, ob ich nicht durch das Streben nach Weisheit den verlorenen Frohsinn am sichersten wieder erreiche."

Solche Bedenkslichkeiten dauerten aber eben nur einen Augenblick, da die unwiderstehliche Schaffenslust ihn wie eine Ebnene auf ihrer Bahn weiterzog. Die Anlage von Mueslau kostete, wie er einmal sagt, nahe an 50,000 Thaler, und würde bis zu ihrer Vervollendung noch einmal so viel kosten. Einmal trüger bekennt er, daß er auf den Park allein bereits 200,000 verwandt habe.

Wie großartig seine Baupläne für Mueslau waren, geht daraus hervor, daß er im Jahr 1817 im Juni an Vacie schreibt, daß er in diesem Jahre bauen müsse, und bereits gebaut habe

1. Einen großen Parkhof, mit zwei Pauschuppen und dem Hause für den Parkvogt.
2. Einen hohen Ofen und Eisenhammer.
3. Die Hälfte der Gebäude bei der neuangelegten Glashütte.
4. Eine neue Schafschere.
5. Ein Wärmerhaus im Park über der Kasse.
6. Ein Malz- und Brauhaus.
7. Eine neue Ziegelei.
8. Eine herrschaftliche Schmiede im Park.
9. Ein langer Zaun mit Pfeilern um den Rückengarten.
10. Ein Bügel des Schlosserwerks im Park.
11. Die Decorirung und Veränderung des Stalles
12. Die Reithahn.
13. Die Wagenschuppen.

14. Dekorirung und Veränderung des alten Schloßes, oder Amtshauses.

15. Dekorirung und Veränderung des Gewächshauses.

16. Veränderung des alten Malzhauses zu einem Tranquillisationshaus.

17. Veränderung und Dekorirung der Mable.

18. Eine Brücke über die Reife.

19. Mauten verschiedener Art am Schloß.

20. Eine eiserne Brücke über den Schloßteich.

21. Die Schleuse am Kanal aus der Reife.

22. Ein Badehaus.

23. Eine alte Warte im Park.

24. Eine alte gothische Kapelle im Park.

25. Drei oder vier bereckte Rubefige.

26. Eine Cottage für uns auf englische Art.

27. Drei Gartenwächterhäuser.

28. Dekorirung und Veränderung des Jagdhauses.

29. Zwei Zaunwächterhäuser.

30. Dekorirung und Veränderung des Concertienhauses.

Die Einrichtung bestand als er beirathete aus folgendem Hauspersonal:

1 Haushofmeister	}	macht vier Personen in Civilkleidung.
1 Offizier		
2 Kammerdiener		
2 Jäger	}	vier Personen in Uniform.
2 Bediente		

Außerdem ein Koch, welcher zugleich Tapezierarbeiten machte. Zwei Kutscher und eine Menge Stallknechte. Die Gräfin hatte vier Dienerinnen, einen Kammerdiener und einen Portier.

Den 17. Mai 1817 schrieb Pöschel hierüber an Lucie:
 „Ich empfehle Dir die vorhin aufgestellte Regel: que les gens d'esprit ne s'occupent pas des sottises qu'ils

ont fait. Wir werden zweifelsohne noch einige machen, meine Abnennung, die untrügliche, sagt mir aber, es wird alles vom Himmel zum Besten ausgeht werden. Wir sind beide zu vornehm geboren, um arm zu sterben, und unsere Art der Verschwendung macht zu viele Menschen froh, als daß die Nemesis uns strafen ereilen sollte."

Daß Macslau einen glänzenden Eindruck bei ihrer Ankunft auf Lucie machte, war ihm eine Nebenfrage, wie wenn sie nur um Macslau's Willen heiratheten, wie wenn alles sonst nebensächlich sei. Er suchte auch deshalb in seinen Briefen darauf hinzuweisen, sie sollte sich keine zu großen Vorstellungen machen, damit die Wirklichkeit sie nicht enttäusche; es lenne mit der Zeit schon werden, noch sei aber das erst nach dem Jaarhaus kommen, und Abends dann ein ländliche Aest und die Illumination in Macslau stattfinden. In seinem englischen Waaren, dem Curiale, mit der Pferde bespannt, die er selbst lenken wollte, sollte er von ihm bei Adelsheim nach dem Schlosse geleitet werden, im Triumphe eingeholt, während Schloß und Park in täuschender leuchtender Beleuchtung ihr entgegen glänzten. Den anderen Tag, fürchtete er, würde ihr dann freilich beim Erwachen alles schaal gegen das zauberische Nachbild abfallen, welches das Unvollkommene gattete. Aber der erste Eindruck sei wenigstens gewonnen, und es bleibe denn noch die Hauptsache.

Als Vorbereitung für dieses Aest sollte er seine Generalreihen fort, indem er die Nachbarschaft zu sich zu Vallen Theatervorstellungen einlud, immer lebhafte, immer tausend Spiele der Neigung, des Wohlgefallens, des Herzes und der Rederei verflochten. Ein anderes Spiel, seine Phantasie beschäftigte, war der Wunsch nach einem preussischen Orden, den, wie er hoffte, Lucie durch ihre

Beziehung zu Bernadotte ihm verschaffen sollte. Dann wieder, von der Sehnsucht nach Einsamkeit und Einfachheit ergriffen, ließ er sich einen Paß als Leijziger Student ausstellen, um allein eine Fußreise in den Spreewald zu machen, und er war sehr betrübt, als die dringenden Gesuche im Schlosse ihn an Ausföhrung dieses Planes verhiinderten.

Ueber seine Familie hatte er sich bitter zu beklagen, er schreibt an seine Frau: „Die Verbindlichkeiten, die ich meiner Mutter in Ansehung meines Vermögens habe, sind keineswegs so, als sie es darstellen sucht, da ich leider unabweisliche Beweise habe, wie ich (nur die arme Bianca ausgenommen) von meiner ganzen Familie auf eine wahrhaft niedrige Weise benütet werde, und heute, wenn sie auch in ihren Händen hätte, verloren wäre, denn nicht das trockene Brod würde man mir lassen, und an Goldstücken, die man mir gelegt hat, ließ man es nicht fehlen. Ich kann wohl sagen, daß ich nur mir selbst, und dem Gegensatz von Pessimismus in meinem Charakter meine Erhaltung zu verdanken habe. A la tête des scabdieux Phalanx steht meine älteste Schwester; meine Mutter, die sanfte Agnes (wer sollte es glauben!) und der junge Max folgen in geschlossenener Reihe hinten nach. Du wirst nun ahnden, daß ich Dich von jedermann lieber als von meiner Familie entournet sehe, besonders bei Deiner entsetzlichen Bonhemmie, die alles auf's Wort glaubt.“

Unterdessen war Adelbert's Heirath mit Carola noch immer nicht zu Stande gekommen. „Wie schade ist es, daß wir nicht in der Dunkel leben,“ schrieb Wälder hierüber an seine Frau, „ich nähme Euch beide, und die Verlegenheit der Wahl horte dann wenigstens auf, und ein zweiter Gleichniß, hausten wir fröhlich in Wieslau.“ Dieser Gedanke, wenn auch im Scherz ausgesprochen, konnte vuer

wenig läßeln. Aber das schlimmste war, daß er jeden Ort, wo er war, zur Töbeler umwandelte, daß er überall wie ein Töbeler lebte, ohne sich um europäische Ziehungen zu kümmern. In der That, als die Corelath'sche Heirath endlich festgesetzt war, hörte Pädler's Phantasie, als ein jener Graf den Gleichen zu leben, durchaus nicht auf, und er ließ ihn nur in eine andere ihm noch weit wohlwollendere Form, indem er Helmine an die Stelle von Aletta setzte. „Daß Helmine nicht mit auf's Jagdhaus kommt, ist schade,“ schrieb er an Lucie; „sie wäre Dir die Erlaubte, die Du nicht wohl ertragen kannst, doch in der That haben. Soll denn nun meine sanfte Mimi so gar nicht herkommen? Ich glaube, die arme kleine Töbelerin wird wie eine Vogel'scheide.“ Helmine wurde Pädler's Traum: sie zog ihn magisch an wie ein glühender Stern, ihr Bild erweckte schuldähnliche Wänsche in seinem Herzen, und ihre mädchenhafte Jugend gefiel ihm in Grunde weit besser als Abtheils mit bacchantischer Unvorsichtigkeit gemischte Priedenswürdigkeit.

Als er über seine Heirath mit Lucie dachte, darüber sprach er sich gegen sie selbst sozundermaßen aus. „Deine Lucie, und hier auf dem Jagdhaufe trauren zu lassen, gefällt mir sehr. Es ist hier in der Nähe auf einem meiner Töbeler ein höchst lächerliches Subjekt von Pfarrer, den ich alle Woche zweimal herkommen lasse, um ihn zum Narren zu haben. Pour la rareté du fait müssen wir uns den Trauer lassen, denn um Gotteswillen nichts Vagabonds bei dieser Ceremonie, sonst laufe ich davon, denn auch herein bin ich wie ein Mädchen, und habe von jeher vor dem Heirathen eine gewaltige Angst gehabt. So oder werden wir Mühe genug haben, und das Vache zu verheizen. Ueberhaupt werde ich Dir hier mit lauter Karikaturen antworten, um Dir die Einigkeit erträglich zu machen.“

Diese Artummer nahm aber in Wädler's Stimmung ab, je näher sein Hochzeitstag rückte. Immer verstimmt und melancholischer wurde er, und es gab Augenblicke, wo ihm alles zuwider wurde, sogar Muskau mit dem von ihm geschaffenen Glanz und seinen Anlagen. Den 28. Jan. 1817 kann er sich nicht erwehren, seiner Braut zu schreiben: „Uebrigens bekommen wir eine ganz ungeheure Haushaltung zusammen. Ich dachte, in einem Jahre belebten wir uns sowohl christlich als auch ökonomisch, jagten alles zum Teufel, wo es hingehört, und reisten zur Frau von Rudener. Mich ellet der Luxus, die Sünde und das ganze Leben an.“ Dann einsehend, wie sehr er Vacie mit solchen Aeußerungen betrüben müsse, fügt er die Nachschrift hinzu: „Mein Gemuth ist krank, ich öffne aber den Brief wieder, weil es mich schmerzt, Dir, die so gut und liebevoll ist,ummer zu machen. Verzeihe mir, ich weiß nicht, welche sonderbare Stimmung mir die Freude an allem benimmt, und mich mit Ueberdruß und Mißmuth erfüllt.“

Den folgenden Tag, den 29. Juni, läßt ihn seine außerordentliche Aufrichtigkeit deutlicher über seine Stimmung Rechenschaft geben. „Für's erste,“ schreibt er, „ist die Ursache derselben gewiß körperlich, aber viel trägt auch, aufrichtig gestanden, eine gewisse Schwäche dazu bei, die mich unbeschreiblich besorgt macht, durch das immer mit einer Art von heiliger Scheu angesehene Heirathen den größten Theil einer über alles geschätzten Freiheit (nicht zu verlieren, denn so leicht lasse ich sie mir nicht nehmen), aber doch in ihrer Ausübung mannigfach und ungleichem gestört zu werden. Die weiblichen Wassen sind in dieser Hinsicht äußerst gefahrlich, und so gut und liebevoll Du bist, so werde ich doch auch bei Dir nicht an Voltaire's: *ce qui plat aux femmes*.“

Diese Antipathie gegen das Heirathen veranlassend,

Ich will er nun noch eine ganze Reihe von Vebren an, wie
 er sich nie seinen Einfällen widersetzen, besonders ihn
 an zwei seiner Lieblingspläne verhindern dürfte, eine
 Reise in andere Welttheile zu unternehmen, oder den ersten
 Krieg einer europäischen Nation gegen die Türken als Frei-
 wuzer mitzumachen. Dabei hat er kleinere Nebenreisen
 im Sinn, eine nach England, die er Vacie als unerlässlich
 und sogar okenomisch darstellt, und eine nach Aachen, um
 mit seine Gesundheit die Wäcker zu brauchen. „Verspreche
 mir also,“ schreibt er, „nie Dich meinen Einfällen so zu
 widersetzen, daß ich es merke. Ich bin sehr unbeständig,
 und gebe leicht Dinge, die ich am lebhaftesten gewünscht
 habe, wieder auf, sobald ihre Erfüllung nahe, oder seine
 Schwierigkeit mehr zu belegen ist. Auch vollkommenem,
 unbewundlichem Widerstande weiche ich sozgleich, aber sel-
 den Widerstand, dessen Besiegung ich für möglich halte,
 bringt auf mich immer das entgegengelegte Resultat hervor.
 So habe ich zum Beispiel zwei Lieblingspläne. Der eine
 ist eine Reise in andere Welttheile, der andere, den ersten
 Krieg einer europäischen Nation gegen die Türken als Be-
 theiligt mitzumachen. Beide Pläne werden vielleicht nie
 bei mir realisiert werden, wolltest Du sie aber einmal be-
 wehren, so würde ich glauben, nicht mehr ohne ihre Er-
 füllung leben zu können. Wohlthige frei alles, was Dir
 zu geist, nimm Dir kein Blatt vor den Mund, wie
 man sagt, aber gib nichtdeshoweniger de bonne grace und
 nach, wenn ich es wünsche. — Ich kann Dir
 dagegen lemedwegs dasselbe gegen Dich versprechen, das ich
 einmal die leidige Tyrannei der Männer! Hier fällt mir
 etwas Komisches ein, nämlich, ich glaube, wir werden uns
 den gemeinen geistlichen Fehler, nämlich dem der Ver-
 leumdung, durch das Schreden, welches wir uns gegen-
 seitig anzuwenden werden, beide Lariren, wie in der

Komödie die zu häufige Frau dadurch geheilt wird, daß sich ihr Mann noch zehnmal häufiger anstellt, oder der Vater den Sohn dadurch von der Leidenschaft des Spieles zurückbringt, daß er an unterrichtete Freunde vor den Augen des Sohnes selbst sein ganzes Vermögen zu verspielen scheint. — Im Uebri gen mußt Du mir aber unbedingt folgen, das heißt en gros, Deiner weiblichen Feinheit bleibt es immer überlassen, mich unsichtbar zu leiten, so daß mein Wille nur unbewußt nur immer von dem Deinen hervorgebracht wird.“

Lucie scheint durch all dies nicht erschüttert worden zu sein. Sie sah wohl, daß er die Furcht vor dem Zwang der Ehe kaum überwinden konnte. In der That, als alles in Masfau zu dem Empfang seiner Gemahlin fertig, und er durch die Thätigkeit nicht mehr freudig erfüllt war, hätte er beinahe nicht übel Lust gehabt, ein umgekehrter Werther, sich das Leben zu nehmen, nicht weil seine Vette einem Anderen gehörte, sondern gerade, weil er selbst sie heirathen sollte.

Jedoch, so wie Lucie vom Grafen von Pappenheim geschieden war, kam sie nach Masfau, wo sie den 12. Juli 1817 eintraf, und drei Monate später, am 9. Oktober, feierte sie ihre eheliche Verbindung mit Bärter.

Sechzehnter Abschnitt.

Erzählweise. Reise nach Paris. Gemina Edward und Emilie.
Der holländische Kongreß. Der Staatskanzler Hardenberg. Schlegel,
Meyer, Ribbinkauf. Kaiser und Könige. Diplomaten. Mad. Recamier.
Mad. Rappin. Mad. Sophie von und ihre Töchter. Mad. Gail.
Der Verordnungs-Abtheilung. Ausflüge nach Plessen als Herr
von Westheim. Endl. Rückkehr nach Muslau.

Die Hochzeitsschäfte waren glänzend gewesen. Lucie, deren
Reichthum und Schönheitssinn mit denen von Pädler ver-
gleichbar waren, hatte ganz das künstlerische Auge, um seine
Arbeiten in Muslau zu würdigen. Nachdem das neue
Gebäude sich hiemit lange beschäftigt, reiste es auf einige
Monate nach Paris, um dort neue und glänzende Eindrücke
zu sich aufzunehmen.

Aber welches Verhältniß wäre ohne Schatten und Stö-
rungen? Auch den Neuvermählten waren deren beschieden,
und Jeder hatte andere Prüfungen zu bestehen, durch welche
seine Pariser Reise vielfach beanruhigt wurde. Ob Lucie
die erwachende Neigung Pädler's für ihre Pflegetochter
früher nicht beachtet, sie nicht für so ernsthaft angesehen,
wer weiß es? Dachte sie, durch die Entfernung sie aus
der unbeständigen Seele ihres Vaters zu verbannen, so
irte sie gänzlich. Als Pädler sich um die Nähe des an-
muthigen Wesens gebracht sah, gab er sich erst vollends

einer sehnfüchtig leidenschaftlichen Stimmung hin, die er seiner Gattin ganz und gar nicht verbarg. Lucien's klarer, prüfender Blick mußte erkennen, daß es sich hier um einen hartnäckigen, aufgeregten Eduard handelte, der stürmisch nach seiner Titlie verlangte, und der es für ganz richtig und natürlich fand, ein zweiter Graf von Wricken, mit zwei Frauen zu leben. Möchten die Andern sich christlich gesellschaftlich einrichten, er wollte wie ein Sultan durch die Welt gehen! — Ja, dieser Eduard war nicht wie der Goethe'sche plötzlich und wie unbewußt von seiner Liebeschwärmerei überrascht worden, sondern er hatte seine Titlie gewissermaßen schon im voraus, noch ehe er seine Ehe eingang, in Bereitschaft! Das war zu viel, mochte Lucie auch mit noch so weltlich leichtem Sinn und resignirter Reflexion, in ihre Ehe getreten sein!

Grüste Störungen konnten nicht ausbleiben. Sie suchte Helminen zu verheirathen, aber so wenig Pückler auch bei seiner Denkart solche Bande als ein Hinderniß für seine Wünsche zu betrachten pflegte, so wollte er dies für Helminen doch nicht zugeben, oder ihr höchstens einen alten und recht widerwärtigen Gatten, der ihr Widerwillen einflößte, verstaten.

Mehrere Verbindungen, die Lucie für Helminen zu betreiben suchte, kamen nicht zu Stande, und so blieb einstweilen alles unverändert, und nach Rückkehr von der Reise mußte sich Lucie zuweilen dazu verstehen, Helminen nach Muslau kommen zu lassen.

Am folgenden Jahre sehen wir Pückler nach dem Rastener Kongreß sich begeben; er suchte die Gunst seines Schwiegervaters, des Staatskanzlers, zu erlangen, suchte aber auf manche Schwierigkeiten hierbei, und sein leicht verletzter Ehrgeiz läßt ihn beständig klagen, daß Hardenberg kalt sei, ihn abweisen lasse, ihm fremd bleibe, auf eine Weise, daß es auffalle und ihm schade. „Dem Vater behandelt

nich so abel," schreibt er an Lucie, „daß ich nur noch etwas mehr abtrarte, pour lui montrer les dents.“ Aber dazu konnte er sich denn doch nicht entschließen, sondern fuhr hartnäckig fort, in seinen Versuchen, dem Staatskanzler sich zu nähern. Er träumte von einem Gesandtschaftsposten, den ihm dieser verschaffen könnte, von Auszeichnungen aller Art; er that Schritte um den Wladimirorden, das Kreuz der Ehrenlegion, und einen Schwedischen Eiden zu erlangen.

Alexis, der damals beim Staatskanzler viel galt, suchte für den Plan zu wirken, daß Büdler den Gesandtschaftsposten in Konstantinopel erhielte. Vier Gelehrte sollten der Gesandtschaft mitgegeben werden. Wie ein Kind schwelgte Büdler in dieser Vorstellung: die arabischen Pferde und die morgenländischen Sitten standen lockend vor seiner Phantasie. Dazu die prachtvollen türkischen Shawls, die er für Lucie anschauen wollte! „Und wie interessant ist es, von daher zurückzukommen!“ rief er. Er verglich sich mit Bonaparte, der nach Egypten ging.

Auch an einen spanischen Gesandtschaftsposten dachte er, und das entflammte seine Phantasie nicht minder. Aus allem machte er sich ein poetisches Bild, um Vorgenuss schmelzend, der oft den Genuß selbst nachher überflüssig machte. Es war die Idee davon, daß er Bartholdy und den Schriftsteller Heilmann nach Spanien mitnehmen sollte. Von dort hoffte er einen Abstecker nach Marocco und zu den Barbaren zu machen zu können.

Büdler ließ sich den Herrichern vorstellen, und legte einen solchen Werth auf den Success in diesen hohen Kreisen, daß er an Lucie schrieb: „Le Roi, à ce qu'on dit, donnera un bal dimanche, j'espère qu'il m'invitera, sinon, je me serai passer pour malade, pour ne pas en avoir le dementi.“ Aber mit diesem weltlichen Streben ging doch stets auch Weltverachtung bei ihm Hand in Hand,

und er fügt hinzu. „Commo tout cela est plat et ridicule, et quels sont que les gens du grand monde? Quelles petitesse et quels bassesses! Fuyons les cours et les grands, et goûtons dans un plus heureux climat les douceurs du repos et de l'indépendance!“

Und wieder steigt Helminens Bild vor ihm auf, und er erklärt Lucien, daß ihm das Mädchen zu seinem Glück nothwendig sei, daß sie es ihm nie ganz entziehen dürfe, da er sie beide auf verschiedene Art, aber einzig in der Welt liebe. „Ich kann nicht mehr allein stehen,“ schreibt er an Lucie, „Ihr beide seid mir nöthig wie Wasser und Luft. Versuch es nur nie, mich von ihr zu trennen, und um Gotteswillen, verheirathe sie nicht — glaube mir, es wäre um mich geschehen! Von Dir hängt alles ab, Glück und Ruhe, oder hundertfaches Weh! Doch was red' ich! Kenne ich nicht Dein Herz und Deine Liebe? -- In weissen Händen kann mein Glück und mein Schicksal besser liegen, als in den Deinigen!“ —

Mit beiden Frauen den Winter in Italien oder dem südlichen Frankreich zuzubringen, ist um so mehr sein sehnlichster Wunsch, da ihm Muskau durch einen verlorenen Proceß, und durch die Verwaltung Dehn's, der viele Einschränkungen verlangte, um die zerütteten Finanzen wiederherzustellen, für den Augenblick etwas verleidet war. „Ich fähle es ganz bestimmt,“ schrieb er an Lucie, „und nun, da es einmal ausgesprochen ist, ist es mir wie ein Stein vom Herzen. Dies ist der einzige Plan für die Zukunft, der mir Freiheit und Ruhe wiedergeben kann. Ich verlange wirklich nicht zu viel, denn Du sollst nur mich mit einer Andern theilen, und ich soll auf Deinen Wunsch die Andern ganz entbehren. Das kann ich nicht, und es wäre unendlich hart von Dir, es zu verlangen, drum noch ein-

„1. Herzensschnade,“) sei gut, gewähre, und klage nicht. Dir können in Marseille, Bordeaux oder einer italienischen Stadt mit 12,000 Thalern jährlich vortrefflich leben, und ohne die ewige Sehnsucht nach dem Mädchen, die mich keine Freude genießen läßt, werde ich auch froh sein können, so Du mirst mich selbst viel liebenswürdiger und besser finden. Glaube mir, mit jedem Tage, den Du früher kennst, erhältst Du mir einen Monat meines Lebens, denn ich leide wahrlich Dual. Es ist vielleicht ein Spiel meiner Phantasie, aber darum eben gewinnst Du ja viel mehr dabei, daß die Wirklichkeit mich entzaubert, und das Dasein mir hundertmal gleichgültiger wird, als das Bild, das jetzt, alles in meinem Inneren verdrängt, gewaltsam herrscht. Sonst war ich anders, jetzt bin ich aber so, und, dem Himmel, es ist unmöglich, mich zu ändern, ohne mein Herz zu brechen. Sieh einmal, gute Schnade, Dir allein vertraue ich, von Dir, weiß ich, kann nur Segen für mich ausgehen, meine süße Schnade: von jeder Liebe, die Du mir beweist, bleibt ein tiefes Merkmal in meiner Seele, und der beste Theil meines Herzens und meines Ichs gehört unabänderlich Dir an. Gele in meine Arme, bringe sie mit, und nie werde ich Dein edles Opfer vergessen. O Gott! wäre der Augenblick nur schon da, und die wüste Zeit vorüber, die noch dazwischen liegt.“

Aber er mochte Lucien das südlische Klima mit allen seinen Reizen im rosigsten Lichte, seine glühende Dankbarkeit gegen sie mit den brennendsten Farben schildern, sie ließen doch nicht auf eine solche Zukunft zu Dingen eingehen zu wollen.

„Du bist ungerecht,“ schrieb er wieder an Lucie. „mir

“) Schnade war ein Scherzname, den Kaiser seiner Gattin beizulegen immer zu geben pflegte

über Erwähnung Helminens Vermüthe zu machen. Soll ich Dir nicht aufrichtig schreiben, so kann ich gar nicht schreiben, denn hierin liegt die Essenz unserer Correspondenz und unseres ganzen Verhältnisses, und eine Empfindlichkeit, die Du selbst als mal à propos ansiehst, mußt Du auch bezeugen, sonst untergräbst Du am Ende dadurch unser herzlich aufrichtiges und harmloses Zusammenleben, so nahe wie entfernt. — Noch eine Bemerkung: Es ist wahr, hättest Du auch neben allen Deinen übrigen Vorzügen die Jugend und die Schönheit in dem Grade, wie Du sie einst besahest, so würde ich Dich vielleicht in jeder Hinsicht mit Leidenschaft lieben, vielleicht auch nicht, vielleicht nur einseitig. Wer kennt des Menschen Herz! Setze aber nun den Fall, wie er ist, und wie er sein kann. Du bist mir fast alles in der Welt, nur in Einem liebe ich eine Andere, Du wünschst mir alles Glück, unergennüßig, willst Du also nicht lieber mir das, was mir noch fehlt, durch eine Andere geben, als mich dessen ganz berauben? Sei also consequent, das heißt, ganz gut, und ich werde für das, was mir die Andere giebt, und Du nicht geben kannst, weil nichts auf der Welt vollkommen ist, doch nur Dir dankbar sein. Liebe, Güte und Klugheit weisen Dir alle denselben Weg."

Es wird nöthig sein, hier ausführlicher von Helmina zu reden. Ueber dieser Pflanztochter Luciens schwebt ein geheimnißvolles Dunkel; ihr Geburtsjahr ist nicht bestimmt festzustellen. Varnhagen giebt es nach ihm gemachten Mittheilungen Luciens und ihrer Tochter Adelheid als 1799 an. Manche sagten, sie sei aus dem Volke entsprossen, ihre Mutter sei die Tochter eines Rathsers des Grafen Pappenheim gewesen, und Lucie habe das hübsche kleine Mädchen als Geiselin ihrer Tochter Adelheid auf das Schloß genommen, und sie bald so lieb gewonnen, daß

ne gänzlich für ihre Erziehung sorgte, und sie bei sich be-
hielt, wie sie denn auch Helmina später als ihre Pflege-
tochter in der großen Welt einführte. Andere dagegen
wollten wissen, daß Helmina sehr hohen Ursprungs sei, und
daß nicht ein Autscher, sondern ein Mann, den später eine
Königskrone schmückte, ihr Vater gewesen sei. Sind dies
nur Gerüchte, so ist es dagegen gewiß, daß ein König ihr
half, denn König Friedrich Wilhelm der Dritte wollte
sie — bevor er sich mit der Fürstin Liegnitz vermählte —
zu seiner morganatischen Gemahlin machen, und ihr zugleich
den Titel einer Fürstin von Breslau verleihen. Doch
erschlug sich dieser Plan, Einige sagen, weil Helmina nicht
entwählte, Andere geben andere Ursachen als Hinderniß
an. Der König bewachte dem schönen Mädchen aber stets
ein besonderes Wohlwollen, und machte sie zu einem Fräu-
lein von Langendorf, wodurch sie hoffähig war, und dadurch in
der Aristokratie, deren Hochmuth und Rangstolz sich meist
zeit mehr auf den Schein als auf die Sache bezieht, über-
all bereitwillig aufgenommen wurde.

Küller machte in einem vertrauten Briefe, als er be-
reits ein alter Mann war, eine Schilderung von Helminen,
ohne sie zu nennen. Auf ihn und seine Aufrichtigkeit kann
man sich immer verlassen, nur die Daten sind wohl nicht
sehr genau, da so viel Zeit dazwischen lag.

„Sie war,“ schrieb er, „ein sechzehnähriges Mädchen,
und ich 32 Jahre alt, als diese Bekanntschaft begann. Sie
dauerte fünfzehn Jahre, und in der Mitte dieser Zeit
mußte sich das Mädchen verheirathen, unsere Kameradschaft
hielt aber dieselbe. Mehr kann ich über diese Verbindung
nicht schreiben, denn es rührt mehr als ein wichtiges Ge-
heimniß darüber. Nur so viel kann ich noch hinzufügen,
dies fufphidenartige Geschöpf war eine Hebe Raphaels, und
später das Ebenbild der berühmten knieenden kleinen Venus“.

Unterdeßsen wurde Wädler immer mehr in die bunten Kreise des Nachener Kongreßlebens hineingezogen. Er sah die Könige und Kaiser, Hartenberg bezeigte sich endlich freundlicher, er verkehrte mit Metternich, Bernstorff, Wellington, Capo d'Istria, Castlereagh, mit den Generalen Maison und Benningsen, und hörte den vielbewunderten Gesang von Mad. Catalani.

Von Damen war die berühmte Mad. Recamier anwesend, die ihn aber nicht sonderlich anzog, und der er jeden Geist absprach, dagegen sah er dort die ehemals sehr von ihm angebetete Frau von Alepbus aus Berlin wieder, mit der er nicht umhin konnte, sich in neue anmuthige Kofetterie vorübergehend einzulassen, die nur durch die rasche Abreise der liebendwärtigen Dame unterbrochen wurde. Pilsant und anziehend wurde ihm die Bekanntheit der bezabten Schriftstellerin Mad. Sophie Gay, deren Roman „Anatole“ sehr geschätzt wurde. Die lebendige, elegante, graziöse Französin beschäftigte ihn auf das angenehmste. Ihre glänzenden Toiletten zeigten den besten Geschmack, und jedes ihrer Worte war voll Witz und sprühender, aber nie boshafter Satyre. „C'est une femme de beaucoup d'esprit, de beaucoup de savoir faire, et qui, sans être de la première jeunesse, est encore très capable de plaire,“ schrieb er an Pucie. Dabei gestand er ihr zu, daß sie die schönsten Augen von der Welt habe. Die Gesellschaft ihrer schönen Töchter, Delphine und Maure, von denen die Erstere gleichfalls später in der Literatur berühmt wurde, und ihrer Freundin, der Mad. Gail, Verfasserin der „deux jaloux“, machte den Umgang nur noch anziehender und mannigfaltiger. Hier war der Schauplatz gefunden, einen kleinen Roman aufzuführen, den sich Wädler nicht entgehen ließ; er spielte den Schmachthenden bei Mad. Gay, und suchte sie aufzuregen und zu beunruhigen, indem

er zu vertraute, daß eine andere unglückliche Neigung sein Herz eifalle.

Durch so viele Anregungen heiter gestimmt, schrieb er an Lucie „In diesem Augenblicke steht alles wohl:

1) Schnucke liebt mich, und gönnt mir jedes Verlangen.

2) Mein Vater und seine Umgebung sind sehr freundlich.

3) Je suis bien vu dans la société, et quelques hommes me cajolent.

4) Mein englischer Groom ist wieder besser.

5) Alle meine Pferde sind gesund, und die brillante Carrièrre ist wieder im Gange.

6) Ich selbst befinde mich wohl, und habe wieder Hunger.

7) Sehr eilt mache ich gute und sogar recherchirte Tiers.

8) Mein Pégis ist charmant.

9) Es fehlt mir weder an Geld noch Ansehen.

Mit diesen guten Auspizien schreibe ich diesen Brief. Wer weiß, wie es morgen aussieht, denn der reizbare Vulkan meines Inneren ist wie Sonne, Sturm und Wetter im April.“

In dieser kurzen Zusammenstellung giebt Pöschel geradeheraus ein Spiegelbild seines Charakters. Ein anderes lieferte die berühmte Mlle. Lenormant, die von Paris herkommen war, und Pöschel wie folgt wahr sagte: „L'homme n'est plus vil que vous: cependant vous savez être très calme et paraître fort doux, si vous voulez. Vous n'êtes pas exempt d'ambition, mais vous débitez trop la gêne, pour pouvoir vous y livrer avec confiance. On vous croit généralement très-heureux et très-décidé. Cependant vous ne l'êtes pas autant

qu'on l'imagine, et vous avez souvent une sorte de timidité, qui vous paralyse. Vous n'aimez pas beaucoup la supplique, et pourtant vous en faites, parce que vous changez bien souvent de projets, et que vous êtes si inégal, que souvent qui vous voit le matin et qui vous revoit le soir, ne croit pas avoir vu la même personne. Vous êtes très-léger, mais vous êtes quelquefois capable de beaucoup de ténacité. Vous avez été amoureux plusieurs fois, mais vous n'aimez pas les femmes à vous y abandonner entièrement. Elles ne vous maîtrisent pas. Vous allez dans le monde par air et par ton, mais vous ne l'aimez guère, un petit cercle d'amis d'après votre choix est ce que vous préférez. Vous ne manquez pas de courage, et vous porterez encore deux fois les armes. Vous servirez avec honneur, mais vous n'y ferez pas une fortune brillante. Vous connaîtrez la diplomatie, et si une certaine affaire tourne à votre avantage, ce qui est très-vraisemblable, vous jouerez un rôle marquant dans le monde. A l'âge de trente-neuf ans, votre sort va souffrir une crise. Une femme y aura beaucoup d'influence. Vous avez un ami très-distingué, sur lequel vous pouvez compter, et une femme vous aime bien tendrement pour vous-même. Elle vous sauvera à l'âge de 37 ans environ la vie ou l'honneur dans une occasion remarquable. Vous courrez quelque dangers, entre autres sur mer, et vous serez arrêté pendant quelque temps. Vous avez beaucoup d'ennemis, et il y en a de très-marquants, mais comme vous ne manquez ni de finesse, ni de fermeté, et que vous êtes fort-déliant, il paraît qu'ils ne vous feront pas beaucoup de mal, d'ailleurs vous aurez l'oreille d'un homme puissant. Vous irez

en Asie (tenez-vous bien cela, dit-elle,) et vous trouverez une chose, qui fera l'admiration de beaucoup de monde. Votre fortune peut s'améliorer sans devenir extraordinaire, vous mourrez âgé dans une habitation entourée d'eau. Vous êtes bon physionomiste, tenez-vous toujours à la première impression qu'une personne vous fera, et vous ne vous tromperez jamais. Je vous recommande deux choses, dont vous aurez besoin, beaucoup de précaution et beaucoup de discrétion. Ne jouez pas, car les grands coups de hasard ne vous sont pas favorables."

Pädler war nicht abergläubisch genug, um an die magische Begabung der Wahrsagerin zu glauben, aber es war ihm doch angenehm, dergleichen als ein halb ernstes Spiel zu betreiben. Und da er an Emer Poshia nicht genug hatte, ließ er sich auch von Mad. Weil wahr sagen, die eine hübsche Frau, aber gewiß keine Zauberin war.

Inmitten des Nachener Glanzes machte Pädler einen Ausflug nach Brüssel, unter dem Namen eines Herrn von Westheim, mit der Diligence, ohne Bedienten und mit nur einem Mantelsack, um zu versuchen, ob er auch noch wie ehemals ohne die vielen künstlichen Bedürfnisse leben könne, und genoß zum Vollen erst die ungewohnte Einfachheit des Lebens, dann den wiedergewonnenen Luxus.

Auch der Nachener Spielstisch blieb Pädler nicht gleichgültig: Glück und Unglück erprobte er wechselweise. An einem einzigen Abend verlor er 1900 Franken. Dann gewann er wieder, was er dadurch erklärte, daß er naiv erklärte, der Himmel habe ihn dafür belohnen wollen, daß er zuvor das Gefährte gethan, nie mehr als 30 Voisier'or an einem Abend zu verspielen.

Als der Kongreß zu Ende ging, lehrte Pädler reich an neuen Bekanntschaften und Anknüpfungen nach Warschau

zurück. Mit dem Kongreß war er zufrieden, erstens, weil er dadurch mit Hardenberg und seiner Familie auf's beste bekannt geworden, ferner, weil er viele interessante Bekanntschaften gemacht, und endlich, weil er drei Affairen in gutem Gange habe, den Gesandtschaftsposten nach Konstantinopel, den Wladimir um den Hals, was durch General Schöler betrieben wurde, und das Ludwigskreuz, das der Geheime Legationsrath Schöll in Paris verschaffen wollte.

Pückler nannte dergleichen seine Spielzeuge. Er wußte, was diese nichtigen Neußerlichkeiten werth sind, aber er wußte auch, daß man mit ihnen der nichtigen äußerlichen Menge imponirt, und da er einmal in dieser Sphäre lebte, so wollte er in ihr mit Glanz jeder Art auftreten.

Siebzehnter Abschnitt.

Verwaltung. Wästhle Thätigkeit. Spiel Geldverlegenheit. Reiter-
tunfskader. Erhebung in den Fürstenstand. Der Staatskanzler Gar-
ckenberg. Seine Umgebung. Entlassung Humboldt's und Hegme's

In der Freude eines stillen, befriedigten Vandlebens kam
aber Pädler auch auf seinen Besizungen niemals. Immer
beschäftigt, auch im Einzelnen die Ausführung aller seiner
Pläne selbst zu leiten, hatte er fortwährend alle Hände voll
zu thun: nach allen Seiten hin wurde seine Thätigkeit er-
fordert. Außer dem Parl zwangen ihn Vorstellungen an
die Stände, zu führende Prozesse, Ervorkufen- und Pacht-
angelegenheiten, die Maunbergwerke, Flößzeischäfte und Holz-
verkauf, die Oekonomie, Bierbrauerei und Spiritusbrennerei,
das Jagdwesen, die nie ruhenden Bauten, die Anstellung
von Beamten unermüdlich wie ein Geschäftsmann zu ar-
beiten, und zwar wie einer, der anstatt einer, hundert
Prinzen zu verwalten hat. Alle Augenblicke mußte er in
der einen oder anderen dieser Angelegenheiten nach Berlin
reisen, wobei auf den schlechten Wegen Wagennummern oder
Friedrichen nicht zu den Seltenheiten gehörte. Der geniale
Mann, der am liebsten im Reiche der Phantasie seinen
Idealen von Schönheit nachging, verschmähte es auch nicht,
mit den anderen märkischen Landjunkern den Berliner Woll-
markt zu besuchen, um seine Wolle zu verkaufen, deren
Preise er seiner Lucie mit der merkwürdigen Genauigkeit

mittheilte, die er sich im Kleinen wie im Großen zu eigen gemacht. Als wenn das alles noch nicht genug wäre, beschäftigte er sich auch um alle hässlichen Einkäufe, die sich nicht nur auf Wagen, Pferde, Mobilien, Teppiche, Lampen, Porzellan, auf Farns- und Toilettengegenstände, sondern auch auf Trosken, Federbüsche und Knöpfe der Kireen, auf Sel, auf Papageienfutter u. s. w. erstreckten. Er übertraf in jeder Beziehung die vollkommenste Hausfrau. So hatte er niemals freie Zeit, niemals den ungestörten Genuß und die Ruhe, die das romantische Schloß von Muslau inmitten seiner Gärten den Bewohnern zu versprechen schien.

Da aber seiner Thätigkeit sorglose Verschwendungslust zur Seite ging, die von Lucie getheilt wurde, bei welcher das unbedachte Geldausgeben bis zu ungeheuren Summen gewissermaßen ein Familienerbtheil war, so konnten die Finanzen des graflichen Paares sich nicht bessern, sondern wurden stets bedrohlicher. Wenn Rüdler nach Berlin hinüber kam, wohin ihn seine tausend Geschäfte alle Augenblicke riefen, so ließ er sich auch wieder von der alten Leidenschaft des Spieles verlocken, und wenn er dort in Gesellschaft seiner aristokratischen Freunde war, denen er in keinem Fall nachstehen wollte, so verlor er oft an einem Abend 30 bis 50 Thaler, zuweilen mehr als die Geschäfte, um deren willen er gekommen war, ihm einbringen konnten. Hatte er mitunter Glück im Spiel, so war der Gewinn doch nur eine augenblickliche Hülfe, wie zum Beispiel einmal, wo er 3000 Thaler gewann, und nun meinte, er müßte undankbar gegen den lieben Gott sein, wenn er die erlangte Unterstützung nicht demüthig erkennen wollte. Oft klagte er bitterlich über seine Verlegenheiten, die ihn um alle Freiheit, um alle Unabhängigkeit brachten. Luciens Schmuck, ein großer Theil ihrer kostbarsten Diamanten und Perlen, mußten verkauft werden. „Ueberhaupt sieht es elend mit uns aus,“ schrieb er an

hant, „und ohne einen deus ex machina sehr ist nicht
 recht ein, wie wir uns wahrhaft helfen wollen, denn alle
 die singulären Projekte für Wustau sind höchst wahr-
 scheinlich glänzende Chimären.“ Dann seht er sich nach
 geruhteren Verhältnissen, und seufzt: „Ruhe und Sicher-
 heit des Vermögens, nicht vieles Vermögen, wünsche ich
 mir am meisten. Der Himmel gebe dazu seinen Segen.“
 Bei erneuten großen Spielverlusten schrieb er an seine
 Frau: „So lange ich meine Lucie habe, fürchte ich nichts,
 das würden wir auch arm, so lechte mir Lucie Verlusten,
 wir beziehen ein romantisches Bauerhaus in den Thälern
 des Fränk, und sind vielleicht glücklicher als jetzt.“

Wenn Pädler noch so verstimmt war, so genügte aber
 ein neue frische Eindruck, ihn plötzlich wieder froh und
 muthig zu machen.

Eines Tages hatte er in Berlin eine Zahnoperation
 werden, und litt an Zahnschmerzen und heftiger Migraine
 daher. Dennoch ritt er nach dem Thiergarten, wo die
 Offiziere der Garnison eine Jagd bielten. Graf Arnim
 leitete den Hirsch vor, andere die Jäger, Hunde u. s. w.
 Graf Putbus und die beiden Brüder Viel begleiteten Pädler,
 so, als sie zusammen ausritten, so schwach war, daß er
 kaum auf dem Pferde halten konnte. Bald begegneten
 ihm der alte Blücher, Gneisenau und allen Prinzen, nebst
 vielen Offiziere. So kamen sie an den Kanal, das
 Schafgraben genannt, und einige Offiziere thaten so,
 als wenn sie hinüberspringen wollten, ihre Pferde weinerten
 aber. Pädler's Ehrgeiz erwachte, und er nahm einen
 Sprung. Es ging jedoch nicht glücklich; sein Pferd sprang
 zu kurz, und fiel mit ihm bis an den Hals in's
 Wasser. Dann aber am jenseitigen Ufer sprang es kräftig
 über. Aergerlich über dieses Mißlingen versuchte der
 unglückliche Reiter siebenmal herüber und hinüber den-

selben Sprung, der allerdings beinahe unmöglich war, und der immer mit demselben gezwungenen Pade endigte. Hieraus wollten Graf Arnim und einige andere Offiziere denselben Sprung machen, fielen aber auch sämmtlich in's Wasser. Der alte Blücher, der mit seinem scharfen Blicke, trotz des Mißerfolges, Pädler's Muth und Reitergeschicklichkeit zu würdigen wußte, sah sehr vergnügt seinen Anstrengungen zu, rief mehrmals: *Bravo!* und wollte ihn auch sogleich für die Kavallerie engagiren. Darauf sprang Pädler, noch ganz naß, auch über den großen Schlagbaum an der Kaiserbrücke und über das Städtchen beim Hofsäger glücklich hinweg, und bedauerte nur, daß er hierbei nicht so viele Zuschauer hatte als vorher; darauf galoppirte er durch einen Sumpf, bekam aber solche Stiche im Kopf, daß er es nicht mehr aushalten konnte, und seine letzten Kräfte anwenden mußte, um nach Hause zu gelangen. Die gewaltsame Kur war natürlich für seinen Zustand sehr unvortheilhaft, bildete aber in Berlin mehrere Tage das Stadtgespräch.

Da war er denn sogleich wieder guter Laune. Als er aber sogar die Wette glänzend gewann, in 30 Minuten mit seinem Pferde *Spiritus* von Zehlendorf bis an das Berliner Thor zu reiten, und das Hurragekrei von einigen tausend Menschen, in Gegenwart aller königlichen Prinzen, ihn begrüßte, da ließ ihn sein heit'rer Sinn alle Sorgen vergessen, und er war froh wie ein Kind.

Noch glücklicher war Pädler, als er im Sommer 1822 in den Fürstenstand erhoben wurde, eine Auszeichnung der der Welt, über die er gegen seine vertraute Lucie jubelnd eine kindlich naive Freude äußerte. Pädler hatte auf mehrere erhebliche Vorrechte seiner Stellung verzichtet, auch durch das Uebergehen seiner Besitzungen von Sachsen an Preußen manchen Schaden erlitten, so daß ihm die neue Würde gewissermaßen als eine Entschädigung ertheilt wurde.

Als er Lucien die frohe Nachricht mittheilte, schloß er seinen Brief: „Ich küsse Dich, mein Herzensknudchen, und bin zum Erstenmale Euer Durchlaucht ganz devotedester Pen.“ Es war ihm die angenehmste und wichtigste Spielerei, nun die Fürstenkrone auf Korce, Equipagen und Wappen anzuordnen. Seine Phantasie hatte vollauf zu thun, das neue Fürstenwappen zu erfinden, das alle seine Haupttugenden, „die Parkpassion, die Baupassion, die Pferdepassion, den Raussinn, das Phantasische, den Farbensinn“, versinnbildlichen sollte. „Ich bin des Glückes so wenig gewohnt,“ schrieb er, „daß ich das Gelingen einer Sache fast immer mit Furcht ansehe, als wenn eine bittere Folge gleich dahintereröfnete! Auf schlüpfrigem Boden stehe ich immer.“

Allerdings fehlten der glänzenden Standeserhöhung nicht die Schatten, die ihr zur Seite gingen, denn neben ihr machten sich die stets zunehmenden Geldverlegenheiten fühlbar, da für die neue Würde auch neuer Aufwand und neue Ausgaben erforderlich waren.

Am 26. Juni 1822 schrieb er an Lucie: „Wett gebe, daß das Glück oder meine Industrie bald wieder eine neue Quelle öffnen, sonst weiß ich nicht, wie wir aus dem Hause kommen. Jordan hat wohl Recht gehabt, wenn er sagte: 'Da sind ein Paar zusammengelommen, die gut zu wirthschaften verstehen.'“ Das Geld ist wirklich bei uns wie Wasser auf einen heißen Stein. Wasser und Brot wird wohl am Ende allein auch übrig bleiben. *Qu'importe, vogues la galère.*“ Aber wie wenn es der Spielerei noch nicht genug wäre, trachtete er zugleich wiederholt nach Erlangung der ersehnten Orden; Jordan bearbeitete er wegen des sächsischen Militairordens. „Schaffst Du mir nun noch den kleinen gelben schwedischen,“ schrieb er an Lucie, „so verschmerze ich das Wistlingen in Petersburg, und werfe den russischen ganz weg. Du siehst, dem Kind bleibt noch

selben Sprung, der allerdings beinahe unmöglich war, und es immer mit demselben gezwungenen Wade entzigte. Hierauf wollten Graf Armin und einige andere Offiziere denselben Sprung machen, fielen aber auch sämmtlich in's Wasser. Der alte Blücher, der mit seinem scharfen Munde, trotz des Mißerfolges Pückler's Muth und Weitergeschicklichkeit zu würdigen mußte, saß sehr vergnügt seinen Anstrengungen zu, rief mehrmals: Bravo und wollte ihn auch sogleich für die Kavallerie engagiren. Darauf sprang Pückler, noch ganz naß, auch über den großen Schlagbaum an der Borsenerbrücke und über das Stach beim Fehjäger glücklich hinweg, und bedauerte nur, daß es hierbei nicht so viele Zuschauer hatte als vorher; darauf galoppirte er durch einen Sumpf, bekam aber solche Stöße im Kopf, daß er es nicht mehr aushalten konnte, und seine letzten Kräfte anwenden mußte, um nach Hause zu gelangen. Die gewaltsame Kur war natürlich für seinen Zustand sehr unvortheilhaft, bildete aber in Berlin mehrere Tage das Stadtgespräch.

Da war er denn sogleich wieder guter Laune. Als er aber sogar die Wette glänzend gewann, in 30 Minuten mit seinem Pferde Sprickly von Zehlendorf bis an das Berliner Thor zu reiten, und das Hurrabgeschrei von einigen tausend Menschen, in Gegenwart aller königlichen Prinzen ihn begrüßte, da ließ ihn sein heitrer Sinn alle Sorgen vergessen, und er war froh wie ein Kind.

Noch glücklicher war Pückler, als er im Sommer 1821 in den Fürstenstand erhoben wurde, eine Auszeichnung von der Welt, über die er gegen seine vertraute Lucie jubelnd eine kindlich naive Freude äußerte. Pückler hatte auf mehreren erhebliche Vorrechte seiner Stellung bezogen, auch durch das Uebergehen seiner Besitzungen von Sachsen an Preußen manchen Schaden erlitten, so daß ihm die neue Würde so willermaken als eine Entschädigung ertheilt wurde.

Als er Lucien die frohe Nachricht mittheilte, schloß er seinen Brief: „Ich lasse Dich, mein Herzensknechtchen, und bin zum Erstenmale Euer Durchlaucht ganz devotedester Ven.“ Es war ihm die angenehmste und wichtigste Spielerei, nun die Adelskrone auf Fécéc, Equipagen und Wappen anzuordnen. Seine Phantasie hatte vollauf zu thun, das neue Ausrücken zu erfinden, das alle seine Haurisdenschnitten, die Partpassion, die Baupassion, die Pferdepassion, den Raussinn, das Phantastische, den Farbensinn, versinnbildlichen sollte. „Ich bin des Glückes so wenig gewohnt,“ schrieb er, „daß ich das Gelingen einer Sache fast immer mit Pech ansehe, als wenn eine bittere Folge gleich dahinterdrohte! Auf schlafrinem Boden stehe ich immer.“

Allerdings fehlten der glänzenden Standeserhebung nicht die Schatten, die ihr zur Seite gingen, denn neben ihr trachteten sich die stets zunehmenden Geldverlegenheiten fühlbar, da für die neue Würde auch neuer Aufwand und neue Ausgaben erforderlich waren.

Am 26. Juni 1822 schrieb er an Lucie: „Gott gebe, daß das Glück oder meine Industrie bald wieder eine neue Quelle öffnen, sonst weiß ich nicht, wie wir aus dem Hause kommen. Jordan hat wohl Recht gehabt, wenn er sagte: „Da sind ein Paar zusammengelommen, die gut zu wirthschaften verstehen.“ Das Geld ist wirklich bei uns wie Wasser auf einen heißen Stein. Wasser und Prot wird wohl am Ende allein auch übrig bleiben. Qu'importe. Vogue la galère.“ Aber wie wenn es der Spielerei noch nicht genug wäre, trachtete er zugleich wiederholt nach Erlangung der ersten Orden; Jordan bearbeitete er wegen des sächsischen Militairordens. „Schaffst Du mir nun noch den kleinen gelben schwedischen,“ schrieb er an Lucie, „so verschmeize ich das Wüßlingen in Petersburg, und werfe den russischen ganz weg. Du siehst, dem Kind bleibt noch

Spielwerk genug übrig, aber auch das Spiel veräume ich nicht.* Wie aber ging ihm bei allem diesem Treiben die Selbsterkenntniß verloren, und es muß wiederholt werden, daß er stets über seinen Fehlern und Schwächen stand. „Hier unter allen Intrigen verderbe ich vollends,“ schließt er seinen Brief, „und erkenne meine Schwäche, die so wenig der Versuchung widersteht. Denn alle die Heuchelei, Ratschheit der Welt, die ich malgre moi thele, elst mich an, und beunruhigt die timorée par febr.“

Daß er am Hofe fast angenommen wurde, kränzte seine Enkelheit; sein väterlicher Ehrgeiz strahlte ihn, den Mätkmächtigen, die ihm vorgetragen wurden, vorauskommen. Auch in der Kunst des Staatsmanagirs übte er sich nicht so beständig, als er geübt hätte, da die Umstände desselben manke idwichtige Elemente darbieten, die jenen anderen Einflüssen als den letzten zu bekämpfen hatten. Der Arzt Doctor Kress, Wille. Hatmel, nachher mit Herrn v. Kamels ver. arbeit, Schell und Helwig waren seine tägliche Gesellschaft. „Künste und Selbstschärfungen um den alten Mann her!“ sagt mit Recht Warshawski hierüber. Lucie selbst stand ihrem Vater nicht so nahe, wie dies von der einzigen Tochter natürlich gewesen wäre. Der große Staatsmann, dem Preußen so viel verdankt, war damals in politischer und persönlicher Hinsicht in schwächerer Lage. Politisch war er bereits außerordentlich gehemmt in seinem Streben für den Fortschritt; die Nationen, die nach den Rheinbundverträgen ihr Haupt adma. in weiter erhob, waren schon mächtig. Hardenberg, vielfach beerrängt, muß zuerst die liberalen Wunden an, und nachdem er diese verwunden, enthielt er ihnen die Wunden gegen die Ultra's. Die Entlassung Wilhelm von Humboldt und Neume's war ein Schritt weiter in dieser Richtung gewesen. Eine Abgrenzung Warshawski's von Giese bezieht lautet wie folgt:

Die Entlassung Humboldt's und Voss's aus dem Ministerium war beschlossen, Hardenberg hielt sie aber noch auf, und besaß, wie wären eintreten, oder einer von ihnen. Ich war vom Kanzler her unterrichtet, daß er die königliche Entlassung in der Hand habe, und sie unfehlbar gebrauchen würde. Metternich eröffnete dies vertraulich an Humboldt, der aber die Sache nicht recht glaubte und sie jedenfalls nicht abtreten wollte, sondern im Drey beharrte. Ich ging zu Voss, um ihn zu benachrichtigen, wie die Sachen stünden, er sollte es wenigstens voraus wissen und überlegen, allein er blieb kalt, obwohl er überzeugt war — wozu ich ihm keinen Anlaß gegeben hatte — ich käme als Beauftragter des Kanzlers, ihn noch zuletzt zu warnen. Ich war am 30. Dezember bei Voss, am 1. Januar 1820 empfing er und Humboldt ihre vom 31. Dezember datirten Entlassungen, beide jedoch überrascht, denn so schnell hatten sie die Sache nicht erwartet; Humboldt bekannte dies offen: Voss vergoß einen Strom von Thränen. Humboldt sagte sich selbst zu seiner Frau: „Heute Her's Jahr wird alles anders sehen.“ Er irte sich aber, es stand alles noch in derselben Haltung, und er und Voss kamen auch nach Hardenberg's Tode nicht mehr in das Ministerium.

Das Kaiserthum war für die Staatsverwaltung ein großer Schaden. Hardenberg, nachdem solche Stützen der preussischen Richtung ihm entzogen und weggerückt worden, konnte nun diese Richtung nur immer weniger einhalten, mußte nämlich mehr dem Hofeinsflusse nachgeben, den Warnen des Absolutismus und der Aristokratie, die ihm noch hielten, und die nun das Gewicht der Namen Humboldt und Voss gegen ihn gekraachten, obgleich sie doch nicht minder hielten als ihr.“

Achtzehnter Abschnitt.

Mittheilungen über den Staatskanzler Hardenberg, von Barnhagen niedergeschriebenen Reise nach Teplitz. Trennung Hardenberg's von seiner Frau. Frau von Humbo. Hardenberg's Reise nach Italien.

Sein Tod in Genua. Aufzeichnung von Barnhagen darüber

Ende Pötker's.

Ueber Hardenberg's persönliche Verhältnisse geben die folgenden merkwürdigen Blätter den getreuesten Aufschluß, die von Barnhagen niedergeschrieben und bewahrt wurden.

Aus mündlicher Mittheilung der Fürstin von Pötker, geschiedenen Gräfin von Pappenheim, geb. Freiin von Hardenberg.

Der Vater Hardenberg's war hannoverscher Feldmarschall, ein redlicher, biederer Mann, von alter Treue und Ehre. Mehr als dieser wirkte jedoch auf Hardenberg's Jugend ein Oheim, Bruder seines Vaters, bei Herrenhausen wohnhaft, der auf die Entwicklung seines Geistes und Charakters, auf seine Studien und Neigungen den wohlthätigsten Einfluß hatte.

Hardenberg und ein Herr von Busch besuchten gemeinschaftlich ein Jahr hindurch die gewöhnliche Pflanzschule zu Hannover, als die einzigen ihres Standes. Die Zule machte Aufsehen. Hardenberg meinte, von daher könne er vieles, was ihm sonst verborgen geblieben wäre; seine Ansichten

Aber Toll, Stände u. s. w. behielten von dieser Zeit her durch sein ganzes Leben eine demokratische Vorliebe.

Er studirte in Göttingen, war ein glänzender Jüngling, überall gut aufgenommen, geliebt, bewundert. Viel Manierheit und Verstand.

Reiste dann mit seinem Vater nach England. Auch dort viel persönliche Annehmlichkeit. Von den Engländern sehr aufgenommen: ihre Denkart, Sitte, Freimuthigkeit, Großmuth wirkten tief auf ihn ein. Auch diese Reistiana blieb ihm zeitlebens.

Er reiste nach Frankreich, Italien. Spielt sich dann längere Zeit in Regensburg auf, in einer damals bedeutenden und gebildeten Welt. Eine schöne Dame, mit der er in vertrautes Verhältniß kam, vollendete seine Bildung, wie er noch spät dankbar anerkannte. Er geßel aber nicht Kos dieser, sondern allemal Frauen und Männern.

Als er nach Hannover zurückgekehrt war, wählte seine Mutter für ihn die reiche Erbtochter Gräfin Reventlow, mit deren Mutter sie sehr bekannt gewesen, zur Gattin. Das fünfzehnjährige Mädchen — ihrer Entwidlung nach fast noch Kind — willigte, nachdem sie ihn gesehen, so gleich ein. „Ja, den will ich haben!“ War überaus schöne Montagne, zart, fein, vornehm, verwöhnt und verzogen; ungemein reich.

Hardenberg verstand sie nicht zu leiten, war selbst jung und leichtsinnig; seine Mutter wußte gegen die Schwiegermutter nur streng zu sein, ohne Liebe und Klugheit, stets um Tadeln geneigt, arge Richterin jedes Benehmens. Sie wurde gefürchtet, und gemieden: kalt, bei erwachtem Gefühls ihrer Selbstständigkeit, bei so großem Reichtum, unter so vielen Schmuckstücken und Bewerbern, achtete die junge Frau der unangenehmen Schwiegermutter nicht mehr. Hardenberg selbst gab das Beispiel des Leichtsinns und muntern Welt-

genüßes. Zwei Kinder. Er machte der Gattin allerlei Unkreue, und hegte eine wachsende Liebesneigung zu Aräulem von Venthe, einer hinreißenden Schönheit von Maimath und Jannigkeit.

Reise nach England (1780 oder 1781). Wohnten im Park von Alt Windsor; die königliche Familie kam häufig zum Besuch dahin, Georg der Dritte ganz familiar mit Hardenberg's, die überall wohl aufgenommen und begünstigt waren. Der Prinz von Wallis (jetzt König Georg der Vierte,) faßte eine Leidenschaft zur Marquise von Hartenberg; seine Bewerbungen machten um so leichter Eindruck, als die junge Frau ihren Gatten schon durch andere Neigung sich entfremdet sah. Der Prinz machte den Plan, sie sollte ihren Mann verlassen, in England bleiben, ihm angehören, die idyllische und herrliche Zukunft erwarten. Ihre Eindruckskraft wurde durch solche Vor schläge befangen, sie ging darauf ein. Die Königin, Mutter des Prinzen, erfuhr die Sache, und errieth sie heimlich Hardenberg's. Dieser nahm die Geschichte wie ein beleidigter Edelmann*), fertigte den Prinzen zum Zerknirsch, und traf, gewarnt und durch höhere Weisheit gedrängt, Anstalten zur Abreise. Nahm seinen Abschied aus bannverwundten Diensten und trat in braunschweigische.

Inzwischen wuchs die Leidenschaft zur Verhe. Diese liechte gleichfalls heilig; die höchste, innigste, gegenseitigste Herzergluth, die wahrste, ächteste Empfindung fand hier statt. Die Zerknirschung von der Herzogin wurde betrieben - die rachsüchtige Ausgleichung und verschonte Wiederzueinseitigkeit: lante nicht Stand gehalten das Urtheil fiel gegen die Frau aus, das große Vermögen wurde dem Manne zugesprochen:

*) Anmerkung von Winkler von Steinhausen: vordenberg von dem Prinzen in England bei seiner Frau im Schloss, und den Doren, und verlor die den Freunden mehrere Summen Geldes; am Ende machte er von doch kein anhang e. wachen lassen.

der Stiefvater der Neventlow, Herr von Thienen, ein harter, kühler Mann, trug sehr darauf an, daß die Weiskiedene agnatio auf den Gütern in Dänemark eingesperret würde. Die Sachen standen so, als Hartenberg, der Scheidung isten gewiß, und voll Unschuld der neuen Verbindung zu- und, noch vor der Ausfertigung des Scheidurtheils heimlich in Hamburg die zweite Heirathete. Dies wurde verrathen, und gab der Wegerpartei die Oberhand. Das Vermögen der Neventlow wurde nun, bei Hartenberg's offenbarem Fehl, ihm wieder abgeschrieben. Er gerieth in die unglücklichste Lage. Dies war im Jahre 1789 (*). Ein Jude in Braunschweig, Herz Samson, ließ ihm gegenwärtig die beträchtlichen Summen vor.

Die Neventlow starb in Kopenhagen, 33 Jahr alt. — Trotz allem Vorgefallenen behauptete sie stets, sie habe zu niemanden solch Vertrauen, wie noch immer zu Hartenberg.

Hartenberg hatte seine Tochter zu einer Verwandten gegeben, seinen Sohn auf das Pädagogium zu Halle (auch zu Kopenhagen war derselbe eine Zeitlang zu seiner Ausbildung); um beide kümmerte er sich fast gar nicht. In Alsbach als Minister etabliert, hatte er seine Tochter wieder bei sich, die sich mit der Stiefmutter sehr gut vertrug. Die Liebe der beiden Mütter dauerte fort, erlitt aber große Störungen: Hartenberg gab Anlaß zu vielfacher Eifersucht, die sich heftig erregte.

Hartenberg's Tochter war schon mit Graf Pappenheim verheirathet, und zum Weib in Alsbach, als die Stiefmutter ihr vorstug, Hartenberg in Frankfurt am Main, wo er politischen Geschäften seit längerer Zeit oblag, zu überlassen. Beide Damen reisten dahin. Hartenberg hatte hier eine Maitresse, eine Sänzerin, verheirathete Sänzerin, Mutter mehrerer Kinder, ihr Mann gleichfalls Astom. Die Gräfin Pappenheim sah sie das erste Mal auf der Bühne

in der Rolle der Papagena. Das Verhältniß ließ sich nicht verbergen, Hardenberg bekannte dasselbe endlich seiner Frau ganz offen, er könne nicht ohne diese Neigung leben, er verspreche alles anzunehmen, um sie in der Folge zu besiegen, nur jetzt nicht u. s. w. Es gab schmerzliche, arge Austritte. Dreißährige Zeiten voller Bewegung und Unruhe, in allem Wechsel der Stimmungen, Verhältnisse. Die Lenke, schön wie ein Engel, hinreichend lieberoll, aufmergend und zart, wurde umworben und umschmeichelt, aber ganz vergebens; unter so vielen französischen Emigranten, die es darauf eigens anlegten, die von ihrem Manne aufgegebenen Frau zu trösten, konnte keiner ihre Gunst gewinnen, und es waren die schäbsten, echnnehmendsten Männer unter ihnen. Aber eine Emigrantin wurde ihre Freundin und Gefährtin. Diese wußte in kurzem den Sinn der zarten, feinen, empfindungsvollen, aber exaltirten Frau ganz unzustimmen. Sie redete ihr die Nothwendigkeit vor, einen Flehhaken zu nehmen, und zwar, damit es kein Aufsehen mache, aus niederem Stande: Genuß, Nacht, Zerstreuung, Erhebung über Vorurtheil, alles wurde geltend gemacht. Die arme Frau, um ihre Einsamkeit zu erfüllen, hatte Sprachen getrieben, Malerei, Musik; der Lehrer der letzteren wurde zuerst berufen, sie entschiedener zu trösten; als die schöne, vornehme, hochgeehrte Frau es über sich gewonnen, ihm zuerst ihre Gunst anzuländigen, fiel er in Ohnmacht, so groß war seine Ueberraschung, so heftig erschien ihm sein Glück. Sie wurde schwanger. Hardenberg mußte sich nun abermals scheiden lassen; die Sache hätte im Stillen abgethan werden können, aber Hardenberg's Rasmie machte unnützhgen Lärm, behandelte alles hart und plump, und der Skandal hatte keine Gränzen. Die Lenke, über alle Schen nun hinaus, fiel immer tiefer; nach vielen Abentheuern lebte sie zuletzt in Neapel, wo sie wahrscheinlich gestorben ist. Die wahre Liebe, die sie für Hardenberg ge-

fühlte, zeigte auch späterhin noch ihre Duldsamkeit, auch behielt Hardenberg für sie, trotz alles Vorgegangenen, stets ein gütiges Gefühl.

Die Kanzenthal ließ sich scheiden, nahm ihren Familiennamen Schönmann wieder an, und folgte Hardenberg als seine offenbare Maitresse nach Berlin, wo sie mit ihm wohnte und aß. Er forderte mit Eifer und Nachdruck, daß seine Geschwister und Kinder seine Geliebte freundschaftlich sähen; er konnte sehr hart werden, und gewaltig zürnen, wenn darin nicht alles nach seinem Sinne ging. Die Frau war unaussprechlich gemein und roh, und machte die Familie viel leiden. Hardenberg war ihr nicht treuer, als den anderen; daraus entstanden abscheuliche Verwürfe und Händel.

Im Jahre 1807 auf der Flucht in Preußen hatte ein Postmeister die Schönmann, welche Postpferde verlangte, arg beschimpft, und unter anderen gesagt, an solcher Maitressenmaitresse sei gar nichts gelegen, die könne bis zuletzt warten. Als sie mit Hardenberg wieder zusammenkam, klagte sie ihm den Vorfall. Voll Entrüstung und Mitleid sagte er, das solle nicht wieder vorkommen können, er wolle sie zu seiner Frau machen. Sie fiel ihm aus freudiger Dankbarkeit zu Füßen.

Nach dem Frieden von Tilsit ging Hardenberg mit seiner Frau nach Grobade zu seinem Bruder, wo er blieb, bis die Einleitungen zu seinem Wiederantritt preussischer Staatsdienste ihn von dort abriefen.

Seine dritte Frau hat ihm das Leben noch mehr verbittert, als die beiden ersten. Eifersucht auf Frau von Gagelin; gemeine Zänkereien, Mäulen. Sie schaffte sich auch Liebhaber an, untergeordnete, rohe. Eine arge Wirthschaft!

Kreß, dessen Einfluß begann, seitdem er von Frankfurt am Main im Jahre 1815 auf der Reise von Paris nach Berlin sich zum Kanzler in den Wagen gesetzt — die ersten

Stationen war die Gräfin Pappenheim mit ihrem Vater gefahren, dann setzte sie sich wieder zu ihren Töchtern ein, und Keress nahm ihren Platz — war auch ein Liebhaber der Ältesten Hardenberg. Er hatte die Wwe. Hähnel am magnetischen Baquet, wo sie unter vielen Anderen dem Kanzler aufzufallen war, zu ihrer nachherigen Stelle ausersehen, und sie zur Weichschafterin der Ältesten gemacht. Der alte Kanzler wurde von diesen Dingen nun ganz geleitet. Die Tochter des Kanzlers wurde ganz fremd gehalten: sie sah denselben erst zu drei, vier Wochen nicht, vertraut und allein gar nie. Indessen hatte die Hähnel bald sich stark genug, die Anderen zu entbehren. Die Ältesten und Keress hoben sich aus Hardenberg's Haus entfernt. Beide kannten in ihrer Wahl keine Grenzen: die Ältesten trieb mit Enthüllung arger Tugde, Graf Pädler gab dem Kanzler davon nach Troppau Nachricht, dieser besuchte nun bei der Rückkehr von Troppau seine Tochter in Maelau, fiel ihr um den Hals, besetzte sein Unschuld, bekannte, daß er gegen sie sehr geschult habe, daß er ihr so lange fremd gewesen u. s. w. Ihn begleiteten die Hähnel und Stoll. Es ergab sich der Antrag für Pädler, nach T. p. g. zu reisen, und mit der Ältesten ein völliges Abkommen zu treffen, was auch geschah und gelang: Keress wurde dabei, so sehr er sich bei der Ältesten heimliche, nicht verächtliche.

Mit der Ältesten Pädler und dem Fürsten reiste Hardenberg ohne die Hähnel nach Hannover zur Hochzeit seines Bruders. Auf dieser Reise entloß sich sein Herz auf's neue zärtlichst gegen seine Tochter: alle Nachmittage entzog er sich der großen, ihm doch meistens fremdartigen Gesellschaft, und brachte mehrere Stunden mit ihr vertraulich zu; oft sehr gerührt und reißig über so manches Verzagene. Er hatte sich der Hähnel sehr entworfen, und es kostete ihm einige Ueberwindung, sie wieder um sich zu sehen,

doch war hie das alte Verhältniß hergestellt. Die Wirthschaft war jetzt geheimner als je: die Gabel befiel sich, stumpfte u. s. w. Die Sachen wurden immer dröger, der Kändler trug seine Kesseln schon mit größtem Widerwillen. Erzählung des hoch. Rathes Maß von den letzten Tagen in Oenna.

Gartenberg hatte drei Brüder, der Älteste war Oberhauptmann in Orslande, der zweite Zeutlicher Herr (war in Sindrien, starb etwa in den Dreißigen), der dritte Oberland, zeremonieller in Ansbach. Von dreien Schwestern heirathete die Älteste einen Herrn von Münchhausen, sie war nur ein Jahr jünger als Gartenberg, und seine einzige Vertraute bis zu seiner dritten Verath; die zweite den Grafen Stammen, die dritte den Grafen Sedendorf.

Man warf Gartenberg häufig vor, daß er zu sehr in's Detail gehe, zu vieles selbst durchsehe und durchkühle. Sein Bruder ließ ihn einmal von der Abbat an, sie hatte ihn sehr lange geachtet, und Gartenberg wollte dennoch mehrere Sachen nach ihm auserkennen. Der Bruder warf ihm seine zu große Zerfahrenheit vor, dazulachen, meinte er, müsse man den Mäulen überlassen. Da nahm ihn Gartenberg freundlich bei der Hand, drückte sie ihm herzlich, und fragte ihn herzlich: „Man hör' mal, nenn's man Deine Sache wäre, würde Da o' lieb sein, daß ich sie den Mäulen nur so überliege?“ Und er beschwor ihn sein Tactgefühl, als er mit dem Bruder ging.

Gartenberg war besonders in seiner späteren Zeit von Personen, deren er sein Vertrauen schenkte, vielfach untertanen worden. Einst waren seiner zu leicht gestandenen Zuträgern gewarnt, sagte er: „Das ist nicht, Vertrauen zu setzen, ist so leicht, daß ich lieber noch Larcenmal betrogen werden will, als ihm entgegen.“

Er ging sehr auf den ersten Eindruck, den Personen

ihm machten, und meinte, derselbe habe immer Recht behalten. Von einem Manne, den er als seinen ärgsten Feind und Vetschädiger in seinem ganzen Leben habe erkennen müssen, sagte er, derselbe sei die Freundlichkeit selber gegen ihn gewesen, und doch, als er denselben zuerst erblickt, sei ihm gleich „von der Scheitel bis zur Sohle kalt geworden.“ (Dies soll kein Stieffvater, Herr von Thienen, gewesen sein.)**,

Es ist in Vorstehendem schon der kleine Erwähnung gethan, die Pöckler im Auftrage Hardenberg's nach Leipzig machte, um mit der Fürstin zu unterhandeln. Er brachte zur Zufriedenheit des Staatskanzlers eine Uebereinkunft zu Stande, deren zufolge die beiden Watten in Zukunft getrennt leben wollten. So schied sich Hardenberg auch von seiner dritten Frau, wie von den beiden ersten' —

Er gewann aber damit noch keine Freiheit, denn er blieb dafür um so ausschließlicher unter dem unheilvollen Einfluß der Frau von Rimsky, die von Varnhagen in gleichfalls noch ungedruckten Notizen folgendermaßen charakterisirt wird.

„Frau von Rimsky, geb. Fühnel, war eine Pöcklerstochter aus Neu-Brandenburg. Gesellschafterin der Fürstin von Hardenberg, Verschmitzte, eigenmächtige Betrügerin, als Zornkammer in Keress's Händen, bezücht sie den Fürsten mit Keress im Einverständniß, und dann den Arzt selber. Sie wurde darauf des Fürsten Pflegerin, — Geliebte kann man es nicht nennen. Doch war sie ihm in seinen letzten Stunden ganz verhaft.

Vereichert aus Hardenberg'scher Pente — man schätzte sie auf 50,000 Thaler — heirathete sie einen unbedeutenden Herrn von Rimsky, mit dem sie nach Rom ging.

*) Vorstehende mündliche Mittheilungen erhielt Varnhagen von der Frau von Bucher am 28. December 1827; die Anmerkung auf S. 128 erhielt er jedoch aus anderer Quelle.

Hier wurde sie katholisch, und stand bald bei mehreren Cardinälen, besonders aber beim Pabst Gregor dem Zehnten in größtem Ansehen. Sie unterstand sich sogar, dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten in der Zurechtigkeit wegen des Erzbischofs von Köln ihre Vermittlung beim Pabst anzubieten!“

Auch Pädler, der anfänglich noch einige gute Eigenschaften in Frau von Kinsky voraussetzte, haßte sie, nachdem er ihren Charakter erkannt hatte, wie einen bösen Dämon.

Die letzten Lebendtage des Staatsanwalters bestritten nur zu sehr diese Anschauung.

Gardenberg reiste in Begleitung seines Arztes, des berühmten Doctor Musi, nach Italien ab, um sich nach dem Kongreß von Verona zu begeben. Pädler's Wunsch, ihn dorthin mitzunehmen, lehnte er ab. Dagegen widerstand er nicht den dringenden und heftig anstürmenden Bitten der Kinsky, ihm nachfolgen zu dürfen, und so kam sie ihm mit ihrem Wollen dahin nach, und beide begleiteten ihn weiter nach Mailand und Genua. In letzterem Orte verschlimmerte sich das Befinden des Staatsanwalters, und er starb daselbst den 26. November 1822.

In Varnhagen's Nachlaß befindet sich über Gardenberg's letzte Augenblicke die folgende Angabe: „Als Gardenberg (in Genua, 1822) im Sterben lag, und der Med. Rath Doctor Musi den Puls ihm fühlend nach der Uhr blickte, um die Stunde zu bestimmen, bis wie weit die Agonie wohl sich erstrecken dürfte, richtete der Sterbende unerwartet mit letzter Kraft nochmals das gelehnte Haupt empor, öffnete die Augen, und blickte heiter und mild, mit himmlischer Freundlichkeit rings die Umstehenden an, gleichsam jeden einzeln grüßend und von ihm Abschied nehmend; als aber sein Blick auf Frau von Kinsky fiel — erst am Vormittage, nach einer heftigen Zank und Aergerzene mit ihr, hatte

hat, und sie ohnmächtig hinarutschen ist. Völlig hat in diesem Augenblick sein Geist zu spät die Wahrheit eingesehen! Sobald er tot war, hat sich alles voll Abtheil von diesem Paare getrennt, und seine Gemeinschaft mehr mit ihm gehabt, sondern sie allein abreißen lassen. Man weiß nach dieser Erzählung kaum was man denken soll, und ob man den armen Alten nicht am Ende absichtlich hingeehrt hat. Hoff's Skizze, ich nicht besser erkennen zu haben, ist höchst tadelnswert, aber zu entschuldigen, wenn man die Gewalt konnte, welche der furchtbare Dämon über Dames Vater und alles was ihn umgab ausübte.

Sollte die Kugel die Frucht haben, zu Du nach Wastou zu kommen, so hoffe ich, daß Du sie zeitig abwerfen wirst. Schumann strebt, sie habe noch zuletzt dem Fürsten seine Erbtheile gestohlen, und sei von ihm auf die härteste Weise behandelt worden, jedoch unter dem Vorwande, es sei ein Mitglied des Kaiserthums, den Raub festgehalten.

In Wien ist man sehr gespannt in ihrer Kommode gefunden, was der Erzähler über diese Kreatur ist zu erzählen. Ist ein sehr begierter auf Russ's Ankunft, den man allgemein sehr tadeln, und wegen seiner Unhöflichkeit verantwortlich macht. Es ist sehr natürlich ein Mist, daß ich nicht dabei war!

Was das Majorat betrifft, so sind außer Helwig, der es gemacht hat, alle Absichten, auch Schumann, der Meinung, daß es unanbar sei. Kann es ausreicht erhalten werden, so hat Du so gut wie erreicht, und erhält gar nichts. Es ist aber nicht denkbar.

Unsere 20,000 Thaler sind heute endlich gezahlt, und sehen an Wankel zu werden. Die Güter haben ich aber nicht gesehen. Ich weiß, wenn es nicht geht, und Gott weiß, so bringt uns das ganze Geschäft bald wieder zum Ruine.

Von der Erbschaft werden wir wohl vor mehreren Jahren nichts zu sehen bekommen, aber ich zweifle nicht, daß wir am Ende 100,000 Thaler davon lösen, obgleich Deine légitime nur den sechsten Theil des ganzen Vermögens ausmacht.

Dein einziger Vou.

Eben schickt mir Kother einen Bericht von Rust, den ich beilege."

Ueunzehnter Abschnitt.

Vorzen. Gottsche Die Braut des Kronprinzen. Ein Weib von
Potsdam Das Hermannsbath Breslau. Der kais. Vorterr. genie
Wipold oder Pädler Die Vermählungsfeier Die Schwedernorden
Die Herr. den Eine Lammengruppe. Ein Weihnachtsbaum Die
menbeete. Plan zu einer Grabstätte.

Nach des Staatskanzlers Tode verwickelten sich
Pädler's Finanzverhältnisse noch immer mehr. „Nochtrigens
ist es allerdings ein Unglück,“ schrieb er am 19. Februar
an Marie aus Berlin, „daß wir beide geborene Verschwen-
der sind, und dies ist der eigentliche Abgrund, nicht Mus-
kau. In keiner einzelnen Sache ist es zu suchen, in allem
zusammen. Wir haben ungeheure Summen verthan, das
ist nicht zu läuzen, das zeigen unsere Sündenregister. Wir
schrieben es uns, so viel wie möglich, einer dem anderen zu,
aa bout du compte wird wohl keiner dem anderen viel
vorzuwerfen haben, und ob wir werden recht sparsam sein
können, ohne durch die größte Noth dazu gezwungen zu
werden, ist auch noch ein Problem für mich.“ Es war
schon so weit gekommen, daß Pädler sein letztes Reitsferd
verkauft hatte.

Immer wieder reiste Pädler nach Berlin, in der Hoff-
nung, seine Angelegenheiten dort in einer oder der anderen
Art zu fördern. Bei den Festlichkeiten zur Vermählung
des Kronprinzen, und nachmaligen Friedrich Wilhelms des

Vierten, verfehlte er nicht zu erscheinen, obgleich er manche Last davon hatte. Obgleich in voller männlicher Schönheit strahlend, erst 38 Jahre alt, waren seine Haare doch früh ergraut, und er fand es gut, sich dieselben zu färben, eine widerwärtige Arbeit, über die er kerkzte und klagte, da sie ihm jedesmal acht Stunden wegnahm, und alle Monate wiederholt werden mußte. Auch Schnupfen und Erkältung holte er sich dabei, die bei den Postisten im kalten Schlosse, wo Schuhe und Strümpfe erforderlich waren, sich nur vermehrten.

Die Braut des Kronprinzen, Elisabeth von Baiern, machte Pädler den besten Eindruck. „Die Prinzessin ist meines Erachtens nach,“ schrieb er an Lucie den 29. November 1823, „recht sehr hübsch, und vollkommen grazios, und zeigt beim ersten Blick eine weit bessere Erziehung, als sie hier üblich ist. Der Umgang soll imposant gewesen sein, ich habe leider nichts davon sehen können. Die Illumination Abends war ganz mesquin, und sollte abgeschmackte Polizeieinrichtungen getroffen, daß alle Straßen versperrt waren, und bei der neuen Brücke eine Menge Menschen verunglückt sind.“ Den 2. Dezember fügte er hinzu, „die Kronprinzessin habe ich nun zweimal gesprochen, und finde sie außerordentlich liebenswürdig, und dabei sehr hübsch, besonders schöne Augen und Zähne.“

Während Pädler's Abwesenheiten beschäftigte Lucie sich damit, in der Nähe von Malsau ein Bad anzulegen, das den Namen Hermannsbad erhielt, und von den Doktoren Ruß und Hermsbädt eifrigst empfohlen wurde. Moor- und Mineralbäder fanden sich hier in der lieblichsten Umgebung. Längs dem Ufer der Meise zog sich der Weg nach dem Bade hin, das in einem Thale belegen, von bewaldeten Höhen und Feld- und Wiesenstrecken umgeben war. Herrliche Blumenpartieen bildeten einen keltischen Gegensatz zu

dem ersten Tannenzäun, und neben dem Musikchor des Rathhauses hörte man das ferne Hämmern der Bergleute des Mannwerkes. Lucie wollte zeigen, daß sie im Talent für landschaftliche Anlagen mit Pädler weitersehn könne, und es gelang ihr.

Es war dies eine Sympathie zwischen Hermann und Lucie, daß sie in dem Geschmack für die künstlerische Gestaltung der Gärten sich begegneten. Es war dies eine ideale Welt, in der sie ihre beste Erholung und Zuflucht fanden, im Gegensatz zu den Vitterkeiten des Weltlebens. Lucie ging in Pädler's Gedanken liebevoll ein, sie lernte von ihm, jeder neue Plan wurde besprochen, verhandelt, und wenn sie zuweisen ihm mit gutem Rath zur Seite ging, so freute er sich neidlos ihres Talentcs, und zollte ihm begeisterte Vobsprüche.

Wieslau war Pädler's Dichtung, sein Lieblingsland, und mit richtiger Bezeichnung sagte er einmal zu Bettina von Armin, der Karl sei sein Herz, wer sein Herz kennen lernen wolle, müsse den Karl sehen. Darum auch, wenn er noch so sehr zum Sparen veranlaßt sein mochte, für Wieslau konnte er sich nicht entschließen, zu sparen; es schien ihm eine schöne Pflicht, den Sitz seiner Väter zu verherrlichen.

Und wie sehr war ihm dies gelungen, wie sehr hatte er ihn umgewandelt, seit er ihn übernommen! Die windliche Kiefernhainde, die Heide, welche die Thallandschaft durchströmte, die Hügelreihen, welche sie umschließen, die hochbelaubten Nieseneichen, die als ein Vermächtniß der slavischen Vorzeit den schönsten Schmuck der Gegend bildeten, waren die einzigen Anhaltspunkte für sein Verschönerungswerk.

Was Pädler auf seinen Reisen in Frankreich, in Italien, und besonders in England in Bezug auf Gartenkunst

gesehen, war für ihn höchst wichtig, aber er ahnte keinen der fremden Stile slavisch nach, dazu war er zu eigenthümlich, zu genial. Seine Verdienste auf diesem Gebiet waren so außerordentlich, daß sie reichliche Anerkennung und Verwunderung finden mußten. Mit Recht sagt der geschätzte Parkinspektor Beyold in Muslau, der unter der Leitung Pückler's als junger Mann seine Studien als Gärtner gemacht, und sich später durch seine wissenschaftliche Ausbildung und seine Begabung, so wie durch mehrere verdienstvolle Werke über die Gartenkunst vortheilhaft ausgezeichnete, daß, so wie Goethe als der Altmeister der deutschen Dichtkunst genannt werde, so sei Pückler seit vielen Jahren schon als Altmeister der deutschen Gartenkunst bezeichnet worden.

Pückler's Wissen in dieser Hinsicht kann nicht besser anschaulich gemacht werden, als durch die Worte seines ebenso liebevollen als einsichtigen Schülers. Beyold schreibt in einer biographischen Skizze, die er nach Pückler's Tode erscheinen ließ*):

„Das ganze Geheimniß seines Stils beruht auf dem Studium der Natur, und auf einem hohen Verständniß derselben. Er studirte die Eigenthümlichkeiten jedes Terrains, brachte die Vorzüge desselben zur Geltung, und ließ sich niemals beikommen, die Natur neu schaffen zu wollen. Auf diese Weise erhielten seine Anlagen bei aller Einfachheit stets das Gepräge des Natürlichen und Großartigen — einen großen Zaar — dem man es sogleich ansah, daß hier ein und derselbe Geist gewaltet habe. Aus der Natur hat er stets seine Motive entnommen, wie es auch bei jedem bildenden Künstler sein muß, denn das ist ja, wie Goethe sagt, das Große in der Natur, daß sie so einfach

*) Kunst-Vermann von Pückler Muslau in seiner Beziehungen zur bildenden Gartenkunst Deutschland. Eine biographische Skizze vom Parkinspektor E. Beyold in Muslau.

ist. Nirgends darf sich die Kunst verrathen; wo dies aber nicht zu vermeiden ist, muß dieselbe ungezwungen, sich gleichsam von selbst ergebend sein, und das Nützliche stets in schöner Form erscheinen."

Das Studium der Natur und das Zurückführen auf ihre Gesetze war es auch, um derenwillen Pädler den englischen Landschaftsgärtner Repton so hoch verehrte, und dessen berühmtes Werk mit liebevollem Eifer studirte. „Repton bleibt der Heros unserer Kunst, die wahre Bibel der Landschaftsgärtnerei," schrieb Pädler an Peyolt. Auch ließ er 1822 den Sohn Repton's eigens auf seine Kosten nach Muslau kommen, um sich mit ihm über einige Anlagen und Veränderungen zu berathen. Reichlich, eifervoll auf Andere, war Pädler nie: die reinste Freude erfüllte sein Herz, seine ächte Künstlerseele, wo er anerkennen, ja bewundern konnte. Er dürstete nach Schönheit, und war dankbar, entzückt, begeistert, wo er sie fand. Ein germanischer Geist war er nicht, in europäische Sitten konnte er sich nicht fügen, und daraus entstanden seine Verirrungen; aber in der griechischen Schönheitswelt, im Olymp wäre er an seiner Stelle gewesen, und hätte wärtig den anderen Vätern zur Seite gestanden.

Doch lehren wir vom Olymp zur deutschen Gartenkunst zurück.

Nach über das Buch Peyolt's „Die Landschaftsgärtnerei" *) freute sich Pädler ungemein, nicht bloß, wie Peyolt bescheiden sagt, „weil darin die Repton'schen Grundsätze

*) Die Landschaftsgärtnerei. Ein Handbuch für Gärtner, Architekten, Entwerfer, und Freunde der Gärtnerei. Mit Grundrissen nach Repton'scher Prinzipien, von C. Peyolt, Park- und Gartenarchitekt Sr. M. S. des Prinzen Friedrich der Niederlande in Muslau. Leipzig 1862.

zur Geltung kommen," sondern weil er das Werk in allen seinen Verdiensten zu würdigen wußte.

Sehr lebendig und klar schildert Pogod in der oben erwähnten biographischen Skizze die Art, wie Wälder arbeitete.

„Wenn der Fürst ein neues Terrain zur Anlage bestimmt hatte," heißt es darin, „so waren es zuerst die Wege, welche er absteckte, und gleich und so weit planiren ließ, daß sie auch begangen und befahren werden konnten. In Führung der Wege war er ein großer Meister. Mit Recht behauptete er, sie seien die unsichtbaren Führer, welche den Beschauer unbemerkt auf die schönsten Punkte leiteten, und es komme alles darauf an, wie eine Gegend oder auch ein Gegenstand in derselben gezeigt werde. Ihre Führung war eine ungezwungene, gleichsam sich von selbst ergebende, und ihre Bauart je nach ihrer Bestimmung als Fahr- oder Fußwege bequem und zweckmäßig. Das „Zwiel" hat er hierin stets vermieden; jeder Weg mußte seinen bestimmten Zweck haben, und dieser stets in die Augen springen. Nur vorhandene oder geschaffene Hindernisse waren bestimmend für die Wiegung derselben. Zu viel Wege haben keinen Zweck, sie durchschneiden das Terrain unangenehm und verkleinern es scheinbar; nebenbei vertheuern sie die Unterhaltung. Um den Charakter der Größe nicht zu beeinträchtigen, ließ er auch die nothwendigen Wege so wenig als möglich sichtbar werden, und immer nur da, wo dieses Sichtbarwerdenlossen zur Charakterisirung der Umgegend nothwendig war.“

„Nachdem die Wege bestimmt waren, ging der Fürst an das Abstecken der Pflanzungen, zuerst der größeren Massen derselben, um erst das Bild in seinen großen Umrissen und Grundrissen gewissermaßen festzustellen, dann an die Präfiltration des Dittes durch Aufstellung einzelner, namentlich

gleich großer Pläme und Baumgruppen, welche übrigen auch, wo nöthig, gleich in die Pflanzung vertheilt wurden, und an die kleineren Particeen: zuletzt kamen die Planaten und Rasenflächen.“

„In der Anlage und Benutzung des Wassers hat er Großes geleistet und ein hohes Verhältniß gezeigt, sowohl in Anlage von Seen und Teichen, als in der landschaftlichen Benutzung von Klüssen und Bächen. Wie genau der Fürst diese Verschiedenartigkeit, in welcher die Wasserfläche in der Landschaft auftritt, studirt hatte, und wie meisterhaft er dieselbe für seine Schöpfungen zu verwenden verstand, zeigt die Behandlung der Ufer des den Park von Maaßen durchströmenden Regesflusses, und die Anlage der Brücken, so wie die bis in die kleinsten Details gelangene Leitung eines Armes derselben, den er als „kleines Bächchen“ durch die Anlagen geführt, und zur Bildung des Schlosssees und des Fisches benutzte hat. In wahrhaft großartigem Stile ist sie ausgeführt, überall ein tiefes Verständniß der Natur bekundend. Als Muster eines künstlichen Teiches kann die Wasseranlage im Raabtschloß bei Maaßen gelten. In dem das Jagdschloß umgebenden Urwalde ist das Wasser eines unheimbaren Grabens in ein Becken gesammelt, umgeben von riesigen Rothbäumen, Kiefern und Eichen, welche aus niederem Gebüsch hervortreten. Das verschiedenartige Grün dieser Umgebung im Verein mit dem dunkeln Spiegelbilde, und die tiefe Ruhe des Waldes geben diesem Orte einen wahrhaft poetischen Reiz.“ — —

„Was die Werke des Fürsten ganz charakterisirt, ist die Entschiedenheit in der Form, welche sich überall kundgibt, und diese Entschiedenheit tritt namentlich hervor in seinen Pflanzungen.“ — —

Den Blumengarten, in welchem die landschaftliche Gruppierung immer eine Hauptsache ist, und mit dem Wäldchen zusammengehen muß, bepflanzte er ausschließlich mit den edelsten Bäumen und den feinsten Gehölzen; er betrachtete denselben als eine Erweiterung der Wohnzimmer, und ließ, wie in jenen, so in diesem, seiner Laune, was die Aus schmückung mit Blumen, Vasen, Statuen u. s. w. anlangte, freien Spielraum."

So weit Pöppold. Wer jemals den Park von Mieslau gesehen hat, wird die Richtigkeit dieser Schilderung bestätigen, wer nicht dort war, sich wenigstens ein ungefähres Bild von Pädler's Schöpfungen machen können.

Mit größter Liebe pflegte und schonte Pädler die herrlichen Bäume, die seine Herrschaft schmückten, und ließ außerdem jährlich mehrte hunderte alter Bäume pflanzen. Manchen der schönsten gab er besondere Namen. Die „Hermannseiche“ trägt seinen eigenen Namen, ein uralter Baum von einem Umfang, wie man deren selten findet, sowohl was den Stamm als das ungeheure Mäntelradach anbelangt, das allein schon einen schwebenden Wald bildet. Drei andere zusammenstehende Eichen benannte er nach seinen drei Schwestern, Clementine, Bianca und Annes, die Schwesterneichen. Zwei Eichen, die nebeneinanderstehend, gewissermaßen ein natürliches Thor bildeten, nannte er „die Thoreichen“, einmal, weil sie wie ein Thor ausluben, zweitens, weil sie an den alten Gott Thor erinnerten, dem hier in der Vorzeit geopfert wurde, und endlich, weil, wie er humoristisch hinzusetzte, „ich so ein großer Thor bin, als mein Geld für Mieslau auszugeben!"

In Verzweiflung war Pädler, als einmal sein Aasänenwächter von einer prachtvollen Tannenzgruppe, die sich in der Nähe des Schlosses befand, alle Kronen abhauen ließ, weil auf diese sich leicht die Raubvögel niederließen, welche

die Hasanen bedrohten. Pächter konnte sich gar nicht zufrieden geben, daß ihm die Aussicht aus den Schloßfenstern so verderben sei. Dann ersann er sich ein Auskunfts mittel. Er ließ nämlich künstliche Wipfel auf die Tannen befestigen, die man so lange darauf ließ, bis die Natur den Schaden ersetzte. Es mögen dies wohl die einzigen Bäume sein, die jemals eine Art von Chignon getragen haben. Uebrigens sieht jene Tannengruppe noch heute dadurch ungewöhnlich aus, daß sie durch das Abhauen den Eben außerordentlich in die Breite gemachsen ist.

Die majestätische Riesentanne, die vor dem Jagdschloß stand, ließ der Fürst einmal zu Weihnachten ganz mit Lichtern und Geschenken behängen, und fuhr mit Lucie, die nichts davon ahnte, am Weihnachtsabend, nach eingebrochener Dunkelheit dorthin, ihr den größten Weihnachtsbaum beschaend, den je die Welt gesehen, dessen blendender Lichterglanz von der magischsten und poetischsten Wirkung war.

Ein andermal überraschte er Lucie damit, daß sie, als sie Morgens aufstand, und hinausblickte, vor ihren Fenstern ein Blumenbeet fand, in dessen Mitte ein aus Rosen gebildetes S. sich anmuthig hervorhob. Die Leute im Schlosse wußten nicht, was der Buchstabe bedeuten sollte; aber Lucie wußte es. es hieß „Schnucke“, seine Schnucke, wie er Lucie immer nannte, wenn er sie herzlich und vertraulich anredete. Sie war die Schnucke, er der Wolf, der „Lou“, eine Spielerei, die er in hundert Variationen scherzhaft wiederholte.

Hermanns eigener Namenszug war auf einem anderen Bute angebracht, ein von purpurrothen Geranien geformtes H, das sich wie Feuerflammen von dem smaragdgrünen Boden abhob.

Von je hatte Pächter die Absicht, sich in der ersten Stille des Hochwalds an einem hoch und einsam gelegenen Platze

seine Grabstätte zu errichten. Er wollte dort ganz allein mit seinem treuen und geschickten Gärtner, dem Parkinspektor Rehder, der 1817 in seine Dienste getreten war, ruhen, zu dem er oft sagte: „Wenn die Leute dann vorbeigehen, werden sie sagen: ‚Hier liegt der Fürst, und der alte Rehder.‘“

Es zeigt sich auch hierin, wenn die Sache auch nicht zur Ausführung kam, die Liebe Büdler's zur Gartenkunst, und so sehr er sich über den Fürstentitel gefreut hatte, so lag ihm doch noch weit mehr daran, ein Gärtner als ein Fürst zu sein.

Zwanzigster Abschnitt.

Vucie's Vorschlag zur Ehescheidung. Erwägungen. Eine reiche
"Suzeraine" - Gegenseitige Verhältnisse der Gatten. Ehescheidung.
Neue Brautwahl. Reise nach England. Schmerzlicher Abschied
der getrennten Gatten.

Vucie war nun sechs Jahre verheirathet; ihre Anhänglichkeit und Freundschaft für Pädler war in dieser Zeit nur gewachsen, und wenn sie auch manches durch ihn gelitten hatte, so fand sie dafür auch wieder Entschädigung durch die Grazie seines Wesens und seines Herzens, durch die vertrauensvolle Hingabe, die er ihr stets bewies, durch die frühe, kindliche Liebenswürdigkeit und Gutmüthigkeit, die der raffinierte Weltmann sich stets bewahrt hatte, und die ihn mit einer unwiderstehlichen Anmuth bekleidete.

In diesen sechs Jahren hatte Vucie Zeit gehabt, Pädler ganz kennen zu lernen; und nach reiflicher Ueberlegung mußte sie sich sagen, daß die Lage, in der er sich befand, weder seine Wünsche, noch seinen Ehrgeiz befriedigen könne. Wie anders wäre es, sagte sie sich im Stillen, wenn er, anstatt sie, die Ältere Gattin zur Seite zu haben, seinen Fürstentitel, seine Besitzungen, die von ihm so wunderbar verschönten, eigenen Kindern hinterlassen, kurz, wenn er eine junge, schöne, reiche Erbin, etwa in England, sich zur Frau wählen, und mit deren Vermögen neue große Schöpfungen unternehmen könnte. Damit wären auch alle Geldverlegenheiten gehoben,

die ihm so peinlich waren, die wie ein beständiger Alp auf ihm lasteten. Es wäre ihm die Unabhängigkeit wiedergegeben, nach der er schmachtete. Und Muslau, dieses Muslau, das beide Ehegatten sich gewöhnt hatten, als die Hauptsache, als ihren eigentlichen Lebenszweck zu betrachten, konnte als zündend vollendet werden! Bei den Lebensauffassungen, die beiden gemeinsam waren, mußten sich beinahe solche Gedanken ausdrängen, und um die ersehnten Zwecke zu erreichen, bot sich jenes Mittel dar, das, wie schon früher erwähnt worden, damals so oft gebraucht wurde, um die aus eingegangenen Eirathen entstandenen Schwierigkeiten zu entwirren: die Ehescheidung!

Pädler's Eltern waren geschieden, eben so die von Marie, ihr Vater, der Staatskanzler, sogar dreimal, sie selbst war es bereits von Pappenheim; und aus reiner, großmüthigster Liebe war sie bereit, sich Pädler zum Opfer zu bringen. Ja, es scheint, daß sie wie eine Art von Geburtstagsgeheim ihrem Freund diesen Vorschlag machte, wie dies folgende Blatt beweist, das vom 31. October, den Tag nach seinem Geburtstag datirt, ihm ihren Entschluß darlegt.

„Todesurtheil der Aermsten auf Erden.

Muslau, den 31. October 1825.

Es ist Zeit, den Entschluß in's Leben treten zu lassen, den ich, mein über alles theurer Freund, wie Du weißt, schon längst gefaßt habe. Er heißt Trennung — und Trennung von Dir aus zärtlichster Liebe. So sehr Du alles entfernt hast, um auch jemals den Abstand unserer Jahre fühlen zu machen, so ist dennoch der Unterschied derselben zu groß, und nimmt durch meine Kränklichkeit noch täglich zu. Mit einem Wort, die Form unserer Verbindung lastet auf Dir, da sie jene Glückseligkeit ganz von Dir entfernt, welche doch die höchste und reichhaltigste bleibt, und die das eigentliche Verlangen Deines

Verzins ausmacht; während außerdem alle Deine Verhältnisse aufs günstigste zulagen, um Dich an der Seite einer jungen Frau, umgeben von eigenen Eltern, Familienfreunden und häusliche Zufriedenheit finden zu lassen.

Indem ich also Dir Deine Freiheit zurückgebe, und bestimmt erkläre, daß ich von Dir geschieden zu sein verlange, bezeuge ich Dir nochmals: daß ich Dir das höchste, das einzig wahre Glück meines Lebens verdanke — Dein gestreicher, liebenswürdiger Umgang, Dein fester, männlicher und doch so sanfter Charakter, haben es mir gewährt, und noch mehr als alles Dein tiefes, edles Gemüth, Dein gutes, weiches Herz!

Daß Deine Bestimmungen der Art sind, daß kein Wechsel, kein Ereigniß sie zu verändern und aufzulösen vermag, das glaube ich, und nur in dieser festen Ueberzeugung fühle ich die Kraft, Dir ein Opfer zu bringen, das mir zwar unendlich schwer wird, ohne welches ich aber doch keine Beruhigung mehr finde. Gott segne es — und leite davon für Dich das reinste, ungetrübteste Glück herab; Deiner mütterlichen Freundin aber bleibe das Bewußtsein der treuesten Umgebung und Ergebenheit bis im Tode für das Theuerste und Geliebteste, was sie in dieser Welt bejah.

Deine Pacie.

Dasjenige, was zu dem Schritt erforderlich wird, den ich entschlossen bin zu thun, das bitte ich Dich wie die Bestimmungen über meine künftige Pacie, nach meinen Wünschen und Deinem Willen so festzusetzen und einzuleiten, daß ich nur darin, wo es unvermeidlich wird, davon höre, und darein eingemischt werde.*

Pädel war gerührt und ergiffen von Pociens Hingebung, und konnte sich anfänglich nicht entschließen, das Opfer anzunehmen. Er zögerte, er schwankte. Er meinte,

er wolle mit seiner alten Schnude, die ein treuer Engel für ihn sei, leben und sterben, es komme, was da wolle. Aber dann überlegte er auch, daß die Freundschaft zwischen ihm und Lucie auch in jedem neuen Verhältnisse ihre Rechte bewahren würde; immer konnte sie, wenn nicht mehr seine Frau, doch seine mütterliche Freundin, seine innigste Vertraute und Seelenverwandte sein. Und das war für beide die Hauptsache. Auch läme es ja Lucie mit zu Statten, wenn die zerstörten Ananzen, die den Untergang drohten, einem neuen großartigen Reichthum Platz machten.

Und so gewöhnte sich allmählig seine Phantasie daran, sich eine junge, schöne, reiche Braut vorzustellen, die er sich erobern wollte. War es die unbekannte Prinzessin seiner Jugendtage? Nicht ganz. Sie hatte etwas realere Umrisse. Der Reichthum war Hauptbedingung, denn wenn die Holzgeschäfte und der Mannverlauf u. s. w. nicht nach Wunsch gehen wollten, so sagte er sich, daß nur das große Noos, oder eine „reiche Surropatiran“ ihm noch helfen könnte. Das Widersprechende eines solchen Planes wurde ihm halb verdeckt durch die Beispiele, die er rings um sich her in Galle wahrnahm, denn der ganze Kreis der adeligen Kavaliere spekulierte auf reiche Erbsinnen, und sprach laut und offen davon wie von einer Jagdparthie, deren man sich eher zu rühmen als zu schämen habe.

Bei einem längeren Aufenthalt in Berlin fing er an, etwas, wenn auch nicht eifrig, sich nach der neuen Lebensgefährtin umzusehen, doch ohne eine seinem Sinn recht Entsprechende zu finden. Er war nicht froh dabei. „Ach, Schnude,“ schrieb er im Mai 1821 an Lucie aus Berlin, „Deine Stimmung kann nicht schlimmer sein als die meine. Wie ein geheppter Hirsch flüchte ich vor meinem eigenen Gedanken, und der Gedanke mich, wenn auch nur formell, von Dir, die mich so lieb hat, und die so willig ihr

schweres Opfer bringt, loszureißen, ist immer dennoch der
 meiner Seele mit brennender Pein! Und doch ist kein Aus-
 weg als Entsagung unserer bisherigen Existenz, Herabsteigen
 in eine ganz andere Sphäre, und dennoch auch dort nur
 eine Existenz, die nach Deinem Verlust mir nichts übrig
 läßt, als Dir freiwillig zu folgen oder zu betteln. Welche
 verzweiflungsvolle Alternative! Ich grüble bei Tag und bei
 Nacht, aber immer vergebens, die Antwort des unerbittlichen
 Schicksals ist immer dieselbe. Bei alle dem sind doch
 eigentlich nur zwei Sachen, vor denen ich schaudre, nicht
 Beschädigung, nicht Armuth, nicht Tod selbst — nur diese:
 Verringerung Deiner Liebe in einem neuen
 Verhältnis, oder ein ewiger nagenderummer
 in Deinem Herzen, der Dir nicht einmal mehr so viel
 nutzlos Müd ließe, als Du an meiner Seite ge-
 nossen hast. Wäre ich über diese beiden Sachen beruhigt,
 so wäre alles gut, ich könnte frisch von neuem in's Leben
 hereingehen mit dem Muth, der jetzt so gänzlich von mir
 gewichen ist. Daß meine Gesinnungen für Dich dieselben
 wie vor bleiben, sondern nach der Eigenheit meines Cha-
 rakters sich noch steigern müssen, da Du ein unsichres
 Gut für mich wirst, steht fest, das sähe ich auf's
 Beste in meinem Herzen; denn wer der guten Schnade
 Liebe so wie ich empfunden und gekannt, der kann sie auch
 nicht mehr entbehren, so lange er lebt und denkt, und wer
 wird mich je wieder so versieken wie Du — meine einzige
 wahre Schnadenseele. Ach Schnade, seit ich Dich, wenn
 gleich nur dem Namen nach, verlieren soll, bin ich komplet
 erliebt in Dich."

Es war die volle, innerste Wahrheit, was Pückler hier
 aussprach. Daß Lucie bereit war, ihn opfermüthig aufzu-
 geben, setzte ihn auf ewig an sie; sein Gemuth blieb stiel
 stauet von diesem Opfer, wie er überhaupt den nichts

mehr gerührt wurde, als wenn er wahrhafte Liebe wahrnahm. Er empfand beglückt, daß er an ihr ein Herz habe, auf das er mehr als auf sein eigenes zählen konnte.

Unter solchen Gefühlen schritten die beiden Gatten zur Ehescheidung, bei der sie sich weit mehr liebten, als bei ihrer Hochzeit.

Büchler hat sich von Lucie aus, daß er mit ihr noch einmal zusammen in Muelau sein wolle, und gerade zu dem Zeitpunkt wo die gerichtliche Trennung erklärt wurde; vierzehn Tage vorher wollte er anlangen, und vierzehn Tage nachher abreisen, um eine größere Reise anzutreten, wo er seinen Zweck verfolgen könnte. Mit Muelau ging es ihm ähnlich wie mit Lucie, es kam ihm nur um so begehrenswerthter vor, da er es verlassen sollte. „Ach, warum gönnt uns der Himmel das herrliche Glück in Muelau nicht,“ schrieb er an Lucie, „wie gern wollte ich der Welt entsagen, wie gern! und mit Dir für unser Muelau leben und sterben!“

Er versuchte möglichst heiteren Sinnes zu sein. „Vermüde Dich wegen des Bades“; schrieb er an Lucie, „eine Thorheit mehr oder weniger verächtlich nichts, und ausgedauert muß das Bad nun werden, cela va sans dire. Vielleicht bringt es auch künftig etwas ein, Hoffnung ist immer besser noch wie Wirklichkeit, und ich habe mir vorgenommen, von nun an alle Sorgen zu allen zehntausend Teufeln zu jagen, und nur schönere Chateaux en Espagne zu bauen, als irgend jemand noch ausgeführt hat.“

Zu diesen Chateaux en Espagne gehört denn auch, daß er, kaum geschieden, mit seiner Schwast inognito reisen, und ihr die Welt zeigen wollte.

Aber daß die Echeidung stattfinden müsse, darin bekräftigten die beiden Gatten sich immer mehr, unter beständigen zärtlichen Herzensergüssen, und Versicherungen

ihrer unandelbaren Anhänglichkeit. Und so festsam hatten sie sich ihre Begriffe und Anschauungen zurechtgerafft, daß sie sich beide einedeten, daß sie eine edle Handlung begingen; nicht nur Lucie glaubte sich für Pädler zu opfern, indem sie ihm entsagte, freilich nur der Form nach, da sie die Ehe selbst nur als eine Form ansehen wollte, sondern auch Pädler glaubte sich für Lucie zu opfern, indem er sich die Ungelegenheit einer mühsamen und anstrengenden Peripetie auflegte, um ihre beiderseitigen Geldverhältnisse zu verbessern. Und wie sein kindliches Gemüth früher den lieben Gott anrief, ihn im Spiel gewinnen zu lassen, so rief er ihn jetzt nicht minder eifrig an, ihm eine reiche Erbin zu verschaffen, zu seinem und Luciens Wohl! —

Gleichzeitig thätig in allem was er unternahm, betrieb Pädler in Berlin die Scheidung, und war zugleich unermüdet in Besorgungen, schickte Lucien schottische Ziegen, um ihre Dreischle damit zu füttern, engagirte Neuher für das Wiesbauer Bad u. s. w.

Endlich war alles geordnet; mit liebender Fürsorge hatte Pädler dabei alle nothwendigen Dokumente zu Luciens Unabhängigkeit und Sicherstellung eingerichtet; das erste Aufsehen, das die Bekanntmachung der Scheidung hervorbrachte, war überwunden, und Pädler reiste nach England, dem Fern der reichen Erbinnen ab. Lucie gab ihrem Freunde das Weile bis Bangen, wo sie am 7. September 1826 unter tausend Küffen, Thränen und Umarmungen einen erschütternden Abschied von ihm nahm.

Einhundzwanzigster Abschnitt.

Vondon Erfolg als Schriftsteller. Kein Erfolg in der Ausübung. Ein Gedrucksatitel von Edward Gans. Teilsiten eines Lando „Une des modernes“ Eine Mischelste. Eine nicht gelungene Weberstättende Neue Hoffnungen. Legeköche Zeit-
 702arbeit

Pöckler's Aufenthalt in Vondon ist bekannt durch seine Briefe, jene berühmten „Briefe eines Verstorbenen“, die in der Litteratur ein so außerordentliches Aufsehen erregten, und die außer daß sie Sitten, Gewohnheiten, Charaktere, Landschaften, Schloßer und Parks in England mit wunderbarer Schärfe und Klarheit schilderten, und in anmuthsvollster, natürlichster Darstellung dem Leser die Anschauung eines ganzen Landes gaben, auch zugleich die merkwürdige und anziehende Originalität des Verfassers selbst in all ihrem Zauber entfalteten. Der Glanz und Ruhm dieser Autorschaft war das damals für Pöckler selbst noch unsichtbare Ergebniß seiner Reise, ein Ergebniß allein schon, um das ihn Tausende beneiden haben würden, und auf das später zurückzukommen sein wird.

Aber wie gesagt, dieser strahlende Wiedererschein seines Aufenthaltes in England konnte sich erst später zeigen. Was dagegen den eigentlichen Zweck desselben betraf, so scheiterte er gänzlich. Während zahllose Mittelmaßige heirathen -- und getrich wird, verheirathet zu sein, nicht als ein Zeichen

gehaltiger Bedeutung selten rühren – konnte der schöne, vornehme, liebenswürdige, ausgezeichnete, ja hinreichende Arist Pädler, für den die Herzen der Frauen in Liebe und Anbetung überfloßen, in ganz England keine Frau finden! So seltsam spielt oft das Schicksal!

Aber es waren auch sonderbare Einflüsse, die hierbei mitwirkten. Erstlich verlangte Pädler von seiner zukünftigen Herzengüte, Jugend und ein ungeheures Vermögen: die Vangsamkeit, mit der man in England in die Familien eindringt, ließen ihn dazu viel Zeit verlieren. Eine Art von Schüchternheit hinderte ihn oft daran, im voraus genügende Erkundigungen einzuziehen. Dabei machte seine Hamletnatur ihn schwanken, und zu keinem raschen Entschlusse kommen, und vor allem – mochte er auch in seine Heirathselig bald Evidenz, bald Religiosität, bald Humor mischen – so mußte er doch zuweilen im Innersten seiner Seele fühlen, daß eine Weltheirath seiner nicht würdig sei. Den Gemeinen gelingt das Gemeine, sie sind dabei in ihrem Beharrlicher, in ihrer Heimath; den Edlen, wenn sie auch so weit hinabsteigen wollen, gelingt das Gemeine nicht! Und in so fern gereicht es Pädler zur Ehre, daß sein Plan scheiterte.

Dabei verstand er jedes Mädchen, auf die er seine Augen gerichtet, mit Vucle, und wie sie sich zu dieser stellen könnte. Die Dankbarkeit für seine geschiedene Gemahlin stand in erster Linie, sein Plan erst in zweiter. Die Schwierigkeiten wurde dadurch nur noch vergrößert. „Ueberhaupt leidet mein Stolz bei dieser Frausücherei gar sehr,“ schrieb er an Vucle und Priamton, den 22. Februar 1827, „und ich fürchte, dies unüberwindliche Gefühl wird mir noch sehr hinderlich sein. C'est pour moi un bien ennuyeux manège, par lequel le suis obligé de passer maintenant, s'il en vaut réellement la peine, de qui je

ne puis encore suffisamment juger.“ Und nachdem er es erklärt, für weniger als 50,000 Pieter Sterling würde er sich nicht weggeben, schreibt er in beifolgender Bittsuche an Lucie, den 5. März 1827: „Ach, meine Schmeichelei, hättest Du nur 150,000 Thaler, ich heirathete Dich gleich wieder. Cela suffirait de nous maintenir, et je ne demanderais davantage. Ach, meine Wünsche werden alle Tage beschneidener -- Sicherheit ist das Einzige, was der Mensch nicht entbehren kann.“

Ein anderes Hinderniß, das sich unerwartet seinen Plänen entgegenstellte, war ein Zeitungsartikel. Edward Ward hatte in der Allgemeinen Zeitung scherzhaft des Verfalls erwähnt, der Fürst, nach Reichthum begierig, bewerbe sich um die Hand der Wittve Christophs, der schwarzen Kaiserin von Sapti, die sich gerade in England aufhalte, und große Schätze besitze. Was half es, daß die interessante Wittve nichts weniger als reich, und damals gar nicht in England, sondern in den Niederlanden war, eine Pariser Zeitung wiederholte den Artikel, auch die englische Presse bemächtigte sich des skandalösen Stoffes, und die vornehmen Töchter Albions wurden dadurch tief verletzt, fanden es „extremely shocking“ an die Stelle dieser schwarzen zu treten, und manche angeprobenne Beziehung zerriß dadurch für immer.

Zuweilen empfand auch Pölster, daß der leichte Sinn und das Aussehen der Jugend von ihm gewichen sei. So schrieb er an Lucie den 2. November 1826: „Eine wahre Qual für mich ist auch das Haarfärben in dreifacher Hinsicht. Erstens ist es eine langsame Vergiftung, zweitens eine höchst unangenehme Operation, drittens eine so demüthigende Erinnerung, daß ich alt bin, und nur gezwungen noch den Jungen spiele, um ein Ziel zu erreichen, was an sich selbst vielleicht eine Plage mehr sein, oder gar nicht erreicht werden wird.“

Seiner Schwester Maria schrieb er: „Mit meiner Gesundheit geht es leichtlich, auch hält man mich noch immer für 32 Jahre; dies kostet aber Toilettenkünste. So bald ich mich verheirathet bin, mache ich mich alt, damit man nicht sagt: „Voilà le ci-devant jeune homme!“ sondern: „Voilà un bon senileux et un bon homme!““

Und später den 29. Mai 1827 schrieb er: „Ach Schande, jetzt naht ein schwerer Moment, das versuche Haarfarben! Es ist an sich unangenehm im höchsten Grade, und dann kommt es mich so sehr an alle meine Noth, denn bin ich einmal unter der Haube, so soll mich kein Mensch mehr dazu bringen, meine ehrwürdigen Silberlocken in ein schwarzes, nasstalles Gewand zu kleiden. Adieu, liebe Schande, ich muß zum Werke streben. Himmel, was ist der Mensch! Erst war ich ein Narre, jetzt bin ich ein Schede, und bald werde ich ein Schimmel sein!“

Auf seine Toilette legte Fädler die größte Sorgfalt. Es amüßte ihn, und war sein Stolz ein Dandy, ein Fashionable zu sein. Die folgende Beschreibung giebt zugleich eine Vorstellung der damaligen Mode.

Bei Morgenspiziten, deren er an manchem Tage über hundert machte, und deren er in acht Monaten 1400 verbraucht, trug er: die Haare schon schwarz gefärbt, einen neuen Hut, ein grünes Halsband mit bunter seidener Schleife, eine gelbe Sakmireise mit Metallknöpfen, einen olivengrünen Jockey und eisengraue Pantalons. Eleganter und fashionabler, mehr comme il faut, konnte man nicht sein.

Bei einem Diner im Traveller's Club trug er: schwarze Pantalons, grau und schwarz melirte, durchlöcherige Strümpfe, eine orange und blaue Sammetweste, weiße Unterweste, schwarzes Halsband, blauen Rock, eine feine, mit goldenen Rosen durchbrochene Krawatte, die mit dem

unteren Ringe im Westentasch befestigt war; dazu die Uhr in der Westentasche, und eine Vornette mit breitem Bande um den Hals. Ein himmelblaues Taikentuch mit gelb und rothem Rand. So beschrieb er sich Vacien selbst, und fügte hinzu: „C'est Lou dans son nouvel habit, eingewickelt in einen ganz leichten Mantel von wasserdichthem schottischen Zeug von rufbrauner Farbe mit schwarzseidenem Kragen und Quasten.“

Ein andermal, den 11. April 1827, giebt er Vacien das folgende Bild: „Ich muß mich einmal wieder beschreiben, die Toilette betreffend. Also Voa erscheint in einem dunkelbraunen Rock mit Sammetkragen, der Wadenbart etwas breiter und länger als sonst, ein weißes Halsuch mit einem Kettenknoten, in dem die dünne goldene Uhrkette mit eingebunden ist, die unten aus der Weste wieder herauskommt, und bis zur Westentasche, worin die Uhr ist, sichtbar wird. Die Weste ist mit Ueberklappraan von cramoisie Seide und goldenen Stiernchen, die Unterweste, weißtallassenes Zeug mit goldenen Blumen; schwarze, weite Pantalons, feinneweben schwarzseidene Strümpfe, und edig abgelappte Schuhe. Dazu ein runter Schwammhut, den man in die Tasche stecken kann. Von den Westen lege ich eine Probe bei.

Früh olivengrüner Broccat, grünes Halsuch, oder buntes; seidene Shawlunterweste, kunte Umschlaagense darüber, grau und weiß melirte weite Sommerhosen, und schwarze Sporen. Gefalle ich Dir gut?

Eine andere Abendtoilette gleich fashionable ist ein blauer Rock, kurzes Halsuch mit einer kleinen Salwie, schmaler und langer Pufsenstreifen, blaue Sammetweste, oder braune mit rothen Punkten, und das Uebrige wie oben.“

Er gefiel gewiß, aber die Damen gefielen ihm nicht

seht, wenn er sie sich als seine Braut vorstellen wollte. Immerfort sagte er über das „Trauerspiel“, das er selbst aufhaken müsse. „Meine Schönen sah ich heute alle,“ schreibt er an Lucie, „und fand sie widerwärtiger als je. C'est une sière medecine,“ rief er, „que je suis obligé d'avaler tôt ou tard. Als Bild geht alles das leicht herunter, aber in der Realität erweist es schreckliche nachtheile.“ Dann meint er wieder: „So lange es irgend angeht, seine Ueberzeugung. Ist es Matibäi am Vekten, nun dann muß es sein, und ich werde mich immer über das trösten, was Gottes Wille ist.“ Oft sehnt er sich von Voudon weg, und erklärt, er könnte diesen Wunsch selbst in der Paschale nicht lebhafter empfinden. Doch will er Maslau triumphirend, oder gar nicht wiedersehen.

Eine Widergeist folgte auf die andere. „In diesen letzten Wochen ist viel über mich verhängt worden,“ schrieb Baker an Lucie den 22. Juli 1827. „Nächst habe ich mich in Folge einer Reihe von erbärmlichen Gesellschaftsbegebenheiten, Klatschereien u. s. w., die zu unerträglich langweilig zu erzählen wären, und sich fast nur mündlich mittheilen lassen, mit der hauptsächlichsten Gesellschaft hier total brechen. Ichgeich ich nicht zugeben kann, unrecht zu haben, so mag doch wohl die Callenberg'sche Natur ein wenig daran Schuld sein. Uebrig, Unglück war immer genug dabei.

Zweitens habe ich meinen ganzen Gewinnst im Spiel verloren (800 Pfund in einer Woche)'

Drittens bin ich krank geworden; und

Viertens habe ich eine Art Korb bekommen.

Il y a de quoi décourager 4 personnes, und ich armer, ohnehin schon nervöser You muß alles allein tragen.“

Aber er ließ sich noch nicht entmuthigen! Er hielt es

zulegt auch als eine Art von Ehrensache vor Lucie, der er mit wahrhaft kindlicher Naivität alle seine ewigen Bräute schulterte, endlich zum Ziel zu gelangen, auch zugleich damit die großen Kosten der Reise nicht umsonst dahin seien. Zuletzt wünschte er kenne mehr um Luciens willen als um seiner selbst, daß die Sache zu Stande käme. Charakteristisch ist es daher, daß er in einem Briefe aus Vondon vom 27. October, nachdem er Lucien gestagt, daß immer noch nicht gelingen wolle, was sie so sehr sehr wünschen möchten, daß ein unglücklicher, diabolischer oder menschlicher Dämon geschäftig sei, ihm Steine, ja Felsen in den Weg zu werfen, über die seine Kräfte nicht hinaus könnten, mit dem Ausrufe schließt: „Es ist fatal — ich hatte mich so gefreut, Dir vielleicht an meinem Geburtstage unerwartet eine große Freude machen zu können, der 30. October will mir aber kein Glück bringen. Wir müssen ihn wieder in der Sorge verleben, obgleich er uns nicht muthlos findet.“

Den 8. November 1827 schon verkündet er eine neue Aussicht. „Mein homme d'affaires und ich,“ schreibt er, „haben manchen Schweißtropfen darüber vergossen, und Gott im Himmel gebe kein Veteihen! La fortune est immense — et si jo l'obtiens — (was nun freilich dahinsieht), so ende ich ruhmvoll. Indessen mache ich mir gar keine Illusionen.“

Für den Fall des Gelingens bittet Padler in seiner Unmüthigkeit schon im voraus Lucie, sie möge die Person, die er heirathe, und der sie denn doch beide Dank schuldig seien, da sie Beide rette, recht liebvoll und ohne Verurtheil aufnehmen.

Aber auch diese Hoffnung schlug fehl. Offenbar war Padler in England von seinen Feinden viel geschacet worden. Man breitete aus, er sei eine Art von Wälschjäger, und zugleich ein Plaubart, der seine Frau höchst unglückl. b

anzieht. Auch nahmen viele englische Damen Anstoß an seiner Schertung, und wollten sie nach englischen Begriffen nicht gälten finden, wenn nicht eine Untreue von Seiten der Frau stattgehabt, weil nur nach solchen Verleumdungen eine Scheidung in England möglich war. Andere hingegen wollten in seiner Trennung von Lucie nur einen leeren Schein, eine Spiegelschereie sehen, da sie ihm doch die Vorliebe, und ja auch in Minskau geblieben sei, und alle seine Väter und Angelegenheiten verwalte. Wenn er eine zweite Frau suche, so wolle er also in einer Art von Polygamie leben.

Wie sehr er Lucie liebte und ehrte, konnte und wollte er selbst gar nicht verbergen, und wer ihn besuchte, fand ihr Bild, das sie ihm geschenkt, auf seinem Tische aufgestellt.

Pädler wurde selbst die „Süßholzarbeit“ herzlich müde, er vergleicht sich bei dem Suchen nach der Braut mit dem ewigen Juden, der den Tod unermüdet sucht, ohne ihn finden zu können, und meinte, wenn es nicht um Lucies willen wäre, so würde er die Sache aufgeben, und keinen Schritt mehr zur Verbesserung seines Schicksals thun, und sie solle ihm nur keine Vorwürfe machen, daß sein Streben nicht gelungen. Seine Schuld sei es ja nicht, daß er nicht einmal eine Frau bekommen könne, da er doch am liebsten ein reicher Vassal mit hundert Weibern wäre, anstatt eines armen Christenhundes, der sich vergeblich anstrengt, eine Geringe nach seinem Sinn und seinen Bedürfnissen zu finden. Mit allem Aufwand von Liebe und Herzlichkeit suchte er seine Schande zu trosten, und sie zu verdecken, wie ihr Vau am Ende auch in einer Hütte mit ihr glücklich sein konnte. So trug er auch in die verrirrte Richtung die Hoffnungen und besten Zeiten seines Gemüthes hinein, die ihn Allen lieb machen mußten, die ihn wahrhaft kannten.

Zweiundwanzigster Abschnitt.

Denk eine Sonntag, viele glückliche Tage. Gedanke an eine Ver-
tath aus viele Ein Verhauung des Schicksals. Meise nach Wales
und Irland Die Dürste eines Verstorbenen Zukunftserwartung

Da aber trat ein holdseliger Genius in Püdler's Leben,
der ihn von dem falschen Wege abjog, welcher seiner besseren
Natur nicht entsprach, und ihn mit sanfter Hand von dem
Abgrund entfernte, in den er zu stürzen drohte. Dieser
Genius war Henriette Sonntag.

Es war im Frühjahre 1828, als die schöne, berühmte
Sängerin nach London kam. Sie stand damals auf dem
Gipfel ihres Ruhmes; sie wurde gefeiert, angebetet, auf
Händen getragen; ihre Triumphe umgaben sie wie mit einem
Strahlenkranze, wie mit einem magischen Richte; ihre Kunst
entzückte die Kenner, ihre Nachtigallenstimme schwebte sich in
die Herzen hinein, während ihre Anmuth und frühe Jugend-
blüthe das Auge erfreute. Auch in England war der En-
thusiasmus für sie ohne Grenzen. Für eine Voge zu einer
ihrer Vorstellungen bezahlte die Londoner vornehme Gesell-
schaft die höchsten Preise. In Püdler's Nachlaß befindet
sich das Billet zu einer solchen Voge zu „Madame Sonntag's
night“ im Sing'dheater für den 29. Mai 1828, auf welches
er die Bemerkung geschrieben, die Voge habe ihn ein Dia-
mantenschloß gelöst, das er für ihren Preis, 80 Livres
Sterling, verkauft.

Väster bewunderte Henriette Sonntag nicht nur auf der Bühne, sondern bezaugnete ihr in der Gesellschaft. Inmitten der englischen Welt, die ihn umgab, war es ihm werthbar und anziehend, eine deutsche Landemännin zu finden, mit der er alle Verhältnisse der Heimath traulich und harmlos besprechen konnte, und es entspann sich dadurch schneller als sich vielleicht sonst der Anlaß dazu geboten hatte, eine freundschaftliche Beziehung. Je mehr er sie kennen lernte, je mehr mußte er wahrnehmen, daß das holde Mädchen, dessen Stirne schon so früh das Diadem des Ruhmes schmückte, bei allen Erfolgen sich die einfachste Natürlichkeit, Auspruchslosigkeit und Bescheidenheit bewahrt hatte. Er war wie bezaubert von ihrer lieblichen Erscheinung, er ahnte, daß sie ihm ein Glück gewähren könne, wie es seine süßsten und seligsten Träume überflügelt. Er, der so wenig eingeheißel war, der so leicht Mißtrauen setzte in die Nothwendigkeit der Huneigung, die ihm von den Frauen bezeugt wurde, durfte zugleich entzückt wahrnehmen, daß die Liebe, die er fühlte, von der lieblichen Künstlerin erwidert wurde, und der Gedanke stiez in seinem Herzen auf, welche Seligkeit ihm zu Theil werden könne, wenn er anstatt der beabsichtigten Weltheirath eine Verbindung auf solche einginge. Nun war er erst ganz wieder er selbst, dieß edle Feuer erhob seine Gefühle wieder zu jener hohen Erhöhe, zu der seine Seele geschaffen war; er liebte Henrietten mit den edelsten Kräften seines Herzens.

Jeder Mensch, auch der am meisten vom Unglück Verfolgte, hat Tage im Leben, die kühnlich wie Rosen, strahlend wie Diamanten, lebend wie Meeresfrische, und erwärmend wie Strahlungslichte von warmen dankbaren Gefährten abstehen. Solche Tage waren es für Väster, als er mit Henrietten in Mauerwerk und Sonnenstein von Morgen bis Abend im Park von Richmond spazieren ritt, und den selgenden

Das eben so mit ihr bis zur Dunkelheit in Feld und Wald von Greenwich umherstreifte. Alle Welttäthigkeiten waren von ihm gemieden, an die „reiche Tarrogatsfrau“ dachte er gar nicht, oder nur mit Widerwillen, wenn er auch Lucien neben dem halben Besenknüttel seiner Gefühle verhielte, daß er über dieselben das „Geschäft“ nicht verläumte. Er gab sich unbesorgen, innig, aufrichtig hin wie er war; in anmuthiger, ja jagenlicher Besangenheit und Schätternheit erschloß und erloschte er, indem er die gemüthvolle und unschuldige, zärtliche und jungfräuliche Geliebte voll beglückter Nahrung betrachtete. Die Liebe erleuchtete ihn, machte ihn über sich selber klar, indem sie ihn erhebt.

„Woh! wird es auch nicht thun, das habe ich hier recht lebhaft gefühlt. Ich glaube, mir fehlt nur Liebe,“ schrieb er an Lucie, „die Mutterliebe meiner Schnur, und die einer Geliebten, welche wie ich Dein Kind wäre. Warum kann das nicht sein! Das allein würde am Ende meinem Herzen Ruhe, Beschänkung, Peggung, Zufriedenheit und Glück lehren und geben. Habe ich mich wohl selbst wie alle anderen Menschen bisher verkannt? Habe ich nach Seifenblasen gejagt, nach Spielwerken, die erreicht zerbrochen werden, und ihren Werth verlieren, und nicht gesehndet, daß die Möglichkeit einen größeren Schatz zu heben in meinem eigenen Herzen läge? Ach, der Tod wäre wohl alle Räthsel lösen.“

Und in der That, wie glücklich wäre Pädler geworden, wenn das Geschick ihm die Erfüllung dieses Wunsches gewährt hätte. Wie glücklich, und auch — wie gut! Dann waren alle herrlichen Kräfte und Anlagen seiner wunderbar ausgezeichneten Natur zur sonnigsten Mülhe, zur edelsten Vollendung gelangt. Mander innere Widerspreit hätte eine sanfte Beschwichtigung gefunden, sein ganzes Wesen sich idealisch erfüllt. Wie gut und liebend, wie wohlwollend

und ohne Mithel wohl überhaupt die Menschen wären, wenn sie als vollste Verwirklichung das ächte, wahre Herzengut erklären, das unter Hunderten kaum Einem von den Sternen verliehen wird' — Ach, auch die Tage, die Pückler mit Henrietten zubachte, waren nur wie ein letztes Wehth, während dessen er der Wirklichkeit entrückt war.

Er hatte Lucien schon erklärt, daß er sich nicht entschließen könne, sein besseres Selbst zu opfern, indem er eine Verbindung eingehe, die ihn anwidere, daß er dagegen einen Engel gefunden, der die Träume von einem Ideal erfülle, wie es für ihn geschaffen sein müsse; da — trat die Gewalt der Verhältnisse unabänderlich trennend zwischen ihn und Henrietten.

Es scheint, daß die schöne Künstlerin, der alle Welt kultigte, der unzählige Verehrer zu Füßen lagen, den Werth Pückler's und seine innige Liebe wohl zu schätzen wußte, und den Zauber seiner Nähe empfand wie er den der andern. Dann aber erinnerte sie sich, daß sie durch frühere Bande schon gefesselt sei, denen treu zu bleiben sie für eine Pflicht ansah. Sie hatte sich fortreißen lassen durch Sympathie und Jünglingsganz, aber nach innerem Kampfe ihre ganze Selbstbeherrschung und Charakterstärke noch zu rechter Zeit wiedergewinnend, sagte sie eines Tages zu ihrem Freunde: „Ich habe mich von einem Gefühl hinreißen lassen, das mich festsam verblendet hat. — Ich habe einen Augenblick vergessen können, daß unaufhebliche Pflichten mich binden, ja daß ich einen Andern wahrhaft und innig liebe, wenngleich die Zeit der Leidenschaft für ihn vorbei ist. Ich bin aus einem Traum erwacht, und nichts kann mich von nun an weiter dahin zurückfahren. Wir müssen von diesem Augenblicke an für immer vergessen, was geschehen ist.“ — „Das waren ihre Worte,“ schrieb Pückler an Lucie, „und noch vieles mehr. — Dabei war sie blaß, kalt wie Eis, eine

Ruhe und Heiligkeit über sie verbreitet, die ich fast unbemerklich nennen möchte — so ganz ein völlig anderes Wesen, daß während mein Herz blutete, meine Phantasie vor ihr schau-
derte."

Der arme Pädler war tief erschüttert, und noch viel später bekannte er, daß sein Liebeslied für Henriette ihn von dem Dasein von Liebestränken überzeugen könnte. Daß er sie nie vergessen, ist gewiß; er hielt sie fest in seinem Herzen; auch ließ er, um ihr heilseliges Bildniß stets vor Augen zu haben, ihre vergoldete Büste, von Rudrig Wichmann verfertigt, in seinem Park unter Rosenlauben aufstellen, wie sie noch in Oranien zu sehen ist.

Pädler trat nun seine Reise nach Wales und Irland an, suchte dann wieder etwas, doch traurig und nachlässig, und nicht sehr ernsthaft, nach einer Zukünftigen, gab aber bald den Plan auf, und entschied sich darauf endlich zur Rückreise. Seine Stimmung spricht sich vollständig in einem Briefe an Lucie aus Helwrad vom 15. Dezember 1828 aus. „Abends um 1 Uhr," heißt es darin, „verließ ich Dublin in einer Postchaise, bei einer schönen, hellen Mondnacht, die Lust lau wie im Sommer. Du kannst Dir vorstellen, daß ich Stoff zu vielachtem Nachdenken hatte — denn nun erst eigentlich war es entschieden, daß das Opfer zweier Lebensjahre, einer lummervollen Trennung, und der Abwandlung einer großen Summe Geldes — umsonst gewesen hat — dieser Gedanke war freilich melancholisch! Indessen, ich ließ mich nicht ganz dadurch niederbeugen. Hat doch Parth drei-
mal vergebens nach dem Nordpol segeln müssen, Napoleon zwanzig Jahre lang Siege auf Siege häufen, um in Helena zu verblümmern, und wie Wenige im Allgemeinen sind es, deren Pläne ganz nach Wunsch gelingen! Etwas Nutzen fällt doch immer mit ab, und auch ich habe viel in diesen zwei Jahren in anderen Rücksichten profittirt — ich bin in

„Wenn Vater und Mutter getrennt, habe nur bald noch der
 Vater sein zu können, bin ein verführter Mägdlein geworden,
 und habe gemeinlich höchst Englisch sprechen und schreiben
 gelernt. — Wer meine arme Schande bei zu Hause kommen
 würde, und seinen anderen Trost suchte, und daß sie mich
 nicht lieb hat! Dafür kommt ihr von aber auch gerade so
 wieder wie er gegangen — Aber zwar, fürchte ich im Aus-
 sehen, aber mit einem so jungen Herzen als je, und steht
 mir doch ich zu fern, woju er Ursache geben hätte, macht
 von die Aemte, seine Schande halt wiederzuleben, au sonst
 nicht und verabschiedet.“

Neben Föller's Aufenthalt in England wäre noch viel
 zu sagen, wenn er ihn nicht selbst so meisterhaft in seinen
 „Bleichen eines Verstorbenen“ geschildert hätte, deren fischer,
 unverständlicher Reiz nur dadurch vergrößert wurde, daß sie
 bei ihrem Erscheinen nicht für die Aufmerksamkeit bestimmt
 waren. Was Recht sagt Barnhausen von Enie von ihnen:
 „Was solcher unüberlegenden Offenheit und Freimuthigkeit
 strahlt man nicht, wenn man auch nur entfernterweise an
 das Publikum denkt, solche Unbesonnenheit des Sinnes be-
 wahrt man nicht, solcher Zufälligkeit der Wesenskräfte und
 der Stimmungen folgt man nicht, außer im letzten Grauß
 einsamen Vertrauens, und mit solcher Umgebung an das
 Augenblickliche kann nur der Augenblick selber sprechen. Diesen
 ungezwungenen Laus der Reder, der in seiner begablichen
 häufigsten Gile und Fülle vereinnat, in geistlicher Unter-
 haltungsprache bequem das Gewöhnliche mahnimmt, dich-
 terisch groß hinwieder das Aussergewöhnliche und Vollkommene
 mit verdienst und Klarheit, mit Reiz und Tiefe vor Augen
 stellt, dann es zu mühsam findet, den kleinen vermeintlichen
 Schwierigkeiten der Sprache und des Vortrags aus dem
 Wege zu gehen, — dieses aus dem Stetigsten schreiben er-
 reicht man nicht.“ Und in dieser ungezwungenen Form hat

Pädler das englische Volks- und Staatsleben, die Gesellschaftswelt und großartige Naturgenien, Persönlichkeiten und Zustände, Kunst und Theater, und die mannigfaltigen Verhältnisse treu und vorurtheilsfrei geschildert.

Varnhagen von Ense und Kibel, die gerade während Pädler's Aufenthalt in London bei Vucce zum Besuch in Muskau waren, die ihnen vertraulich seine Reisebriefe mittheilte, erkannten die Bedeutung und den Werth derselben, und ihrer Empfehlung ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß er sich zur Herausgabe entschloß. Und der Erfolg war ein allgemeiner, ein glänzender. Dem Vobispruch der Freunde folgte der Vobispruch Goethe's, und die ganze Presse, und die ganze Gesellschaft schlossen sich begeistert an. Pädler wurde der Mode des Tages, er wurde Mode nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa, alles interessirte sich für ihn, wollte ihn sehen, ihn kennen. Die „Briefe eines Verstorbenern“ machten ihn plötzlich zu einer Persönlichkeit. Ihm, der so oft an sich gezwweifelt, zeigte sich siegreich die Wirkung seines Geistes, seines Talentes, seiner Begabung, seiner Originalität.

Was im Leben verfehlt und vergeblich scheint, ist es oft nicht. So brachte Pädler freilich die Reise nach England nicht die Zulassung, die er gesucht, aber den Vortheil des Schriftstellerruhmes, den er nicht gesucht, und der nun für immer seine Stirne krönte.

--

Fürst Hermann

von

Pückler-Muskau.






Fürst Hermann
von
Pückler-Muskau.

Eine Biographie
von
Ludmilla Assing.

Zweite Hälfte.

Berlin,
Weberind & Schwieger.
1874.

Das Recht der Uebersetzung ins Englische, Französische und andere
fremde Sprachen ist vorbehalten.

Fürst Hermann
von
Pückler-Muskau.

Eine Biographie
von
Ludmilla Assing.

Zweite Hälfte.

Berlin,
Wedekind & Schwieger.
1874.

sundheit und Kraft wiedergefunden. In England war ich wirklich seelenkrank, weil ich dort einen Zweck verfolgen sollte, der mich im Grunde des Herzens anwiderte, gab zu viel auf das Gerede der Leute, war mit einem Wort: nicht mehr ich selbst. *Le temps, grâce à Dieu, est changé en tout pour moi. I am myself again.*"

Dasselbe Gefühl sprach er schon früher aus, als er seiner Schwester Clementine aus Dublin schrieb: „Aber tausche Dich nicht, ich ziehe die Heimath tausendmal allen diesen fremden Schönheiten vor, und nur Nothwendigkeit entfernt mich von jener. Die portugiesischen Schilderungen sind nur ein Trost, den ich mir selbst eintede, eine Gabe, die ich der Phantasie abfordere, und indem ich der gestielten Seele, die zu Hause weilt, den Genuß male, den ich hatte haben können, empfinde ich ihn erit selbst.“ Mein Schaffen in Muskau ist das einzige Streben meines Lebens, das ich mit vollem Gemüth umfasse habe. Es ist aber nur eine Skizze, weit, unendlich weit zurück hinter dem Kunstwerk, das in meinem Geist vollendet steht.“

Außer dem Park nahm auch das Muskauer Mannwerf Bädler's Aufmerksamkeit sehr in Anspruch, das damals eines der bedeutendsten auf dem Kontinent war. Es fabrizirte jährlich 8000 Gentner, und Bädler hoffte, daß diese Zahl mit geringer Kostenvermehrung leicht verdoppelt, ja vervierfacht werden könne, da seine Erzgruben unerischplich waren.

Bädler hatte so oft Lucien erklärt, er wolle Muskau nur triumphirend, oder niemals wiedersehen, und nun fand er doch so viel Befriedigung unter dem Schatten seiner heimischen Eichen, im Leben mit der Natur, als befevoller, gewaltiger Gartner.

Mit Lucie gemeinsam nahm er alles in Augenschein, was in seiner Anwesenheit geordnet worden, mit ihr besprach er Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Da er keine neue Lebensfabrik mitbrachte, so hatte die Skidung

gar keinen Grund mehr, und so lebten die geschiedenen Ehegatten auch vor der Welt wieder wie ungeschieden, indem ihr Verhältniß sich immer mehr wie das zwischen Mutter und Sohn gestaltete.

Während Püdler's Abwesenheit, im Jahre 1828, hatte der Regierungsrath Maximilian Karl Friedrich Wilhelm Grävell, der spätere Reichsminister von 1848, als sein Administrator und Bevollmächtigter die Standesherrschaft Maschau zur Verwaltung übernommen, und gab sich große Mühe, sie von der ungeheuren Schuldenlast, die auf ihr ruhte, zu befreien. Besonders auf Bitten der Ährstin, die er als eine Tochter des Staatskanzlers hoch verehrte, übernahm Grävell das schwierige Amt, dem er sich mit Eifer, Gewissenhaftigkeit, Redlichkeit, Talent, und so weit die schwierigen Verhältnisse es gestatteten, auch mit Erfolg widmete. Er war auch darin pilschirend, daß er Püdler stets mit vollem Freimuth die Lage der Dinge auseinandersetzte, und der Fürst war viel zu unparteiisch und gerecht, als daß er die Verdienste des braven Mannes so wie seinen guten Willen nicht hatte anerkennen sollen; aber da jener immer auf Ersparungen dringen mußte, während dieser darauf brannte für die Verwirklichung seiner Lieblingsidee neue Ausgaben zu machen, so entstanden daraus mitunter einige Reibungen. Ähnliches geschah früher zwischen Püdler und Dehn, als jener die Verwaltung hatte. Püdler sah in jenen Vorstellungen Grävell's eine lastige Einnischung und Bevormundung, während Grävell bei seinem Freisinn und seiner unabhängigen Denkart trotz aller Liebe und Verehrung für Püdler, doch ernstlich darüber wachte, fern von jeder dienstbesessenen Unterthänigkeit zu bleiben, wie Andere sie dem Fürsten nur allzu reichlich bezeugten.

Die folgende Stelle eines Briefes von Grävell an Püdler ist nicht nur bezeichnend für ihr Verhältniß, sondern auch ehrenvoll für Beide. „Sie, mein Fürst,“ schreibt Grä

weß, „haben mir einmal unnothigen Verdruß gemacht, der gewiß unterblieben wäre, wenn Sie mich besser gekannt hätten und weniger rasch gewesen wären; aber nichtdeshinweniger weiß ich die trefflichen Eigenschaften, welche Ihnen die Natur verliehen hat, mir lebhaft zu vergegenwärtigen und zu lieben. Erziehung, Gewohnheit, Stand, Lebensgewohnheit und Lebensansicht haben zwischen Ihnen und mir einige Verschiedenheit erzeugt, deren Ecken sich getroffen haben. Aber ich sage mir oft, wie groß die Güte der natürlichen Anlage gewesen sein muß, welche sich unter so vielen, an ihr zerrenden Umständen behauptet hat; ich sage mir selbst oft, was Sie geworden sein würden, wenn Sie in meiner Stelle geboren worden wären und Ihre größeren Kräfte hätten üben und ihnen eine bestimmte Richtung hatten geben müssen, wie ich meinen viel geringeren Fähigkeiten.“

Ein andermal schreibt er ihm: „Welch ein Argwohn plagt Sie, mein bester Mann? Ich ehre Ihren Kunstsinn aufrichtig, und freue mich der schönen Schöpfungen, die Sie hervorrufen. Ich bin gewiß sehr darauf bedacht, für diesen Zweck alles zu thun, was in meinen Kräften ist. Bei der Ausführung selbst bin ich zwar in zwei Dingen nicht ganz Ihrer Ansicht, indem

1) ich für den Zweck die Mittel zu erhalten suchte, wohl wissend, daß ein solcher Parl nur von einem reidenden Manne behauptet werden kann, daß also dem Ertrage bedeutende Einbußen zumachen indirekt den Parl zerstören heißt, und daß

2) ich für die Ausführung mancher Idee Ausgab wandte, um sie mit geringeren Opfern zu realisiren, da der Parl groß genug ist, um an anderen Enden desselben zu sparen.

Allern auch hier beschränkte ich mich auf Empfehlungen, Andeutungen, Vorschläge. Wollen Sie mich darauf achten, hat der Minister das Zein zu gethan, und dem Kaiser Sie die Vertagung an. Gerade weil Sie Künstler sind, und Ihr Kunstwerk wie ein einziges Kind lieben, ist es für mich ein

schwieriges Geschäft, dem Vater öfter zu verstehen zu geben, daß ihm die Vorliebe für sein Kind nicht die Augen verschleße vor dem, was die Zukunft heischt und gebietet. Denken Sie wenigstens dabei, daß es aus freundschaftlicher Theilnahme bei mir kommt, wenn es Ihnen auch verdrießlich ist. Auch ich bin Gärtner, und zwar Ihr Gärtner. Mein Garten ist Ihre ganze Standesherrschaft. Wenn ich nun da mit großer Mühe nur eine Pflanzung gemacht habe, und der Herr kommt und wirft sie mir theilweise wieder um, da jammert auch die vergeblich angewendete Arbeit und sein Geld. Also haben Sie nur dabei auch Geduld mit mir.“

Auch in der Ordnung der Geldangelegenheiten des Fürsten der Landtschaft gegenüber war Gräbner ihm sehr nützlich, und die fünf bis sechs Jahre, während deren er Pückler's Geldsack führte, setzte er alle seine Energie darein das Beste zu leisten.

Hier sei auch endlich der Anlaß ergriffen, von Pückler's Jugendgenossen, Leopold Schefer, zu sprechen, dessen erste pseudonyme Gedichte Pückler herausgab, und der sich in der Litteratur durch sein „*Palmenbrevier*“ und seine Novellen vortheilhaft auszeichnete. Ein Jahr älter als Pückler, war auch er in Plessau geboren, wo sein Vater Arzt, seine Mutter die Tochter eines Geistlichen war. Von frühester Zeit schloß er sich an Pückler an, machte manche Audienz mit ihm zusammen, studierte eifrig fremde Sprachen, und vollendete seine Schulbildung in Plessau. Der Tod seiner Mutter rief ihn aber nach Plessau zurück, und von da an verunths er ganz mit der Pückler'schen Familie. Während Pückler im Kriege war, verwaltete Schefer die Standesherrschaft. Später gab ihm Pückler die Mittel, um seine Reisen zu betriebligen: er besuchte nun England, hielt sich längere Zeit in Wien auf, wo er musikalische Studien betrieb, und dann ging er weiter nach Italien, nach der Türkei und Griechenland. Mit diesem Vorrath zu neuem schriftstellerischen Schaffen lehrte

er 1820 nach Maskau zurück, wo er sich bald darauf glücklich verheirathete, und in einer selbstgebaute Villa lebte. Er verkehrte täglich auf dem Schlosse, und nahm an allem Antheil, was sich dort zutrug.

Pückler ging von Zeit zu Zeit nach Berlin, wo er außer mit dem Hof mit seiner schönen Freundin, der Frau von Mopäus, mit Varnhagen, Rahel, Ludwig Robert und seiner schönen Frau Friederike Robert, die Heine eine Cousine der Venus von Medici nannte, mit Stägemann, Schinkel und Rauch verkehrte. Auf Varnhagen's Geist und Urtheil legte Pückler so viel Gewicht, daß er bei Vermählung der „Freie eines Verstorbenen“, wie auch bei seinen späteren Werken stets dessen um seinen Rath anging, worüber Lucie eifersüchtig wurde, und Varnhagen sein „Orakel aus der Mauerstraße“ zu nennen pfliegte. Von Rahels Eigenthümlichkeit wurde Pückler lebhaft angezogen, er bewunderte sie aufrichtig, und empfand es zugleich wohlthuend, daß sie, die auch die Eigenthümlichkeit Anderer so gut zu begreifen wußte, die seinige erkannte und schätzte. Heine, der auch in diesem Kreise verkehrte, lernte Pückler zufällig nicht persönlich kennen, aber Varnhagen, der stets so gern seine Freunde in eine gegenseitig fördernde Beziehung brachte, knüpfte die Fäden der Sympathie und Theilnahme zwischen beiden, so daß später, als sie nach langen Jahren in Paris sich begegneten, sie wie alte Freunde sich begrüßten.

Bei Varnhagen und Rahel war es auch, wo Pückler die Bekanntschaft Bettinas von Arnim machte, die mit dem ganzen Strahlenfeuer ihrer Begabung und ihrer Sonderbarkeiten sich immer ausschließlich zu bemerken und ihn in ihre Kreise zu ziehen suchte. Denn so wie Varnhagen seine Freunde einander zu nähern suchte, so strebte Bettina die übrigen von einander zu entfernen, und stellte zu diesem Zwecke die erigstlichsten aber doch oft auch recht störende Antriquen an. Das Verhältniß zwischen ihr und Pückler

war reich an Blumen, aber auch an Dornen. Beide hatten das miteinander gemein, daß sie lieber in der Phantasie als in der Wirklichkeit lebten, aber da ihr Verkehr nicht bloß von der *Vaterna Magica* ihrer selbstgeschaffenen Märchenwelt, sondern doch auch zuweilen von der hellen Sonne des Tages beschienen wurde, so konnte es an grellen Visionen nicht fehlen. Bettina mit ihrem begeisterten Herzen faßte eine Art Leidenschaft eine ihrer vielen Leidenschaften — für den schon einmal gemalten Mann voll sanfter, graziöser Milde im Umgang, der *Voltaire'schen* Witze mit *Byron'schem* Weisheitswitz verband, und außer dem Zauber der liebenswürdigsten Persönlichkeit durch Rang, Stellung und Titel so ausgezeichnet war. Eigenschaften, die Bettinen auch stets imponirten. Büdler sah verwundert auf die Huldigungen, welche die seltsame Frau ihm darbrachte, indem sie zugleich seine Wünsche darstellten wollte. Er glaubte nicht ganz an den Ernst und die Wahrheit dieser Bezeugungen, doch ließ er sie sich als ein Spiel gern eine Zeitlang gefallen. Er verglich sich Bettina gegenüber einer kaltblütigen Eidechse, die einem immerfort aus den Händen fährt, der nähere Verabhrung wie Eis bedarft, und die nur fassmirt, wenn sie, ihre Farben in der Sonne schillernd, mit diamantenen Augen lebendig funkelt, und grüßlich umherzischwanzelt, oder unbeweglich im Gebüsch auf Beute lauert. Was von dem Briefwechsel zwischen Büdler und Bettina aufbewahrt worden, genügt wenigstens um einige Einblicke in ihre gegenseitige, merkwürdige Beziehung zu geben.

Verliebt war Büdler in Bettina nicht, und so war es natürlich, daß ein Bruch entstand, als Bettina auf dem Schlosse von *Rusau* erschien, und der Fürstin gegenüber beinahe gewahren die Rolle einer angebeteten Welkten Büdler's spielen wollte, die sie nicht war. Es gab heftige Szenen und heftige Zerrungen; doch stellte sich später eine freundschaftliche Beziehung wieder her, wozu erstens Büdler's leicht vernehm-

liches Gemüth, zweitens Bettinens Geschicklichkeit gehörte, die sich mit Recht rühmen durfte, daß sie auch verkehrte Tagen des Lebens zu durchtanzen verstehe, ohne den Boden der Gemeinheit zu berühren, und endlich gehört noch Varnhagen's treue Gutmuthigkeit dazu, der sich alle Mühe gab Pädler mit Bettinen wieder in gutes Vernehmen zu bringen.

Neben den gesellschaftlichen Beziehungen mußten auch in jener Zeit, was lange nicht geübt war, die politischen Ereignisse Geist und Sinn in Anspruch nehmen. Die Anti-revolution in Frankreich fand in Deutschland den mächtigsten Wiederhall, und auch Pädler war freisinnig genug, der neuen Bewegung seine Theilnahme zu schenken.

„Eine herrlichere Revolution, wie diese zweite französische“, schrieb er begeistert an Lucie im August 1830, „kann es nicht geben! Welche Kraft, welche Einheit, welche Maßigung, welche weise Maßregeln! Die Staats-Religion hat aufgehört — nun ist kein Hinderniß mehr in Frankreich, welches das Rad der Aufklärung aufhalten konnte, und schnell werden die Franzosen die erste Nation der Erde werden. Die erste Revolution hatte mit Blut gedünqt, die zweite trägt die Frucht.“

Einige Tage später schrieb Pädler an Lucie über die Stimmung der bisherigen Reise in Berlin: „Die Polizei fährt noch immer fort alles zu absorbiren, und ich habe manchmal mit einer Art tragischem Entsetzen die jüngerer Generale und andere Offiziere in der Umgebung unserer Prinzen accurate so sprechen, mit denselben Ausdrücken und Mienen, derselben Affectance und Verungshagung des Feindes, wie ich es vor 1805 in Dresden von den dorthin kommenden Generalstabsoffizieren hörte. Nach meiner Ansicht konnte Preußen nur mit Frankreich, nie gegen dasselbe gewinnen. Auch ist Preußens Rolle nur an der Spitze der Amalgamens, nicht dagegen, mit Erfolg zu spielen. Doch, fürchte ich, wird alles ganz anders kommen.“

Vüdler war der Ansicht, daß die Staaten nun alle konstitutionelle Regierungsformen annehmen müßten, weil ohne Einheit nichts lange bestehen, und man nicht mit einem langen und mit einem kurzen Flügel fahren konnte. Uebrigens tröstete sich Vüdler bei den bedrohlichen Wolken, die am politischen Horizont aufzogen, mit der „auf manches Kessle gegründeten historischen Meinung, daß Preussen noch bestimmt sei, als einer der mächtigsten Hebel in die Weltgeschichte einzugreifen“, eine Prophezeiung, die sich seitdem so glänzend bestätigt hat.

Trotz der vielfach absorbirenden Veltereignisse wurden die ersten beiden Bände der „Briefe eines Verstorbenen“, die unterdessen erschienen, mit äußerster Vveiferung im Publikum aufgenommen. Vüdler genoß seinen Triumph mit kindlicher Freude, Goethe's und Varnhagen's Lob, das ihn an der Schwelle seines Eintritts in die Literatur empfing, der Beifall so vieler Anderen, neben dem einige tadelnde Stimmen nur den pikanten Reiz des Erfolges vergrößerten, der Streit über den anonymen Verfasser, als den man doch allgemein sofort Vüdler bezeichnete, die Stimmen der auswärtigen Presse, all dies war für Vüdler eine ganz neue Unterhaltung und Anregung. Besonders freute er sich dessen um Lucien willen, die sehr ängstlich über die öffentliche Aufnahme gewiesen war. „Hast Du die Rezensionen von Varnhagen und Goethe gelesen?“ schrieb er, nach Muslau zurückgekehrt, den 10. Oktober an Lucie, die sich in Berlin befand. „On me loue trop, das sage ich mit Ueberzeugung, und eben deshalb nicht mich dieses Lob mehr nunde, als es mich wahrhaft erfreut. Nur der äußeren Eitelkeit schmeichelt es, aber Demnetwegen freut es mich am meisten.“ Den 14. Oktober schreibt er wieder an Lucie: „Hast Du denn mit Varnhagen über mein Buch gesprochen, und Goethe's Rezension gelesen? Was sagst Du denn dazu? J'avoue, que ce petit triomphe me fait plus de plaisir, qu'aucun que j'ai

reimporté, puisque je le dois uniquement à moi même. Im Conversationsblatte und im *Hesperus* sollen auch schon Rezensionen stehen. Suche mir sie doch zu verschaffen. Vor allem aber habe mich lieb; denn einen besseren Lou wie ich für Dich kriegst Du doch nicht wieder. Du kannst ihn nie verlieren, heirathete ich auch noch so viel Weiber, als der Gresham hat. En attendant cependant, je ne suis marié qu'avec mon livre, dessen dritter Theil nun völlig fertig ist und gerundet ist, was eben so viel Zeit weggenommen hat, als ihn zu machen. Morgen beginne ich den letzten und schwersten, weil er die englische Gesellschaft, das Theater u. s. w. behandeln soll, eine zu ernste Arbeit, um mich sehr dabei zu amüsiren. Diesen denke ich aber durchaus nicht hier fertig zu machen, sondern mich nur ein wenig in die Materie hineinzuarbeiten. Der dritte schließt mit der Pariserreise mit Nehder, wo ich hoffe, daß der Warwick-Artikel einen guten Glanzpunkt abgeben soll. Aeusslich sind manche Wiederholungen nicht zu vermeiden, und ich gebe das Manuscript diesmal an Varnhagen, um zu streichen, was ihm beliebt. Deine Kinder trennen sich jetzt beide, Adelheid in der großen Welt, ich in der noch größeren literarischen."

Den 23. Oktober schreibt er aus Münster mit heiterem Sinne an Lucie: „Schicke mir doch das Blatt der Staatszeitung, und auch wenn so viele Rezensionen kommen oder Propos, vertheile sie mir nicht. Ich bin für alles das gewaffnet, und macht man mir's zu arg, so werde ich ein Türke. Meine Elastizität kann nichts Irdisches, nur der Tod unterdrücken. Der Geist ist stark, wenigleich das Aelch schwach ist, und wenn man die Welt so sehr aus dem großen allgemeinen Gesichtspunkte zu betrachten gewohnt ist, so verliert das Einzelne die Wichtigkeit und existirt nur im Moment. Würde also durchaus nie für mich, und suche selbst ein wenig mehr Ruheheit hervor. In ihr ruht in der Welt noch die beste Sicherheit."

Diese wenigen Worte schildern in kurzen, meisterhaften Strichen das innerste Wesen unseres Helden. Auch als die anzüglich besorgte Freundin in liebevoller Uebertreibung ihm mittheilt, daß er sich in Berlin außer Verwunderern auch viele Gegner und Feinde gemacht, steigerte sich beinahe nur seine ruhige Laune und vergnügte Heiterkeit. „Tausend Dank“, schreibt er den 1. November 1830 aus Moskau an Lucie in Berlin. „für alle Deine schönen und lieben Wünsche zu meinem fünfundsiebzigsten. Deine Wunsche sind aber komisch, und ich werde wohl müssen mich auf die Feden machen, to comfort you. Es ist gut, daß Du mir die Alternative stellst, entweder mit 1000 Thalern, oder mit 300 Thalern, oder mit nichts zu kommen. Nur unter der letzten Bedingung, und zwar à la lettre, kann ich kommen, aber ich werd' es, et vogue la galère. Ich fühle den letzten Sinn junger Jahre wieder in mir, und vielleicht halt er aus. Mittwoch oder Donnerstag werde ich in dem alten englischen Wagen abreisen, also Freitag kannst Du mich spätestens erwarten, vielleicht schon Donnerstag, denn ich halte mich unterwegs nicht auf. Gleich nach meiner Ankunft werde ich die Munde bei den Prinzen machen, und alle Visiten, pour voir quelle contenance on prendra vis-à-vis de moi. Ich bin mir so gern nach Berlin gegangen, denn „Nacht muß es sein, wo Freilands Sterne funkeln“, et je ne crains rien que les indifférents. Dies ist die Waffe, die mich am Entmuthigendsten trifft. Um mir diese zu ersparen, habe ich einen guten Schritt vorwärts gethan, und das war alles, was ich wollte. Leider gab mir das Schicksal noch keine rechte Gelegenheit im Ernste aufzutreten; es blieb also nichts wie der Spaß übrig dazu. Ein bittererher Spaß, wie er mir eigen ist, un peu à la Mephistophler.“

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Litterarisches Triumph. Wagner: Berne, der Minister Gustav von Nothow. Geselligkeit. Die „Freundschafts-*liebe*“ zu Lucie. Erscheinen der Cholera. Tod von Ludwig und Friederike Robert. Tod des alten Wolff. Pädler als Kommandeur in *Worlig*. *Nutro-dame de Paris*, von Victor Hugo. Der Saint-Simonismus. Werk über die Land-schafts-parkinerei. Tutti Frutti. Schlimme Lage der Gutsbesitzer. Schuldenlast. Brief an Lucie. Voranschlag Muskau zu verkaufen oder zu heirathen.

Wie Pädler nach Berlin kam, fand er, daß die „Briefe eines Verstorbenen“ das Ereigniß des Tages waren. Am Hofe wurden sie vorgelesen, die Mänter waren voll davon, die Gesellschaft riß sich das Buch aus der Hand, und die erste Auflage war rasch vergriffen. Englische und französische Uebersetzungen wurden vorbereitet. Zu einem vollständigen Triumph in der Litteratur gehört aber auch nothwendig, daß man einige Freunde, einige Gegner habe, wodurch das Interesse der Masse zunimmt, die Freunde sich leidenschaftlicher erklären, und wodurch ein Kampf entsteht, dem auch die Friedfertigen wenigstens gern zuzusehen. Auch dieses Glück wurde Pädler zu Theil: Ludwig Borne trat gegen ihn auf in der Oeffentlichkeit, er schrieb in seinen Briefen aus Paris vom 14. Februar 1831: „Keine Hoffnung, daß Deutschland frei werde, ehe man seine besten lebenden Philosophen, Theologen und Historiker aufknüpft, und die Schriften des Verstorbenen verbrennt.“ Dieser barocke Satz konnte Pädler nichts schaden, wohl aber noch mehr die Mäntel auf ihn ziehen.

Ein anderer Unzufriedener war der Minister Gustav von Nothow, der sich durch die in dem Buche enthaltenen Ausfälle gegen seinen Stiefvater Rouqué und gegen seine Mutter Frau von Rouqué einigermassen beleidigt fühlte; er sagte zu Bädler in einer großen Hofgesellschaft mit scharfer Bedeutung, es sei recht schade, daß der Rator sich im Dunkel halte, und man nun nicht wisse, wen man eigentlich zur Verantwortung zu ziehen habe. „Was das betrifft,“ erwiderte Bädler schneidend, „so kann es Ihnen an dem rechten Mann gar nicht fehlen! Der Verstorbene hat mir aufgetragen, in allen Fällen seine Vertretung zu führen, und ich bin jederzeit dazu bereit.“ Nothow meinte, das sei ihm lieb zu erfahren, und drückte dem Fürsten starr die Hand, was dieser ebenso erwiderte. Doch weiter erfolgte nichts!

Viele Briefe der Zustimmung erhielt Bädler von ihm ganz unbekannten Personen, unter anderen von Damen, die ihm schwärmerische Verehrung bezeugten, auch von Ungenannten die dem Dränge nicht widerstehen konnten, ihm ihren Dank auszubringen.

So wurden denn Luciens Bedenken und Befürchtungen von allen Seiten widerlegt, und so sehr sich einst Bädler mit kindlicher Lust an dem Karikentitel geistert hatte, so war er doch weit stolzer darauf ein Wartner und nun auch gar noch dazu ein Schriftsteller zu sein.

Marie kam nun auch häufig nach Berlin, und die Geschworenen machten gemeinschaftlich ein glanzendes Haus, mit dem Reichthum, der ihnen beiden eigen war; der Glanz bildete nur das Perlewerk zu dem geistigen Leben, das sie um sich verbreiteten, und zu sich heranzogen, so wie der prächtige goldene Rahmen doch immer nur beiderseits zurück tritt gegen ein edles kunstvoles Gemälde, das er umschließt. Keine Normen, Gabe, Tact und Lebensunabgbarkeit hatten in ihrem Hause einen Mittelpunkt gefunden, in denen die ausgebreiteten Fernsichtseiten Berlins gern verkehrten.

Puckler behandelte Lucie stets mit der verehrungsvollen Verehrung, die man für eine ältere Freundin, für eine Mutter hegt; er heuchelte keine Gefühle, die er nicht hatte, aber er zeigte die, welche er aus tiefstem Herzen empfand, aufrichtig und wahr. Es giebt Beziehungen im Leben, die in keine bestimmte Klasse oder Rubrik der herkömmlichen Gesellschaftsformen passen, unter keinen derselben angehörigen Titel zu bringen sind, und zu diesen Ausnahmen gehörte die seinige zu Lucie, die Barnhagen einmal als eine „Freundschaftsliebe“ bezeichnet hat. Man kann Puckler freilich nicht als das Muster eines Vatten aufstellen, als Vorbild für diejenigen, die vor den Altar treten wollen, aber man that ihm sehr Unrecht, wenn man nicht anerkennen wollte, daß seine edelsten, vorzüglichsten, hingebendsten, zärtlichsten, gutmüthigsten und herzgewinnendsten Eigenschaften in seinem Verhältniß zu Lucie sich ausprägten, und in der Reihe langer Jahre sich unwandelbar treu bewährten.

Puckler machte in einem Briefe an eine ihm sehr befreundete Engländerin eine Beschreibung seines Bundes mit Lucie, und ihrer Scheidung aus Liebe. „Dies geht gewiß über Deinen Horizont,“ bemerkte er, „aber wir Deutschen sind odd people. Lucie lebt jetzt noch in Berlin, wo wir erst diesen Winter, obgleich divorced, ein Haus zusammen gemacht haben, in dem die höchste Gesellschaft sich zur Ehre rechnete, aufgenommen zu sein. Dies Beispiel ist übrigens neigue, und so weit habe ich mein Berliner Publikum und all seine Pruden durch Beharrlichkeit gebracht, weil ich sie nach und nach daran gewöhnt habe, einem Original wie ich einmal sei, alles zu gestatten, sans consequence pour les autres. Der König selbst hat sich so aber nicht ausgedrückt, et c'est tout ce que je voulais.“

Die Erscheinung der Cholera im Jahre 1841 brachte manche Störungen in die geistigen Strömungen der Zeit, konnte sie aber doch nicht bewältigen, und hienur Verkehr

und reicher Gedankenaustausch forderten unbeschränkt ihr Recht auch inmitten der Todesgefahr, welche die heranschleichende Seuche mit sich brachte. Sehr betrauert wurde der Tod von Ludwig und Friederike Holert, die beide als Eifer derselben in Baden-Baden dahingerafft wurden. Ein anderer Todesfall, der Pückler sehr bekümmerte, war der seines alten Freundes Wolff, der im 81. Jahre zu Maastricht an Altersschwäche dahinschied. Der vortreffliche Mann war schon zu Zeiten des Graien Callenberg, des Großvaters des Fürsten, in Dienst, zuerst Sekretair wurde er später Intendant, hatte die gesammte Flottilverwaltung, und er und seine Wittu wurden in der ganzen Pückler'schen Familie mehr als Freunde wie als Diener behandelt. Am meisten von allen aber war ihm der Fürst zugethan, der sich stets erinnerte, wie liebevoll Wolff ihm in seinen Jugendjahren beigehtanden.

Pückler mußte zu seinem großen Mißvergnügen als Kommandeur des zweiten Aufgebots in Gortitz einem schweren Dienst vorstehen, Rekruten zurechtstutzen, Zuchthausge bewachen, Gefangenenschaften für den Choleraecordon nach Posen ausweisen und abscheiden, und den halben Tag auf dem Pürcz zubringen.

„Wozu leut zu Tage die Treudrüzen und umsonst Dienenden nicht alles gut find.“ schrieb er darüber an seinen Vetter, den Reichsgrafen Sylvius von Pückler, „eine Batterie zu nehmen ware leichter — hier verdiene ich mir aber ohne Brodel Gottes Lohn und eine Purpurkrone, wenn auch kein irdischer Vortheil mich belohnt.“

Nur Sonntags erholte sich Pückler in Maastricht, und las den den erriehenen Roman von Victor Hugo, „Notre Dame de Paris“, der damals großes Aufsehen erregte, und über den er lebhaft mit Varnhagen und Rahel korrespondirte.

Nicht minder wurde Pückler vom Saint-Simonismus angezogen, dessen Schriften er mit Eifer in sich aufnahm. Eine logische und religiöse Umgestaltung erschien ihm noch

weit wichtiger als eine politische. Er war entzückt davon. „Dies ist allerdings eine neue Lehre“, schrieb er den 5. Februar 1832 an Wagnhagen, „und die klare Erkenntniß einer beginnenden neuen Zeit, wenn auch diese nur ganz langsam sich entfalten sollte in Jahrhunderten. Uebrigens steht sie uns noch weiter, und bleibt blos als ein fernes Meteor zu beschauen, wenn man nicht nach Spandau wandern will.“

Neben allen diesen Anregungen beschäftigte sich Pückler noch mit seinem Werk über Landshauszartenerie, zu dem er in England bereits den Grund gelegt hatte, und das er nun weiter ausarbeitete. Auch wurden von Wilhelm Schirmer dazu Illustrationen angefordert, um den Text zu erläutern, und um die darin enthaltenen Lehren anschaulicher zu machen.

Gleichzeitig begann Pückler seine „Tutti Jenti“ zu schreiben, in die er viel Selbstkritik hineinarbeitete. Nicht nur daß er sich selbst darin unter dem Namen „Mischling“ einschob, sondern auch die anonymen Personen, die darin vorkommen, sind größtentheils Portraits, und ebenso die Vorgebeheiten der Wirklichkeit entnommen. Er ergötzte sich daran eine Menge Satiren einzuschleifen, die besonders auf das preussische Publikum berechnet waren. So lachte er in dem Hammerjäger Schindmann ein lustiges Bild des Ministers Schindmann, und unter der von ihm lächerlich gemachten Regierung war die Preussische verstanden. In der „Macht im's Walde“ schilderte er Schleen, Breslau war Preussien, und die Beförderung, die er verlor, war die Generallandwirthschaftsdeputation, über die er Grund zu bitterer Klage zu haben glaubte, deren Ober, den Grafen Thurn, verspottete er unter dem Namen des „alten Schlendrian“.

Pückler war damals allein auf dem Schlosse zu Muesau, da Lucie gerade verreist war. Da gab er sich denn ganz seiner Neigung hin, die Nacht zum Tage zu machen. Er schlief bis drei Uhr Nachmittags, aß um acht Uhr Abends zu Mittag, und um Mitternacht zog er sich zurück, um zu

arbeiten. Sieben aneinanderstoßende Gemächer ließ er dazu glänzend erleuchten, und ging in ihnen auf und nieder, bald an einem Sekretär, bald an einem Stehpult schreibend. Selten horte er vor sieben Uhr Morgens mit der Arbeit auf, die ihm die angenehme Gesellschaft leistete, und ihm die Einsamkeit reizend und anregend machte.

Aber auch die materielle Frage wachte wieder auf, und trat mahnend in den Vordergrund. Die Verhältnisse waren für die preussischen Gutsbesitzer nicht günstig, große Abgaben lasteten auf ihnen, die sie zu erdrücken drohten. Unter solchen Umständen konnten Pückler's Finanzen sich nicht heben, und er sah ein, daß er sein Dichterleben verlassen, und einen entscheidenden Schritt in der Wirklichkeit thun müsse. Zu Einschränkungen hatte er sich schon vielfach entschlossen, und ertrug sie auch leicht, wo es nicht auf äußere Repräsentation ankam. Am meisten aber vermied er ein Reitpferd, das er seit seinem zehnten Jahre nicht entbehet hatte.

Da schrieb er denn eines Tages — es war den 14 April 1832 — an die bestürzte Lucie, die eben ruhig und vergnügt sich in Berlin aufhielt, den folgenden Brief, der ihr seine Lage und seine Pläne klar vorlegte:

Meine gute Lucie, meine geliebte Freundin!

Nachdem ich nun mich genau von allen Umständen unterrichtet, und das Resultat eigener Ansicht und Ueberzeugung aus den verschiedenen Rapporten gezogen, bin ich leider unumstößlich überzeugt, daß ohne eine Generalreform wir keine zwei Jahre mehr zu bestehen im Stande sind.

Die Schuldenmasse ist nun, nachdem man alles, auch die Steuerreste und Massenscheine, die eingezogen werden, oder vielmehr eingelöst werden mußten, mit berichtigt, durch die ungeheuren Kosten der Pensionsbriefung u. s. w. wie durch die verschiedenen Schulden aller Art des Rentamts

schon über 300,000 hinausgerathen, so daß der Kredit auf pupillarishe Sicherheit bereits völlig erschöpft ist, und keine neue Anleihe mehr möglich, ausgenommen vielleicht einige tausend Thaler Regulirungskostengelder, die noch aufgenommen werden, aber nicht weit mehr reichen können."

"Es stehen nun zwei Sachen fest. Die erste, daß wir so nicht mehr fortleben können, die zweite, daß, so lange wir zusammen ein Haus halten, die Möglichkeit der Einschränkung höchstens in der Theorie da ist, aber nicht in der Praxis."

"Was hilft es sich zu täuschen, bis am Ende einer weichen, gegenseitigen Schonung und anglistischer Rücksichten, unser beider Untergang die Folge ist?"

"Warte Schwabe, sieh hierin nichts Puterecs, sondern betrachte es und lies das Folgende mit Vete und auch mit Gerechtigkeit."

"Sage Dir also, daß Du mir tausendmal versichert hast, daß Du mich über alles liebst, und daß Dein schuldloser Wunsch, Dein Hauptglück darin liege, mich in einer glückseligen, in einer wünschenswerthen Lage zu sehen."

"Du hast mir die größte Liebe bewiesen, indem Du Dein ganzes Vermögen mir hingest, aber habe ich seitdem etwas davon zurückgelegt, oder haben wir es nicht gleich, gleich mit dem meinsten genossen?"

"Du hast mir ferner, meine Schwabe, einen noch größeren Beweis von Liebe gegeben, als den der Hingabe Deines Vermögens, indem Du in die Ehe mit mir einwilligst, und dadurch mit dem größten Opfer das hingest, was Dir theurer als Geld und Gut ist. Maule nicht, daß ich das je verkannt habe, noch vergessen kam; aber — wie nöthig es zu unserer beider Erhaltung und later geistigen Erheben; gewesen ist, ist und jedes Jahr mit Briefen und Worten, und wäre ohne die Verständigung durch meinen in London: Verlass in England schon in Erfüllung gegangen."

„Der Verkauf Muskau's, oder eine Heirath können uns allein wahrhaft sichern. Selbst der Tod meiner Mutter würde nur eine Erleichterung, keine Radikalkur sein.“

„Der Verkauf ist aber, obgleich hundertmal das Unnützlichwerthe, auch das bei weitem Unwahrscheinliche, und im Hintergrunde drückt doch immer noch der Verkauf mit einer unheilswangern Wolke.“

„Es bleibt nun die Heirath zu beleuchten. Nach sie ist schwer; aber nach dem natürlichen Stande der Dinge sehe ich doch nicht ein, warum ein Mann von 47 Jahren, der gut lebe, ist, und einige Eigenschaften für die mangelnde Jugend bieten kann, überdem hohen Rang und einen fürstlichen Besitz (wenigstens dem Ansehen nach) in die Waagschale legen mag, nicht eine Frau mit 300,000 Thaleru Vermögen bewegen sollte können, ihn zu heirathen. Weniger kann mir freilich nichts helfen, und das bloße egoistische Verlangen eine junge, schöne Frau zu haben, erjehere ich Dir und unsern zu ernsten Tage.“

„Nach allem diesen ist es klar, daß es der vernünftigste, ja der einzige Rath für mich ist, nochmals und zwar durch den früheren mißrathenen Versuch in vieler Hinsicht gewißigt, einen zweiten zu machen, zu welchem natürlich nothwendig geht, daß ich suche, denn sonst kann ich nicht finden.“

„Man aber, liebe Schmecke, muß ich es sagen, daß sowohl meine eigene Erfahrung, als das einstimmige Urtheil aller derer, die darüber eine Meinherung machen durften, dahin geht, daß, so lange wir noch wie Mann und Frau zusammenleben eine zweite Heirath eine völlige und unerreichbare Chimäre sei. Ganz anders wäre es meiner Ansicht nach, wenn ich wieder verheirathet wäre, und die neue Frau dociler Art und von Dir zu tragen wäre. Aber ehe sie heirathen wird wird jede, und noch mehr ihre Familie, sich an unser Verhältniß stoßen, und es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, daß selbst bei meiner englischen Reise dreier Umstand

im Voraus ihren Erfolg fast unmöglich machte, wie er denn auch bei der, der einzigen, wo es zu ordentlichen, ernstlichen Unterhandlungen kam, daran scheiterte.“

„Es ist also, glaube ich, unumgänglich nothig, wenn ich heirathen soll, daß wir unseren Aufenthalt vor der Welt in sofern trennen, daß wir nicht dieselbe Haushaltung führen, was gegenseitige Besuche auch jetzt nicht ausschließt, und später, wenn der Zweck erreicht ist, einen neuen Lebensplan, wenn Du nur willst, gewiß gestattet; denn was könnte mir dann lieber sein, und alle meine Wünsche mehr erfüllen? Glaubst Du das nicht, so liebst Du mich auch nicht mehr wie sonst, und giebst einem Gefühle der Missethat gegen mich Raum, das ich nicht verdiene, und das auf mein halb verzeihungsvolles Spiel noch hinzusehen zu müssen, mich sehr unglücklich macht.“ Ja, prüfe Dich deshalb, und wenn Du fühlst, daß Deine Liebe für mich aufhören muß, wenn ich wieder heirathe und wir nicht mehr ein und dasselbe Haus führen, so will ich freiwillig allen ferneren Plänen dieser Art entsagen, und unser endliches Schicksal dem Himmel und der Nothwendigkeit anheimstellen. Es kann sich vielleicht auch so, allen Berechnungen und Wahrscheinlichkeiten zum Trotz, noch ganz anders gestalten, wie wir erwarten, und ich habe Muth und Schnelkraft noch genug im Geiste, um auch das Unerwartete zu tragen, Du aber bist im schlimmsten Nothfalle durch Deine Rente wenigstens vor Mangel gesichert.“

„Entscheide also darüber ganz frei und ohne Rücksicht auf mich; denn es mag geschehen, was da will, so werde ich Dich doch immer als meinen ange tutélaire auf dieser Welt ansehen, und kein Verhältniß kann dies ändern. Ich wurde ohne Deine Liebe, ja selbst nach Deinem Tode, wenn ich nicht die Ueberzeugung hätte, daß Du mich mit aller Liebe gesegnet, nie wieder glücklich, selbst im Gewisse aller Ewigkeit, sein können. Dies ist wahr, und aus dem tiefsten meines besten Selbsts geschrieben, also wenn Du dieses ledest, wie ich glaube,

für unsrer beider irdisches Wohlsein und Sicherheit nothwendige Opfer nicht aus Liebe und mit Liebe bringen kannst, so sei dieses Thema auf immer zwischen uns abgebrochen. Fremd zwischen uns wurde ein Schlimmeres sein, als veradlich bei Andern, wenn man so wie wir zusammen gelebt hat. Du mußt also diese neue Lebensart durchaus nicht als die geringste größere Trennung unserer Wesen und Versionen, sondern nur unserer äußerlichen Verhältnisse ansehen; ja vielleicht wird bei unsrer jetzt so gedrückten, und folglich gereizten Lage, wie überhaupt bei den Eigenthümlichkeiten meines Charakters ein noch milderes Verhältniß eintreten, und einer noch größeren Sehnsucht nach Dir bei mir Raum gegeben werden. Und würde ich, wenn ich Dich aufsuche, nicht mit offenen Armen und aller Liebe mich aufgenommen finden, so würde für mich zwar ein Stachel im zartesten Lebenskeime zurückbleiben, aber auch Deine Liebe keine ächte, sondern nur am Eigenthum hangende gewesen sein."

"Ich habe mich nun ganz und so offen ohne alle Verhüllung im Dir Unangenehmen wie Dir Lieben so wahr ausgesprochen, daß nichts darüber hinzuzusetzen bleibt."

"Nun laß mich aber nochmals wiederholen, beste, liebste Schwande, daß Du die Herrin bist zu entscheiden, und ich mich in eins wie das andere finden will, auch Dir schwöre, daß von nun an, wenn Du diese Vorschläge verwirfst, kein Vorwurf irgend einer Art, wenn es später übel gehen sollte, mir entfallen soll, überhaupt die bestimmte Gewißheit ist eine oder die andere Seite die bisherige launige und teile Gewitterstimmung gänzlich beseitigen soll; denn diesen unmännlichen, und ich möchte fast sagen, unwürdigen Zustand ewiger Ungevißheit bin ich fest entschlossen ganz aufhören zu lassen. Was nun entschieden wird, bleibt keinem längeren Zweifel unterworfen."

"Vor allem aber mache mich nicht weich durch Trauer und kimmervolle Ausdrücke, die ich nicht ertragen kann."

„Ich fühle mit der heiligsten Gewißheit in mir, daß meine Liebe zu Dir selbst mit dem Verluste der Demuren, so ich sonst wohl gehalten, doch nie ausbleiben würde, denn Du würdest in mir immer fortleben, so wie Du wirst, als das mir ergenste Wesen, das ich gekannt, und dasjenige, dem ich am vollständigsten, ja fast übermenschlich vertraut, und das ich nach meiner freilich nicht sehr empfindsamen Art, allein eigentl. von allen einzelnen Menschen liebe.“

„Also glaube nicht, daß theilweise Entfernung und Anhören des häuslichen Zusammenwirkens meine Liebe zu Dir um das mindeste verringern können, wohl aber könnte bisher gerade das Letztere, verbunden mit eigentlich gezwungenen Verhältnissen, diese innige Ergebenheit wenn auch nicht schwächen, doch oft temporair verdunkeln, besonders wo Sorge und Bedrängniß und das Gefühl, daß wir beide vereint nie in ökonomischer Hinsicht ganz vernünftig zu handeln fähig sein würden, fortwährend Beunruhigung in unser tägliches Brod mischte.“

„Doch alles dieses letzte wird in beiden Fällen Deiner Entscheidung ebenfalls schwinden; denn wenn man einmal seine Parthe bestimmt, und unaussweichlich ergriffen hat, so gewinnt auch das Nachtheilige eine andere Seite, wenn dessen Nothwendigkeit sich fest im Bewußtsein engrankert hat.“

„Was mich selbst nun betrifft, so hebe ich im Fall des neuen Arrangements die Haushaltung hier ganz auf, lasse den Park feil auf seinem alten Stat, richte ihn die Administration so gut ein, als ich kann, überlasse Nothwendig die Oberaufsicht, und versuche dann mit den Mitteln, die übrig bleiben, mein Heil von neuem, jedoch so, daß ich mich keinesfalls wieder auf eine unantastende, noch unheilbringende Art verlaufe.“

„Also, Schmucke, beherzige alles, was ich Dir gesagt, nimm es, wie es ist, und sieh es nicht mit schwarzer Brille an, und entscheide frei nach Deinem Gelehrte. Habe mich aber

war lieb — es gebe im übrigen, wie es wolle, denn ich wiederhole es als mein eigenliebstes Motto:

„Am letzten Ende kann ich alles entbehren, nur Deine Liebe nicht.“

„Immer werde ich Dein Von bleiben, gehörte ich neben bei auch noch zehn Anderen an, Du nur warst meine Seele, mein Alles Vertrauen ewig beßgen. Nun genug von diesem Kapitel.“

„Es ist sonderbar, daß, sowie ich Muskau betreten, meine Gesundheit wieder ganz schlecht geworden ist, also diesmal ist es nicht der Kierper, den Du, arme Schande, mir gemacht. Niergel an Tappert und der größte Mühmuth beherrscht mich, so selbst die Anlagen haben keinen rechten Reiz mehr für mich, und zur Mutterschaft bin ich nicht aufgelegt.“

„Es ist hier kein Aufenthalt mehr für mich, und der Gedanke, Muskau nie wiederzusehen, hatte auch nicht das geringste Mithredende mehr für mich, im Gegentheile, ich machte es mit allen Erinnerungen gern begraben, und einen neuen Grund wo anders legen. Demohngeachtet kann ich, so lange ich es habe, mich auch nicht mit dem Gedanken verjöhnen, mein Werk unvollendet zu lassen.“

„Ich habe diesen Brief, krumm zusammengezogen im Bette geschrieben, eine Anstrengung, die mich jetzt so unwohl macht, daß ich aufhören muß.“

„Lebe wohl, sei gut und milde, nicht traurig, aber liebevoll.“

„Dein Von.“

Es ist hier eine seltsame Umstimmung in Puckler wahrzunehmen; er verfiel von einem Gegenst. in den anderen Muskau, das herrliche Muskau, für das er einst leben und sterben wollte, dem er mit Liebe vertraut, die größten Opfer brachte, wie einem geliebten Kinde, wurde ihm plötzlich zuwider! Er sah sie sich bestimmt und unheimlich dort! Aber dies war keine bloße Laune. Der Kunn, von dem er seine

Verhältnisse bedroht sah, konnte mit Recht den ruhigen Genuß eines idealen Landlebens führen.

So war denn das Wort: Verkauf von Ruslau zum erstenmale ausgesprochen; freilich nur als ein Gedanke, als ein Nebelbild, als ein Wort, aber das einmal ausgesprochene Wort hat eine dämonische Kraft, und sucht oft gewaltsam sich in That zu verwandeln.

In die andere Seite der Waagschale legte er wieder den früheren Plan: Heirath. Das sollten die beiden Rettungsanker sein, um ihn aus der bedrängten Lage zu reißen, die ihn gefesselt hielt.

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Erwägungen und Beratungen. Neue Arbeiten in Blaslau. Das Reichhaus. Reise nach Hamburg. Angenehmes Leben dort. Post-
narrn auf Aizan-Stabholz und Potaschehandel. Das in beziehende
Beckstein. Ein Liebesroman. Ein Virtuose demt aus dem Wagen
Fallen. Reise nach Leipzig. Basker und Lucie. Phämon und Baucis.

Staum hatte Rückler seinen Brief an Lucie abgeschickt,
so beunruhigte ihn die Angst, er möchte sie zu sehr be-
trauen, und er schrieb ihr auf's neue herzlich und liebevoll,
sein Schicksal ganz in ihre Hand legend; ja, so sehr stand
ihm Luciens Befriedigung über der eignen, daß er ihr er-
klärte, er wäre sogar bereit, um ihr Freude zu machen und
für immer einen Niesel gegen alle Rücksälle seiner Phän-
tasieen vorzuschieben, sich wieder mit ihr zu verheirathen,
und möge die Welt auch immerhin ein wenig darüber lacheln.
„Ich bin mir, meine Schande,“ schrieb er ihr, „ärztlicher für
Dich gestimmt gewesen, das glaube mir, ja, ich finde mehr
Schmerz, mehr Bedürfnis Deiner jetzt in mir, als ich selbst
geglaubt habe, und das macht mich selbst im Schmerze
glücklich, wie es Dich beruhigen muß, und Dir Kraft geben.“

Luciens Antwort ist nicht mehr vorhanden; so viel ist
aber gewiß, daß sie traurig und resignirt war; bei dem eng-
lischen Plane hatte sie sich opferfreudig gezeigt; nachdem
dieser mißglückt, dachte sie nun, daß nicht zum zweitenmale
so schwere Anforderungen an sie gemacht werden könnten.
In ihrer Antwort kam die Stelle vor: „Denke an mich, als
an die Seele, die Dich am meisten liebt, und es am treuesten

mit Dir meinte.“ Fudler war tief erschuttert. „E mein Gott! Wäre dem so und es bliebe nicht Deine Liebe zu mir dieselbe in jeder Gegenwart, so möchte ich nicht langer leben“, schrieb er an Lucie den 29. April 1832. „Gerichte mir also durch solche Worte das Herz nicht unnöthig weh, es trägt wahrlich ohnedem nicht wenig, und mehr, weit mehr vielleicht, als Du mir zutraust! Aber was soll ich noch sagen. Hatte ich nicht geglaubt, es und Beiden schuldig zu sein, ich hätte Dir gewiß diesen Rath ecripiert. Aber selbst der treueste Freund muß rathen das Wein abzunehmen, wenn sonst der ganze Körper zu verderben Gefahr läuft. Glaubst Du es anders, so beidrückere ich Dich nochmals: auf alles, was ich geschrieben, keine Rücksicht zu nehmen, und wie auf ein Evangelium darauf zu bauen, daß kein Verwurf deshalb meinen Lippen weder, noch, was mehr ist, meinem Herzen, entgehen wird. Ich werde sagen, meine Schande ist schwach, aber aus zu großer Neigung zu mir, und was auch komme, nur werden es liebend tragen können. Ich leide jetzt am Herzen — ach, es ist eine traurige, traurige Welt! und ich bin ihrer oft todtmüde.“

Nach allem Ueberlegen und Rathen fanden beide, Fudler sowohl als Lucie, den ehemals schon vormaltenden Auffassungen gemäß, es besser, und von zwei Uebeln das kleinere — sich für eine Heirath zu entscheiden, die ihnen erstens leichter zu ermöglichen schien, als im dermaligen Augenblick der Verkauf der Standesherrschaft, und dann auch, weil, so bedrückend der Anblick von Ruskau Fudler gegenwärtig auch war, es seinem künstlerischen Schaffenstrieb doch sehr schmerzlich gewesen wäre, sein Werk unvollendet zu lassen.

„Bedenke, was ohne diese (seine Anlagen) mein Leben gewesen wäre und zukünfte“, schrieb er an Lucie den 8. November 1838. „Ein Nichts — während ich jetzt schon, und noch mehr bei weiterer Vellendung in späterer Zeit, mit dem beruhigenden Gedanken sterben kann, nicht wie ein

Wohlstand begierig zu haben, sondern zurückzulassen, was meinen Namen Jahrhunderte lang vielleicht mit Ehre und Liebe nennen lassen wird. Das gleicht gar viele Irrthümer aus; denn die erste aller Pflichten ist Thätigkeit, nach Obens Ebenenide etwas zu wollen, etwas zu schaffen.“

Und in diese Thätigkeit führte er sich auch jetzt, schrieb an seinem Gartenwerk und den „Zutti Aemte“, arbeitete und pflanzte in romantischer Einsamkeit am Jagdhaus, wo er sich weit wohler und noch zufriedener fühlte als im Schlosse.

Aber nun sollte doch auch Ernst gemacht werden wegen der Heirath. Jeder Schritt hiezu war Pächter widrig, und er that ihn nur lachend. Doch machte er sich Ende Februar auf die Reise nach Hamburg. Die berühmte blühende Handelsstadt schien für seine Absichten ganz geeignet; unter den Bürgern der kleinen Republik waren viele wegen ihres außerordentlichen Reichthums bekannt und beneidet.

Es gefiel ihm dort ungemein; der schöne Jungfernstolz mit der blauen Mütze, der Wohlstand und das lebhafte Geschäftstreiben, die anmuthigen Villen an der Elbe, die Einladungen, mit denen er von den Diplomaten und den ersten Kaufleuten der Stadt überhäuftet wurde, die vortrefflichen Diners und guten Weine, die Fuldigungen, die man dem Verstorbenen, dem Fürsten, dem liebenswürdigen geistvollen Manne erwies, die Verehrung seiner und freundlich genannter Damen, alles versetzte ihn in die heiterste Stimmung.

Um so weniger Lust hatte Pächter an das „Weidwerk“, wie er es nannte, zu gehen. Und da ihm der preussische Komral, Herr Eschwald, Aussicht machte, unter vortheilhaften Bedingungen seinen Aaun, sein Stalholz und seine Post abzugeben, so dachte er vielleicht im Stillen, daß es nur der Braut noch keine so große Eile habe. Eine reiche Frau, der man ihn vorstellen wollte, verweigerte er entschieden lehren zu lernen, damit man nicht glaube, daß er sich um sie bewerben wolle.

Er theilte Lucie die gute Aussicht auf den Absatz der Ruskauer Produkte mit, fügte aber hinzu: „Im Uebrigen lasciate ogni speranza, et l'impossibilité git en moi-même. On ne peut pas aller contre nature, et l'homme le plus fier et le plus haut ne peut pas flatter la canaille, ni encore moins solliciter de qui que cela soit sans la plus grande répugnance, et avec la rage dans le coeur. Es ist nur eine Möglichkeit für solche Geschäfte, wie ich Dir schon gesagt — sie einen Dritten ganz allein abmachen zu lassen. Findet sich eine solche Gelegenheit, gut, wo nicht, muß man daran gar nicht denken.“ Traurig klagt Pückler, daß er kein freier Mann sei, sondern ein armer Sklave an der Kette, die er fortwährend hinter sich klirren höre, und wohl nicht anders als mit dem Leben loswerden würde.

Pückler besuchte in Hamburg häufig ein Haus, wo, wie damals in vielen Hamburger Familien, die Unsitte herrschte, daß die Dienerschaft sehr auf die Trinkgelber der Gäste angewiesen war; die Herrschaft bekümmerte sich bisweilen ganz merkbar um dies Verhältniß, und sprach von den Wägen, machte den Gästen, welche zu wenig schenkten, eine Uebree daraus. Abends nach dem Essen, welches gewöhnlich in nur einem Gericht, sehr oft in einem Beistück bestand, begleitete der Wirth den Fürsten hinaus, und gab Acht, wem und auch wohl wie viel er Trinkgeld gab. Einemals war das Pückler allzu mißfällig, und als unter den Augen des Wirthes vier Bediente zugleich sich zur Hand des Fürsten drängten, stand er ploßlich still, wandte sich zu dem Wirth und fragte mit liebenswürdigster Unschuld: „Sagen Sie mir doch gutig, welchem von diesen Leuten soll ich denn mein Beistück bezahlen?“ Der Wirth erblachte, und stotterte Entschuldigungen. Pückler besuchte das Haus nun nicht mehr.

Tagegen nahm ihn ein romantisches Ereigniß in Beschlag; eine junge, edlere, liebenswürdige Frau in Hamburg

verhielt sich heftig in ihn. Sie war verheirathet, und schien in jeder Weise gebunden; aber Leidenschaft und Sympathie wollten sich hierin nicht finden; der spannende Roman rückte rasch vorwärts, und die Abenteuerlichkeit und Schwierigkeit desselben zogen Fudler an. Es war von einer Entführung, von einer Steidung und dadurch zu ermöglichenden Verbindung die Rede, und auf diesem Umweg hätte sich ja zugleich ungeachtet die von ihm beabsichtigte Heirath gefunden. Aber die Sache ließ sich nicht durchführen, und wurde, wenn nicht von beiden Seiten, doch gewiß von einer aufgegeben.

Auf der Audreise geschah Fudler das Ungemach, daß er mit seinem schwerverwachten Wagen auf dem elenden Wege bei Lauenburg umgeworfen, jedoch nur wenig beschädigt wurde. Durch die nicht weniger jammerlichen Sandwege in der Lausitz war er nämlich schon so oft umgeworfen worden, daß er für diesen Anlaß sich große Übung und eine wahrhaft seltene gymnastische Geschicklichkeit erworben hatte, in der er für einen Virtuosen gelten durfte, wobei ihm auch seine unerlöschliche Kraftlosigkeit zu Hülfe kam. Er behauptete, wenn der Wagen umstürze, so müsse man nicht, wie es die Meisten im Schrecken unwillkürlich thun, sich nach der entgegengesetzten Seite wenden, sondern gerade nach der niedersinkenden, weil da der Gegenprall die Gewalt des Stoßes mildere. Wahrscheinlich wird wohl Fudler der letzte Vertreter dieser seltenen Kunst gewesen sein, da das Wagenumwerfen glücklicherweise jetzt, wo man auf Eisenbahnen reist, zu den Seltenheiten gehört.

Er machte nun noch einen anderen Ausflug nach Leipzig, der aber auch kein Ergebnis lieferte, gewiß weil er sich immer selbst nicht ernst entschließen konnte. Er verglich sich dabei humoristisch mit dem ewigen Juden, der den Tod immerfort sucht, ohne ihn finden zu können.

Nun kehrte er nach Breslau zurück, wo es sich ergab, daß es mit dem Maunverlauf durchaus nicht günstig stand; da

wollte er denn wieder heirathen. Er schrieb an Lucie so lange er mit ihr in Maslau lebe, werde ihm jede neue Anknüpfung höchst schwierig gemacht, da man dann seine Scheidung nicht recht ihr Ernst ansehen mochte.

Das war für die arme Lucie höchst betäubend; hatten sie sich doch beide gewohnt, Maslau für das Paradies, und sich selbst dort als Adam und Eva zu betrachten. Nun sollte sie allein diesem Paradies entsagen, noch weit unglücklicher als ihre Stammutter, die doch den Gatten wenigstens mit sich nehmen durfte, als der Engel mit dem Schwert sie verjagte! Es ist immer verhängnisvoll, wenn Wünsche sich bis in ihre letzten Tiefen erfüllen. Padler hatte seit seiner Vertolung mit Lucie nur immer das Bestreben, daß ihr Maslau gefallen, daß es sie entzünden sollte, zur Harnische gemacht: es war ihm vollständig gelungen! Um so größer war aber nun ihr Kummer und Gram. „Das sei erst sein wahrer Scheidebrief“, antwortete sie kammerschlagend.

Luciens Betäubung wirkte tief auf Padler zurück. Diese beiden Weisen, sie mochten sich noch so oft streiten, waren durch unauflösbare Bande mit einander verbunden. Man sagte auch Padler laut und bitter „Was wird mein Vorschlag sein,“ schrieb er an Lucie, „entweder hinaus gestoßen aus dem Garten, den ich bewachte, in die Wüste der Armuth, oder genüthigt, selbst den Garten in einen Sumpf der Gemeinheit zu verwandeln; denn was wird am Ende eine solche Perceuth anders sein? Bei dieser kammerschlagenden Alternative hatte ich einen Trost, eine treue Freundin, ein anderes Ich, die mit mir leidet, mit mir hofft – ach, und ein paar Zeilen, von Verdruß und Jammer schroff gemacht, von der Noth ausgepreßt, können Dir als der wahre Scheidebrief solches Bandes erscheinen? Es ist blutig traurig! Behüte Dein Gewissen, meine gute Schmecke, denn so könntest Du mich leicht umnerven, und die Noth käme zu spät, wenn es vielleicht

ein Leben wäre, wenn ich, der alle diese Narbe anstiftet, nicht mehr wäre. Ich bestrafe mich, wie ich's vielfach der Diene, und befreite Andere."

Die unendliche Güte, die in Pädler's Herzen wohnte, wühlte hoch auf, wie ein wogendes Meer, und er ergoß sich gegen seine Freundin in den kühnen, breitsamigen Liebesversicherungen, wie sie nur wahres Gefühl emaneirt. „Gott sei mein Zeuge“, fuhr er fort. „Schaffe uns nur 12,000 Thaler jährlichen sicheren Neteriduk, ohne welchen wir, wie wir und die Umstände einmal sind, dort nicht existiren können, und ich will mit Jubel meine alte Schande wieder, heirathen und alle Kirschenplane meines Lebens aufgeben, in Deinem Glücke auch das meine findend. Aber in Glend und Noth, wie kann es und da frommen!“ —

Und sein dankbares Herz sagte noch hinzu: „Wenn ich Dir dadurch vergessen könnte, ich wollte gern sterben; wirst Du nun glauben, daß ich für so viel Liebe Dir mit Mordank tödnen könnte, so wirst Du mich tödten. Du kennst mich nicht, und ich fühle jetzt, daß ich mich selber nicht kenne. Es ist viel eiskaltes Krystall um mich her krystallisiert, aber im tiefsten Mittelpunkt liegt ein himmlisches Feuer, das, wie es zu leben verheißt, die hartesten Einden wie flüssigen Schnee verschmilzt. Dies Feuer zu Tage zu bringen, hat Deine Liebe gearbeitet; aber der letzte Prief, der Prief, war eine zu schmerzliche Sonde. Ich fahle jetzt erst so recht eigentlich, was Du mir oft von Deinem Kummer und Schmerz sagtest, und bedaure Dich und mich.“

Endlich suchte er noch seine Lucre zu trösten und aufzuheitern. „Schande“, schrieb er, „ich bin mit Dir so verwachsen, wie mit einem meiner Glieder. Ist einmal das Ziel erreicht, so laffe ich zu Waz, daß wir beide es gemeinen wollen, und dann kann vielleicht das Rusfouer Paradies, das mir jetzt eine Hölle ist, mir noch wahrhaftigen Gemuth, ohne die farrnenrige Sorge gewahren, die jetzt ihre Nleder

maussittige aller Orten über uns hält, und mit einer Todtenfrage uns anstarrt. Ach, Schmuße, sei vernünftig, sei liebevoll, habe Mitleid mit uns beiden, sonst gehen wir zu Grunde.“

Alle Quellen von Büdler's Gemüth öffneten sich in Aufrucht und Schmerz. „Was ist am Ende“, schrieb er an Lucie in einem späteren Briefe, „das ganze Leben? Tand! Nur das Innere ist etwas Wirkliches. Wie ganzlich todt war für mich die Natur, alle meine Lieblingspielereien in diesen schweren Tagen! Es hatte alles aufgehört etwas zu sein, weil mein Sinn, der es allem befehl, abgestorben war, und es noch ist. — Welche schreckliche Existenz muß es sein, wenn die Seele von einem solchen Kummer erst ganz gesättigt und durchdrungen ist, wie es mir gegangen sein wurde, wenn ich nach einem solchen Briefe Deinen Tod erfahren, und auch Du vielleicht wären diese meine letzten Zeilen. — Ach, das Leben hat schaurigere Geheimnisse, als die Phantasie sie auffinden kann! Manches geht vorüber, manches vielleicht nie! — Nur an der Liebe, an derahren, darf man nicht zweifeln. Alles andere wiegt zu leicht, jenes kann niemand vergeben, sich selbst nicht, wenn es zum Wiederzutmachen zu spät ist.“

Und wie sollte Lucie ihren Lou nicht weiterleben. „Ach kann meine Schmuße so wenig entbehren als sie mich,“ schrieb er ihr den 21. Juli 1833. „dies ist nun unser Evangelium für ewige Zeiten; wir glauben daran so fest, als an ein höchstes Wesen über uns, es ist unsere andere Natur geworden, und nur in dieser können wir frei leben und athmen.“

Um dieses merkwürdige Verhältniß ganz zu bezeichnen, möge hier noch ein Wort von Büdler stehen, wunderbar treffend, mit dem Scharbild seines gemalten Herzens sich lagend ausgedrückt: „Wenn unsere Nachkommen einst unsere korrumpirte Schwandz in der Bibliothek finden, werden sie sie nicht so

uninteressant wie wir die Callenbergischen finden, aber verwundert oft ausrufen: „Das waren sonderbare, leidenschaftliche Hechte, aber doch eine Art Philemon und Baucis!“

Ja, eine Art von Philemon und Baucis, und es wäre ihnen ganz gemäß gewesen, wenn ihnen Jupiter wie diesen, vergönnt hätte, am Ende ihres Lebens sich in zwei Bäume zu verwandeln, deren Kronen sich liebend ineinanderranken, und somit noch nach ihrem Tode mit zum Schmucke des Parks von Mustau beizutragen, und ihn nie zu verlassen.

Sechszwanzigster Abschnitt.

Mahels Tod. Freundschaft mit Varnhagen. Albrecht als General. Erscheinen der „Lutti Krutti“. Verschiedene Stimmen darüber. Das schlesische Schloß und die Familie von Lüttes. Oberst Kurniel. Plan einer Reise nach Amerika. Aufenthalt in Paris. Aufnahme am Hofe und in literarischen Kreisen.

Das Jahr 1833 brachte für Pückler außer diesen inneren Schmerzen und Kämpfen auch noch andere Schmerzen und Störungen. Sehr erschüttert wurde er durch den am 7. März erfolgenden Tod Mahels. Er hatte sie schon früh kennen gelernt; in der ersten Zeit, als er von seiner romantischen Jugendreise nach der Heimath zurückkehrte, war er ihr in Berlin mehrmals begegnet. Am Neujahrstag von 1820 traf er sie einmal, bei Stagemann's, worüber Mahel in ihrem Tagebuche bemerkte: „Graf Pückler war dort, ich fand ihn klug, gesammelt, gehalten: und traurig.“

Besonders aber in den letzten Jahren waren sie sich herzlich und freundschaftlich nahe getreten, wodurch der unerwartete Verlust ihm nur um so schmerzlicher wurde.

Die liebevolle, zarte und wahrhaft freundschaftliche Art, mit welcher er Varnhagen in seinem tiefen Kummer zutrach, zeigte wieder ganz das warme Gefühl, das ihn tröstete, wie denn überhaupt sein ganzes Verhältniß zu Varnhagen und der Briefwechsel beider ein edles Zeugniß ist, daß Pückler auch der reinsten Männerfreundschaft fähig war, und nicht bloß, wie Manche behaupten wollten, nur ein Herz für Freundschaften mit Frauen besaß.

Auch die früher erwähnten Verdrüsse mit Bettina, ihr verhängnisvoller Besuch in Muskau fielen in jene Zeit. Ein anderer Aerger war für ihn, daß er ungesucht seinen Abschied in der Armee als General erhielt. Der Generalsstiel enthielt ihn nicht für das, was er als eine persönliche Kränkung und Ungunst betrachtete; er äußerte gegen seine Freunde, den lächerlichen schwarzen Streich, welchen in der preussischen Armee die Uniformen der verabschiedeten Generale aufzuweisen, wolle er nie tragen, und lieber von nun an nicht mehr am Hofe erscheinen; was um so besser sei, da er damit zugleich allen lästigen Zwang los werde.

Das Erscheinen der ersten beiden Theile der „Tutti Frutti“ im Februar 1834 führte ihn wieder auf den literarischen Kampfplatz, auf dem es diesmal heiß hergehen sollte. Die Neuverde, die Spannung des Publicums konnte ihm niemals mehr fehlen. Die erste Auflage war schon bestellt, bevor sie ausgegeben wurde, so daß vor ihrem Erscheinen bereits der Druck der zweiten angeordnet werden mußte. Vorurtheile waren nicht so begeistert von den „Tutti Frutti“ wie von den „Briefen eines Verstorbenen“, lobte jedoch auch an ihnen die freie Weltanschauung, den hellen, durchdringenden Verstand, die Anmuth des Scherzes und die Abundanz und Eleganz der satirischen Laune; er verglich das Buch mit schäumendem Champagner, der freilich kein alter Johannisberger sein konnte und wolle Alexander von Humboldt las die „Tutti Frutti“ in einem Zuge, und pries den Witz, die Laune, den Geist darin. Bei Hofe ließ der König sie sich noch dem Thron vorlesen, und so wurde auch jener hohe Kreis, in welchem man sich sonst meist zu langweilen pflegte, durch Scherz und lebendige Elemente angeregt. Die Fremden waren unzufrieden. Auch das war amüsam. Die Juden dagegen waren ihm dankbar, daß er vorurtheillos und mit Wärme ihre Sache vertrat. Er pries ihre Emancipation in England als ein glorreiches Zeichen des Fortschritts, als

einen sternen, endlichen Ziel der Wenigkeit und Verecktheit, der Welt zum Beispiel aufgestellt. Er erklärte, daß, seit er zu Verstande gekommen, er nie einem geliebten Jüde begegnet sei, ohne sich getraut zu haben vor ihm zu klammern, indem er lebhaft sagte: „daß nicht nur zur Verachtung seiner Glaubensgenossen, wohl aber zur Verachtung der unsrigen ein Recht habe“

Wannhagen schrieb den 13. März 1844 aus Berlin an Passler: „Der Eindruck des Buches ist im Ganzen, wie er zu erwarten war, pikant. Wer aber nicht ist, der löst den Stachel nicht, ja er möchte den Dorn langnen. Dagegen wird der Pikare selber eine Zuhilfenahme, denn die Schadenfreude ist ja —“. Hier wurde der Schreiber unterbrochen.

Doch noch ein anderer Vorgang sollte sich an dieses Buch knüpfen. Passler hatte im zweiten Bande die Beschreibung eines verfallenen Schlosses gemacht, das er in Elmenau nicht hatte, und an das er zugleich eine romantische Erzählung, eine vollständige dichterische Gründung knüpfte, von einer Familie, der es gehörte, und die viele wunderliche Thaten gehabt, unter anderen, daß eines ihrer Mitglieder ein Räuber geworden u. s. w. Diese Familie hatte Passler auf gut Maat: von Volk gekauft, und die Burg, die Kuno Herzlich: die Kuno-Burg.

Da fand sich das Sonderbare, daß der Herr auch den Romandichter machen wollte, denn jene Burg war das Eigentum einer Familie von Lieres gewesen, und mehrere Umstände, die Passler sich erdacht, konnten, ohne daß er es ahnte, auch auf diese Familie bezogen werden. Ein Lieres Knecht aus Nachen, dessen Frau eine geborene von Lieres war, ließ vereint mit einem Freimaurer und einer Dame eine Anzeige in die „Allgemeine Zeitung“ einreichen, in welcher der Verfasser der „Tunten-Reise“ der „Allgemeinen Verleumdung“ angeklagt wurde.

Wadler las diese Anzeige mit dem größten Staunen in Karlsbad, wo er sich gerade auf einem Renaissancezug befand, denn, seiner gewöhnlichen Art nach, wie lange hintereinander le er einen Planc zu verrathen, und wenn auch nichts ganz loszulassen, doch auch nichts ganz festzuhalten, hatte er die letzte sein Heirathesplanen ruhen lassen. Lucie wieder nach dem geliebten Muskau bernien, und war selbst davonzeilagen, um sich an neuen Orten und Eindrucken zu ermitteln. Als in Karlsbad zufällig er die Anzeige Karffel's las, war sie bereits einen Monat alt, und vom Präsidenten Rother aus Berlin erhielt er, daß Karffel, der ein Jugendfreund von diesem war, ein durchaus achtbarer Mann sei. Natürlich ließ es Wadler an einer starken öffentlichen Erwiderung nicht fehlen. Die Sache drängte zu einem Zweckmäßig zu führen, dem Wadler, so unschuldig er sich auch fühlen mußte, auf keinen Fall ausweichen wollte.

Wadler ging unterdessen weiter nach Hamberg, wo er durch die Krankheit seines Dieners länger aufgehalten wurde. Er machte dort die Bekanntschaft des amerikanischen Konsuls, der ihm sehr freundlich begegnete, und ihm sagte, in den Vereinigten Staaten sei kein Kind, das ihn nicht kenne, und wenn er dorthin kam, so würde er empfangen wie Lafayette.

Wie Lafayette! Diese Worte fielen wie ein zündender Funken in Wadler's Phantasie. Es stand nun plötzlich fest: er wollte, er mußte nach Nordamerika. Nur der Handel mit dem Tiersel Karffel mußte vorher abgemacht werden, denn, ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes, ging ihm die Ehre über alles, auch über seine liebsten Wünsche.

Luxemburg fing er nun an seine gute Lucie auf diesen neuen Stoß vorzubereiten. Er schrieb ihr aus Hamberg den 1. Juli 1834, daß er emittellen nach Paris gehe, zum nächsten Herbstjahre fratekens oder Anfangs des Sommer wieder in Muskau sein wolle. „Was dahin mußt Du Dich schon gedulden, Schnacklein,“ sagte er hinzu, „denn ehe ich voll

Fünzig bin, muß ich noch etwas von der Welt sehen. Sonst habe ich später gar keine Ruhe mehr. Also darin strecke mich nicht! Desto freudiger werden wir uns dann wiederfinden, und desto mehr werde ich Dir zu erzählen haben."

Schon vierzehn Tage später mußte er sich entschließen Lucien gleichzeitig den wahrscheinlich bevorstehenden Zweikampf mit Kurffel und zugleich die beabsichtigte Reise nach Amerika mitzutheilen, vielleicht hoffend, daß die eine Sorge den Stachel der anderen schwächen würde.

„Wurgburg, den 14. Juli 1844"

„Meine herzliche Schnude!"

„Ich habe mich vor dem heutigen Briefe immer ein wenig gesüchtet; aber es hilft doch nichts, ich muß ihn schreiben; und wenn Du nur ein bißchen vernünftig und standhaft sein willst, so kann er Dich weder anßtigen noch betrüben."

„Du weißt es ohne Zweifel schon durch die nummer ruhende Rama, daß der Oberst Kurffel, wahrscheinlich von Uebelintentionirten aufgehetzt und schwach am Geiste, einen Artikel in die Allgemeine Zeitung hat setzen lassen, den ich mir hinsichtlich der Albernheit nicht besser wünschen konnte, der mich aber doch gezwungen hat (denn daß Dein Ven als ein Poltron in der Welt angesehen werde, kannst Du doch unmöglich wünschen) so zu antworten, wie ich geantwortet."

„Es ist damit noch keineswegs gesagt, daß ein Duell zwischen uns unvermeidlich sei; aber es ist allerdings sehr leicht möglich. Ich selbst gehe dazu wie zum Tanze, und habe gar keine Idee, daß es schlecht für mich ablaufen könnte. Du giebst viel auf Ahnungen, also thue es auch diesmal. Uebrigens ist es Thorheit, sich über Dinge zu grämen, die erstens ungewiß, und zweitens noch gar nicht einmal da sind. Wende alle Deine Liebe für mich an, mir gutes Glück zu

zahlen, und mein Betragen zu billigen, wie es verdient —
 Des wird mir ein größerer Beweis Deiner Liebe sein, als
 nutzloses und eitles Klagen und Jammern.“

„Der zweite Punkt, liebes Herz, ist Amerika.“

„Bedenke, daß es mir ein wahres Bedürfnis ist, ehe ich
 zu alt werde, noch fremde Länder zu sehen, und daß, thue
 ich es nicht, nur Mißvergnügen zu Hause mich erwartet.
 Wie reich werde ich dadurch in der Erinnerung zurückkommen,
 und Du, mein Schnüßlein, wirst diesen Reichtum auch
 theilen.“

„Uebrigens ist es bei dem Verfolgungsgeist, der jetzt an
 einigen Orten gegen mich herrscht, vielleicht recht gut, ihnen
 eine Weile aus den Augen zu gehen. Schreiben aber werde
 ich häufig, und auch von Dir erwarte ich jeden Monat einen
 Brief in New York, den Kother besorgen wird.“

„Ein schönerer Reiseplan kann nicht existiren als der
 meinige, und zum Herbst 1833 bin ich wieder in Moskau.
 Da ich allein ohne Diener reise, werden auch die Kosten
 nur sehr mäßig sein. Zurück gehe ich über Teneriffa und
 Madeira, Lissabon, Madrid, Valencia, Marseille oder Paris.“

„Sei also gut, lieb und vernünftig. Ich bin jetzt wohl,
 ruhig und in bester Stimmung. Verdrieß sie mir nicht,
 sondern erhöhe sie zehnfach, denn nur Du kannst das eine
 und das andere.“

„Ich lasse Dich von ganzer Seele, mein anderes Ich,
 bleibe mir treu, sei heiter, denn der Mensch kann viel
 durch den festen Willen, sich das Angenehme statt des Uebeln,
 hoffe statt zu fürchten, und denke, daß echter Liebe keine
 Entfernung, ja selbst vielleicht der Tod nicht — etwas
 anhaben kann.“

„Dein Fou.“

Da, wie zum Tanze ging er zum Duell, so kühn, so
 selbst, und mit Recht durfte er von sich rühmen, daß er
 es fest vorgenommen habe, überzeugt zu sein, daß es gar

nichts Unangenehmes auf der Welt gab, und daß ihm wohl eine Schnellkraft beiste, der alles möglich sei. „Die Schwestern meiner Seele haben einen unabhäuteten Umlauf,“ rief er seiner Lucie. „Sie laßt die schwächsten und die stärksten, die tiefsten und die höchsten Töne ausgehen.“

Durch solchen Zuspruch suchte er die betrübte Lucie zu trösten; auch wegen Ameriki bestreute er sie zu beruhigen, und meinte, wenn er einen schönen Ort dort fände, so holte er sie nach, und sie wollten dann Europa und seine Melancholie für immer verlassen.

Barnhagen vertraute er freudig schon den ganzen Reiseplan: wie er zuerst in die Wälder von Saratoga gehen wolle, wo er die Gräbe der amerikanischen Aristokratie finde, dann nach dem Hudson und Niagara; in Washington werde er dem Kongreß bewohnen, in der besten Jahreszeit New-Orleans und Havannah sehen, hierauf in Archangelsk zu Lande durch die ganzen Vereinigten Staaten, Umländer u. s. w. bis New York, und dann weiter nach Teneriffa und Madras, um über Sissabon, Madrid und Paris nach Moskau zurückzukehren.

Doch die Cavertüre zu der Reise mußte das Daß sein. Er fuhr daher mit der großen Diligence in drei Tagen und vier Nächten von Frankfurt nach Paris, ohne aus den Kleidern zu kommen, ohne sich einen Augenblick ausruhen zu können, was er trotz der furchtbaren Anstöße lebhaft ertrug. In Paris hoffte er seinen Gegner zu treffen, da er ihn dort hinkommt hatte, aber jener, durch Dienstverhältnisse abgehalten, konnte nicht kommen, und bat Badler, er möge sich nach Aachen zu ihm begeben.

Um die Zeit des Abwartens auszufüllen ließ sich Badler am Hofe des Königs Louis Philipp vorstellen. Der berühmte Fremde wurde dort mit Ansehnlichkeit überhäuft. Der König unterbricht sich vorzugsweise mit ihm, und gedachte ihn auf jede Weise aus; die Königin bot ihm bei einem Dinner, zu

dem er eingeladen war, den Arm, um sich zur Tafel führen zu lassen. Die Prinzessin Adelaide und die jungen Prinzen bewarben sich ihm gleichfalls die größte Freundschaft, wie die Herren Margot und Tavin, und General Achalin, die der Prinz ihm vorstellte. Herr Montmer, einer der ersten Aristokraten Frankreichs, zeigte Püdler im Hofstaat Louis Philipps alle sonderlichen Willen, Gärten und Stadungen. Seine alten Freunde und Zöglinge empfing ihn mit treuer Freundschaft, sie hatten sich ihren früheren Geist, und dadurch auch ihre Anziehungskraft für ihre Freunde bewahrt; ihre Tochter Valentine sah er als Mad. de Girardin wieder, und in ihren Zügen lernte er eine Reihe der interessantesten literarischen Persönlichkeiten und anderer Verabnehmten kennen. Er machte die Bekanntschaft von Beranger, Balzac, Alfred de Vassier, des Marquis de Calonne, Rossini, V. Herminier, Sir Edmond Smith, der Herzogin von Valentines, der Gräfin von Elgin, und vieler Anderer. Seine sah er wieder nicht, durch gegenseitiges Verfehlen. Tageren besuchte er einigemal Mad. Recamier, wo er Chateaubriand zum erstenmale begegnete, der ihn nicht seine Bekanntschaft gewünscht hatte. Die französischen Journale sprachen beinahe täglich von Püdler, und in den Gesellschaften draugte sich alles in seine Nähe. Dazu Theater und Ausfahrten; kurz, einige Wochen vergingen bei diesem Leben auf das angenehmste.

Aber nicht neben der Heiterkeit stand der Ernst.

Die Verhandlungen wegen des Duells wurden fortgesetzt. Die Generale Gelmans und Gourgaud präsentirten Püdler einen Sekundanten in der Person des Obersten Garon, einem alten Soldaten, der unter Napoleon gedient hatte.

Püdler, um nicht den Anschein zu haben, daß er gewilltham auf das Duell dränge, hatte dem Obersten den Vorschlag gemacht, es solle von beiden Vertheiligten eine Erklärung in den Zeitungen erscheinen, und zwar so, daß auf der einen

Spalte der Oberst seine frühere Anzeige zurücknehme, und auf der zweiten Büdler ebenfalls wie billig seine Antwort. Hierzu aber wollte der Oberst sich nicht verstehen.

Man verabredete nun, daß der Zweikampf an der preussischen Grenze, sechs Meilen von Berviers, stattfinden sollte. Büdler drang um so mehr auf Eile, da er fürchtete der Verzug möchte ihn verhindern in der geeigneten Jahreszeit die Reise nach Amerika antreten zu können.

Siebenundzwanzigster Abschnitt.

Abreise von Paris. Herzliche Abschiedsworte an Barnhagen. Brief an Lucie. Zweikampf mit Oberst Kurffel an der preussischen Gränze. Ferwundung des Gegners. Rückkehr nach Paris. Abreise nach den Pyrenäen, um nach Afrika und Asien zu gehen.

Den Tag vor seiner Abreise, den 1. September 1834, schrieb Büdler noch einige herzliche Worte an Barnhagen, ihn benachrichtigend, daß dies vielleicht der letzte Brief sei, den er ihm schreibe, da er ein ernstes Duell mit dem Obersten Kurffel zu beistehen habe, das übrigens zu vermeiden er alles gethan habe, was seine Ehre erlaube. „Sonderbar ist es immer,“ schrieb er, „und fast romantisch, daß ich beim ersten Blick, mit dem ich den Oberst Kurffel sehen werde, ihn vielleicht todtschießen muß, und so vice versa. Geschieht das letzte, so bitte ich um ein freundliches Andenken.“ — Am Schlusse fügte er noch mit Innigkeit hinzu: „Sie wissen: im Leben, hier oder wo anders, bleibt geistiger Zusammenhang, denn wir fallen nie aus der Welt, und ist auch der unsere einmal gewesen, ewig. Freundlich und herzlich noch einmal meinen Dank, und ist es nicht zum letztenmal, desto besser! Gang der Ahrige, H. Büdler.“

An Lucie schrieb er für den Fall seines Todes den folgenden Brief: „Meine gute, alte, treue, liebe Schnude. Wenn Du diesen Brief erhältst, bitte ich Dich innig und mit dem liebendsten Herzen, vernünftig zu sein. — Ich sage es Dir vorher, der Brief enthält eine sehr schlimme Nachricht, eine, die Dich sehr tief erschüttern wird, aber wozu hatten

wir die Vernunft, wenn wir sie nicht gerade in jenen Augenblicken gebrauchen wollten, wo wir sie am nöthigsten haben, und glaube mir: das Schlimmste selbst hat doch auch noch seine vortheilhaften Seiten, nur eins macht eine schreckliche Ausnahme -- wenn der, den wir lieben, keine Seele oder keine Ehre gebrandmarkt hat. Selbst wenn ich, zum Beispiel, zehn Jahre früher wie Du sterben mußte, so denke, gutes Schicksal, daß bei unserem Wachen an Seelenwanderung dies das einzige Mittel ist, wie, entweder hier auf der Erde noch, oder in einem andern Stern, das unzufriedne Verhältniß, was uns in diesem Leben an einem vollkommenen Stande gehindert hat, in's Rechte gerückt werden, und ich dann erst die wahre, ganz glückliche Ehe mit Dir führen kann. -- Ferner wurden auch nur die Zeit, die Dir hier noch bleibt, unsere Affairen sich für Dich allein mit Hilfe eines treuen Freundes und durch das allgemeine Interesse, was Du einflößen mußt, nebst den Erinnerungen der Dankbarkeit für Deinen Vater, zu endlicher Ruhe und Sicherheit besser gestalten, als es vielleicht jetzt möglich ist. Da aber würdest eine sanft tröstende Beschäftigung darin finden, meine Pläne, die Du alle kennst, weiter zu führen, und für die Erhaltung dessen zu sorgen, was bereits geschehen. Die Ueberzeugung daneben, daß niemand sich untereinander treuer geliebt als wir, niemand sich gegenseitig inniger und rücksichtsloser vertraut -- daß ich dieses Leben nur mit heissem Dank und heißer Liebe für Dich verlassen habe, mußte selbst Deinem größten Schmerz noch eine süße Beimischung geben! Dann denke: per aspera ad astra, jene Devise aus Deinem alten Buche: Durch Unglück geht man in den Himmel ein! Sei also, meine treue Seele, getrost, wenn das Schicksal eine große Trauer über Dich verlangen sollte. Es ist möglich -- ich darf es Dir nicht verbergen, wäre es aber nicht hundertmal schämlicher, wenn ich aufhört hätte Dich zu lieben, oder Du mich ver-

ablen mußten.“ Der Tod selbst ist wie jene Reise nach Amerika oder dem Orient — ist für Seelen, die sich einmal gefunden, nur eine zeitliche, keine ewige Trennung. Ewig aber ist die Empathie, die ohne irdisches Interesse die Welken bindet — Der münige wird Dich umdrehen, und ein Ruf Dich rufen, wenn Du nur folgen sollst.“

„Dein biß ins Tode treuer Pou.“

„Vergiß mein nicht!“

„So ist meine letzte Ueberrumpfung, im Moment des Todes augenblicklich wieder in den Kreis eines neuen Lebens abzuheben, und wer würde nicht gern wieder jung, wenn könnte es ein liebendes Herz nicht mit Freunden.“ So ließ es an, meine Schande, und schloß in Dingen eignen Herzen die Weisheit des Wiederwunders. Wer weiß, wie oft wir uns schon so getrennt haben, ohne eine Andeutung davon zu be halten. Noch einen Ruf im Wichte, und Ade für diesmal. — Wir sehen uns wieder, bis dahin lebe in der Erinnerung, auch dreie ist schön, und banne überdies Schmerz. Nicht mehr als recht ist.“

„Noch ein Wort, mein Herz.“

„1) Verzeihe mir wieder. So als ob Dir dies vielleicht jetzt Ernst, es könnte dich eine Zeit kommen, wo Du anders darüber dachtest, dann denke meines Wunders.“

„2) Trage Jettelens eine halbe Trauer für mich. Ich habe es verdient, und dies sei das Zeichen Deiner über ständlichen Treue für den Todten, der Dir vielleicht lebend jetzt schon nahen darf.“

„Dein Pou.“

„Ich lasse und segne Dich.“

Was deutlich aus diesem Briefe hervorgeht, ist, daß Pöschel vor allem daran dachte, Lucie im Fall seines Todes zu trösten und zu beruhigen, und daß er dabei mehr an sie als an sich selbst dachte.

Glücklicherweise war unserem Helden vom Verchuf ein langes Leben beschieden, und er bestand auch diesen Zweikampf – es war sein achter – unversehrt.

Als Pädler auf dem Kampfplatz erschien, zu dem ein freier Rasenplatz ausgewählt worden, sah er, wie Augenzeugen berichten, außerordentlich kräftlich und jugendlich aus; obgleich er sich denselben Morgen wegen heftiger Zahn Schmerzen einen Zahn hatte ausziehen lassen, fühlte er im Eifer und der Lebhaftigkeit des Augenblickes nichts von Nervenschwäche, und seine Hand war fest und sicher. Er war niemals froher und selbstlänger, als wenn es Gefahren galt. Als Totisman trug er auf der Brust eine Rose, die ihm seine Schenke beim Abschied geschenkt hatte.

Sobald Oberst Kurriel Pädler erblickte, wog er mit freundlichem und unbefangenen Grusse den Hüt, was Letzterer erwiderte, indem er sich ihm näherte.

„Mein Herr,“ versetzte Pädler, „es würde vielleicht unpassend sein, wenn ich behauptete, es freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, aber Sie sehen wenigstens, daß ich mich nicht geweigert habe, zu diesem Behuf Ihnen hundert Meilen entgegenzukommen.“

Kurriel verbeugte sich und erwiderte: „Ich bedauere, Ihnen die Mühe gemacht zu haben, aber es giebt Fälle, wo der Mann von Ehre nur von seinem Geiz die Weisung annehmen kann.“

„Nicht mehr als billig,“ sagte Pädler, „und so können wir anfangen.“

Die Sekundanten maßten die Schritte, und man lud die Pistolen, während ein starker Regen auf das hohe Gras niederströmte.

Die beiden Gegner sollten der Abrede gemäß im Abwechseln schießen; auf Pädler hatte aber die ganze Erziehung des Obersten Kurriel, eines berühmten Mannes, der Vater und Vater war, und dessen offene Züge Redlichkeit und

Feuerkraft wiederpiegeln, den günstigsten Eindruck gemacht, er sah, daß der Oberst sich in jedem Sinne ritterlich und wie ein Ehrenmann benahm, ja selbst ohne alle sich bedeckende Vorsicht ihm frei, mit voller Brust, wie ein sicheres Opfer entgegentritt, und während die Freunde Püdler's auf dessen außerordentliche Geschicklichkeit im Pistolenschießen banten, vergaß er ganz sich selbst, und wurde von einem Mitleid ergriffen, das ihm jedes mörderische Zielen unmöglich machte, um so mehr, da er an demselben Tage zufällig erfahren, daß der Oberst gar kein gewandter Schütze sei.

In diesem Gefühl zielte Püdler nach Kurtsel's Schulter, aber auch dies nur einen Augenblick lang. Er traf ein paar Zoll höher den Hals. Fast in derselben Sekunde hatte der Oberst losgedrückt und geschloß.

Kurtsel erklärte sich sogleich für verwundet, und nunmehr völlig zurrieden gestellt. Der Arzt, der den Verband auflegte, that den Ausruf, daß die Wunde nicht lebensgefährlich sei, obgleich zwei Linien tiefer sie doch tödtlich gewesen wäre.

Püdler bemerkte, indem er seine Freunde bezeugte, daß sein Gegner nicht gefährlich verletzt sei, meinte doch darauf bestehen zu müssen, daß er nicht eher zurrieden gestellt sei, als der Oberst die Veröffentlichung jenes Widerrufs, wie er nie ihm früher vorgeschlagen, wörtlich genehmige.

Hierin willigte nun der Oberst, und sie schieden als gute Freunde. Die Erklärungen wurden in den öffentlichen Blättern abgedruckt.

Da nun die Gefahr so glücklich überstanden war, schrieb Püdler an Lucie hinter aus Berviers den 9. September 1834: „Meine sehr gute Schande! Diesmal war es Dir nicht bestimmt, Wittve zu werden“, und berichtete ihr ausführlich den guten Ausgang. Einen zweiten Brief schrieb er an seinen Freund Varnhagen. Auch diesem theilte er später, im ersten freien Augenblick, den ganzen Hergang genau mit.

„Uebrigens ist es mir in dieser Zeit merkwürdig geworden: letzte Waffler Lutra, wie gleichgültig mir das Leben ist, ob gleich ich es doch auch wieder recht sehr liebe. Ich bin aber in Wahrheit schon seit länger Zeit so fromm, das heißt, ich lebe so im All, in Gott, daß mir der Tod ganz indifferent erscheint, und nur zwei Zeiten hat, die Gedräß auf mich machen: der Seelen Schmerz, derer, die mich lieben, und der Körperschmerz, der für mich sehr damit verbunden sein kann. Doch den einen trübet die Zeit, und den andern muß man froh oder ipso ertragen, so ist einmal das Schick der Natur! Geburt und Tod sind Kräfte, wie andere Kräfte besten, und wieder ganz näher zu werden ist auch eine sehr natürliche Kunst, um dazwischen man schon etwas leiden mag. Ich fühle wohl, daß diese Seelenumarmung eben Menschen ohne Gutmuthigkeit, sonderlich machen kann. Ach aber bin ein Kind. Gottlob! Sie sehen, lieber Freund, ich schreibe Ihnen auch mit der Ausschweifung eines solchen, eben so wie ich an Michel geschrieben haben würde, die so gut die Seelen verstand! Bearbeiten Sie immer die meine mit Liebe und Rücksicht.“

Die Aufregung des Kampfes war nun vorbei, und Büdler schaute sich so gleich nach einer neuen. Er empfand nach Paris zurückkehrt, eine Art von Leere, daß nun nichts Besondere mehr verging, was ihn beschäftigte. Etwas anders war es nun in diesem Jahre zu ipso, um nach Rom zu gehen.

Doch an die Stelle des einen Planes stellte er sich einen anderen. Die Reiseleidenschaft war einmal in seinem Gemüth in den Vordergrund getreten. Unauflöslich war er dagegen für den Augenblick nicht mehr. So beschloß er denn, einen Brief auf die Pforten zu werfen, und dann nach Marseille nach Algier zu gehen und weiter nach Alexandria. Dort und Athen sollten ihn wie Zaimen und eine Nacht. Als es konnte ihn zurückrufen. Am Ende schrieb er, so

möge vernünftig sein, und recht gut und liebevoll, ihn nicht zu verhindern suchen, ihn mit Vorwürfen und Predigten verschonen, die ihn tödten würden, und sich einstweilen damit begnügen, zu wissen, daß niemand in der Welt sie lieber habe als ihr ewigtreuer, unwandelbarer Lou. Aber reisen müsse der Lou, es ginge nicht anders.

Und so reiste er ab mit einem wie in seinen Jugendentagen vor Freude und Ungebulb klopfenden Herzen.

Achtundzwanzigster Abschnitt.

Reisefreude. Neue Selbstschilderung. Aufenthalt in den Porenaen. Die Posten glaubt den Abbé von Cammenais zu überwachen. Abfahrt auf dem „Crocodill“ nach Afrika. Algier. Junai. Expedition nach Buffarik. Ausflug nach dem Gipfel des Hammal, dem höchsten Berge des Atlas. Nachtmusik der Schakals und Panther. Bougie. Bona. Expedition mit den französischen Truppen. Saubege. Raadlorbeeren. Ein Reuthud mit Kammergeiern. Ein Löwenpaar. Utica, und ein Loth auf Cato's Geiundheit. „Es giebt keine Leichen kander!“ Pipe. Leben ohne Tische und Stühle. Reisetagebuch. Die Namen von Carthago. Gachan jagd und Fischfang. Larite. Wästenlolette. Ehren und Auszeichnungen. Liebesverhältnisse. Das rinfresco des Rey von Tunis. Schriftstelleransehen. Motta Cua, cantaine. Der fünfzigste Geburtstag.

Reisen, auf der Landstraße rein, war für Puckler stets eine Vergnügung, die ihn heiter und froh machte. Er war nun den Fünfzigen nahe, aber niemand hatte es ihm angesehen. Im ersten Bande von „Zemilaffo's Weltgang“ giebt er ein Bild von sich gerade aus jener Zeit, das wir hier einschalten, denn in Betreff Puckler's kann es niemals einen unpartheiischeren Zeugen geben als Puckler selbst.

„Es war ein Mann von hoher Statur,“ heißt es darin, „dem Ansehen nach reichlich bei der Hälfte seines Lebens angekommen, eine schlank, wohlgeformte Gestalt, die jedoch physisch mehr Zartheit als Stärke, mehr Lebhaftigkeit und Gewandtheit als Festigkeit verrath. Eine nähere Betrachtung zeigte dabei auf den ersten Blick, daß bei dem vorliegenden Individuum das Cerebralsystem besser als das Gangliensystem

ausgebildet sei, und die intellektuellen Eigenschaften die sogenannten thierischen überwiegen. Ein Phrenolog würde sogar bald daraus geschlossen haben, daß diesem Sterblichen vom Schöpfer etwas mehr Kopf als Herz, mehr Imagination als Gefühl, mehr Nationalismus als Schwärmerei zugetheilt, und er folglich nicht zum Glück bestimmt worden sei.

Jeder aber, dem einige Weltkenntniß eigen, mußte erkennen, daß der Fremde in demjenigen Stande geboren und erzogen sei, den man übereingekommen ist den vornehmen zu nennen. Seine Züge, ohne schon und noch weniger regelmäßig zu sein, waren dennoch fein, geistreich und auffallend, so daß man sie, einmal gesehen, nicht leicht wieder vergaß. Wenn sie einen Reiz ausübten, so lag dieser besonders in ihrer außerordentlichen Beweglichkeit. Bei wenig Menschen waren die Augen ein treuerer Spiegel der jedrömaligen Seelenstimmung, und man konnte sie in Zeit weniger Sekunden matt, abgestorben, farblos werden, und dann plötzlich wieder mit dem Glanz der Sterne funkeln sehen. Der permanenste Ausdruck dieser Züge war jedoch eher leidend zu nennen, ein sonderbares Mittel Ding zwischen schwermüthigem Nachdenken und färlstischer Bitterkeit, das selbst dem Doctor Krast nicht übel angestanden haben würde. Doch glauben wir daß unser Freund mit diesem nicht allzuviel Aehnlichkeit hatte, vielmehr ein großer Theil weiblichen Elements in ihm vorherrschte, daher er auch weidlich und eitel, und dennoch großer Selbstüberwindung und Ausdauer fähig war. Sein größtes Glück lag in den Freuden der Einbildungskraft, in den Kleinigkeiten des Lebens. Der Weg, nicht das Ziel, war sein Genuß, und wenn er kindlich Bilder zusammensetzte und mit bunten Zeichenbläsen spielte, war er am liebendstourdischen für andere und am genussreichsten für sich selbst.

„Während wir den Gegenstand unserer Aufmerksamkeit ohne daß er es ahnt, so scharf analysiren, hat er sich eben recht grazios zurückgelegt, und schaut mit seiner Vorgrünne

in den Wald, als wenn er uns dort entdecken wollte. Sein nicht mehr allzuvolles schwarzes Haar (hohe Jungen behaupten, es sei gefärbt) bringt unter einem rothen tunesischen Feg hervor, dessen lange blaue Tuaste lustig im Winde flattert. Um den Hals ist nachlässig ein bunter Caschemir schawl geschlungen, und die hohe, weiße Stirn, das klassische Gesicht, passen gut zu dieser halb türkischen Kleidung. Ein schwarzer military frockcoat mit reicher Stickerei von gleicher Farbe besetzt, Pantalons von Nanlin, und leichte Stiefeln, deren Lack wie polirter Marmor glänzt, vollenden die etwas pretenziöse Toilette — und nun ist es wenigstens unsere Schuld nicht, wenn unsere reizenden Feierinnen sich nicht die deutlichste Vorstellung von dem Weltgänger machen können, der auf ihre Begleitung hofft.“

Im zweiten Bande von „Semlaffo's Weltgang“ vervollständigt Pädler seine Selbstcharakteristik, indem er sich selbst folgendermaßen anredet: „Jeder Mensch hat zwar, mehr oder weniger, zwei verschiedene Naturen in sich vereinigt, bei Dir sind sie aber zu heterogen, um verstanden werden“ zu können. Man sollte meinen, guter Freund, in Dir sei Merkuriosophelos in die Seele eines sechzehnjährigen Mädchens gefahren! Ich weiß es ja recht wohl, Du machst Dir im tiefsten Herzen aus nichts mehr viel, weder aus dem Leben noch aus dem Tode, weder aus Glück noch Unglück, weder aus Reichthum noch Armuth, ja ich glaube selbst, Gott verzeih' mir's, weder aus Ruhm noch Schmach — Du stehst allein, Du hast Dir isolirte Grundsätze geschaffen, nach denen Du handelst, die Dein einziges unwandelbares Gesetz sind, und Dir einen festen Halt geben, obgleich sie in einem allgemeinen Codex der Moral, der Religion und vollends der guten Sitten eine wunderbare Rolle spielen würden. In diesem etwas engen Kreis ruht Dein Menschen. Wie steht es aber mit der Erregbarkeit des Augenblicks? Wenn Gott, Du bist ein Kind in dieser Hinsicht, der unpressio-

nabelste aller Menschen! Habe ich Dich nicht hundertmal erblaffen sehen bei Anlässen, die der Schuchternste nicht begreifen kann, und eben so oft erröthen über Dinge, welche die junge Frau am Hochzeitmorgen nicht ansehen würden? Habe ich Dich nicht Tage lang über den Tod eines Hundes weinen sehen, ohne von Menschen zu sprechen, Dich opfern für einen Feind, bloß weil ihm Unrecht gesah, und einen Freund mit grausamer Härte behandeln, bloß weil er Deine Gütlichkeit gereizt? Spielst Du nicht von Morgen bis Abend mit Puppen, und siehst zu ihrem großen Vexier die ernsthaftesten Leute dafür an? Schmerzest Du nicht, sobald Dir ein Spielzeug zerbrochen wird, und läufst gleich darauf einem anderen nach? Wahrlich, Du bist ein Hiera von Eien in Eiderdunn geküßt, der sich bald dahin, bald dorthin verschiebt. Soll eine Natur! Denn beide können sich nicht durchdringen; man trifft auf eins oder das andere, und trifft man's verfehlt, so leidest Du oder der Andere."

Doch begleiten wir unseren Helden auf die Reise. Er nahm seinen Weg durch das jüdische Frankreich nach den Pyrenäen, wo ihn überall die schonen Gegenden entzückten. *Les bords commencent à se faire sentir,* schrieb er an Lucie, *malgré le jeune cœur qui ne vieillit guères*. Dieses junge Herz malte ihm dann aber auch sogleich wieder tanzende reizende Bilder vor, und er meinte, das Honorat, welches ihm die vier Theile seiner Reisebeschreibung einleiten sollten, machte vielleicht hinreichen, um für sich und seine Schande ein Schloß in den Pyrenäen zu bauen, denn irgendwo außer Muzan mußten sie eine Hütte haben.

In Tarbes machte er einen stillen Aufenthalt von sechs Wochen, um aus seinen Tagebüchern die beiden ersten Theile seines Reiseberichtes zusammenzustellen. Diese geheimnißvolle Zurückgezogenheit war ihm wohlthuend, und, von der Welt entfernt, lebte er sich auch eine Zeitlang das lästige Paarfarzen, von dem er oft klagte, daß es sich wie ein schwarzer

Aden durch sein Leben ziehe, und er sah nun, wie er selbst an Lucie schrieb, „abschließend wie ein Bleistift“ aus.

Dabei empfand er einmal wieder recht, wie wenig er für seine eigene Persönlichkeit zu seiner Zufriedenheit bedarfe, und daraus folgte, daß er den Gedanken eines Verkaufs von Muskau wieder aufnahm. Er erklärte Lucien, er sei überall sicher, vergnügt und angenehm zu leben, wo er ein zu Hause und ein kleines Grundstück habe, mit dem er sich beschäftigen könne. Wenn er von seiner Reise zurückkehre, wollten sie sich da ansiedeln, wo es ihm am besten gefiele. „Nimmst Du nicht mit,“ fügte er hinzu, „so geh' ich allein, und hole mir eine Andere.“

Lucie mag, da sie den Unbestand der Wünsche ihres Freundes kannte, den Verkauf von Muskau kaum als eine ernstliche Möglichkeit in's Auge gefaßt haben, um so mehr, da es nicht leicht war, einen Käufer für einen so großen Besitz zu finden.

Während Püßler in Tarbes sich in seine Schriftstellerei versenkte, wurde er, was er erst viel später erfuhr, von der französischen Polizei, der seine ungewöhnliche Lebensart auffiel, sorgfältig überwacht, da sie ihn für den Abbé von Dammenais hielt.

Von der Grobhartigkeit der Pyrenäen fühlte sich Püßler wahrhaft beglückt. Er erklärte die dort zugebrachte Zeit für ununterbrochene Festtage seines Lebens.

Den 11. Januar 1835 endlich segelte Püßler mit dem „Crocodile“, dem Dampfschiff der Regierung, nach Alger hinüber, wo er den 14. Januar an's Land trat. Die ganze fremdartige Umgebung bezauberte ihn. Das weiße Alger, das einem ungeheuren Marmor- oder Kalkbruch ähnlich, mit seinen Minarets ihn schon vom blauen Meere aus begrüßte, und hinter dem links der schneebedeckte Atlas ernst und majestätisch hervorragte, fesselte ihn durch die mit den französischen bunt sich mischenden arabischen Elemente, durch

die hunderte in weiße Varnous eingehüllten schwarzen und braunen Gesichter, auf das lebhafteste. Die Moscheen, die Cassaba, die ehemalige Wohnung des verjagten Deu, die Kaffeehäuser, alles zog ihn durch Fremdartigkeit und Selbstsamkeit an. Eine besondere Vorliebe faßte er für den durch seine Schönheit und Tapferkeit, so wie durch seine romantischen Schicksale ausgezeichneten Jussuf, den Kommandanten der französischen Spahis in Bona, dessen Bekanntschaft er in Algier beim Gouverneur machte, und den er in seinen Schriften vielfach verherrlicht hat.

Die Natur vor allem bezauberte ihn. Die ersten Worte, die er an Lucie aus Algier schrieb, waren: „Hier ist es göttlich! Ein Paradies, alles neu, wunderbar, primitiv, des moeurs épouvantables autant qu'on veut, schöne Weiden, die größte Natürliebe, ein Klima schon jetzt wie der schönste Sommer; als Unkraut Aloe, Cactus und gelber Jasmin, die ewigen Schneeberge des Atlas im Hintergrund — je me retrouve de nouveau jeune ici.“

Und zu der Poesie der Schönheit fügte sich auch noch für Püdler die Poesie der Gefahr, um ihn vollends zu beglücken. Er begleitete eine Expedition von 2000 Mann, die General Mayatel anführte, zwölf Lieues in's Innere, nach Biskaril, dem Atlas zu, wo die Stabylen hausten. Püdler bestand dabei alle Anstrengungen wie ein Jüngling, er saß achtzehn Stunden beinahe ununterbrochen zu Pferde, frühstüchte mit seinen Genossen, ländlich sittlich, mit den Händen essend, und den Wein dazu aus lederner Tasse trinkend, und ertrug geduldig die glühenden Sonnenstrahlen.

Wenn er die maurischen Villen betrachtete, die in großer Anzahl Algier umgeben, wünschte er sich hier anzukufen, und meinte, es sei ein Unnuth im preussischen Lande zu leben, wenn man solche Herrlichkeiten erblickt habe. Er beruhigte die kochende Lucie, sie möge sich nur keine falsche Vorstellung von dem „guten, lieben Afrika“ machen, das ihm

weit besser gefaßt als Europa; die Mühseligkeiten und Gefahren seien lange nicht so groß als sie sich vorstelle; auch seien diese ja einmal sein eigentliches Leben: von dem Tage erst, wo er seiner Gefahr mehr sich aussetzen Wille und Muth habe, von dem Tage erst müsse sie für ihn fürchten.

Dieser Tag war freilich noch nicht erschienen, und erschien niemals in Pädler's Leben.

Eine kühne Unternehmung machte er nach dem Gipfel des Hammal, einem der höchsten Berge des Atlas, allein in Begleitung eines Adjutanten der Regierung, einem Sorter Abatbi, der ihm als Dolmetscher diente, eines belagerten Majors, eines Panquiers aus Alger, seines Sekretärs und etwa zwanzig wohlbewaffneten Arabern, während die Franzosen ihn warnten, ihm werde gewiß der Hals abgeschnitten werden, und ihm erklärten, ohne zweitausend Mann Truppen sei eine solche Expedition unmöglich. Aber Pädler der vergebens auf eine militärische Expedition gewartet hatte der er sich anschließen konnte, und dem nun die Ungeduld des Reisenden seine Ruhe mehr ließ, wurde dadurch nicht abgelenkt, und als Beduine gekleidet, fünf Pistolen im goldgestickten Gürtel, einen Dolch, Sabel und Flinte außerdem tragend, überblickte er ruhig und vergnügt von der Höhe des Hammal den fremden Welttheil, der wie eine Landkarte vor ihm ausgebreitet lag.

Die Araber wurden von dem ehemals berühmten Räuber Ali Ben Ahaguidsch, der nun vom Gouverneur von Alger zum Caïd der Stamme von Beni-Mussa gemacht worden, und dem Caïd von Ghrasna angeführt, und beide waren in reiche arabische Tracht gekleidet. Das war denn freilich eine durch ihre Neuheit anziehende und weit amüsantere Gesellschaft für Pädler als die Berliner Sandvögel, wie er sie nannte, als alle europäischen Junker und Hofschrangen, deren Neden er im Voraus auswendig wußte!

Pädler selbst trug einen den beiden Anführern ähnlichen Anzug, und ritt ein mit dem schönsten orientalischen Schmuck verziertes feuriges Streitross, welches ihm der französische Oberst Waren freundlich für die Expedition angeboten hatte. Fünf Nächte schlief man im Freien, unter Regen, Sturm, und einmal unter einem furchtbaren Gewitter, unter improvisirten Hütten, während die Schakals und Panther zu Hunderten in der dunkeln Nacht ihr unheimliches Weheul vernahmen ließen, welches aber Pädler gewiß für die schönste Musik nicht hergegeben haben würde. Der ganze Ausflug lief glücklich ab; er erregte aber nicht nur in Alger großes Aufsehen wegen seiner Waghalsigkeit, sondern auch die Umgegend des Hammal wurde in Unruhe versetzt durch die Erscheinung unbekannter Fremden, deren Kommen die Araber sich nicht zu deuten wußten.

Den 25. März verließ Pädler Algier, und schiffte sich auf dem Regierungsdampfschiff le Brasier nach Bougie und dann weiter nach Bona ein. Er machte es sich nun bequem, trug türkische Kleidung und ließ seinen Bart wachsen. Ueberall boten sich neue interessante Aufregungen dar. Von Bona schloß er sich einer französischen Expedition gegen einige rebellische Stämme an, und machte später zum erstenmale in Gesellschaft der Araber eine Sauschne mit, in einer durch Berge eingeschlossenen Ebene, durch Sumpf und Lehm oder hohe Rinsen reitend, wobei er den Ruhm genoss, daß er allein das große Schwein, ohne daß die Hunde noch die Araber in dem Augenblick ihm zur Seite waren, mit seiner Pistole erschoss, und ein anderes, welches ein einziger Hund festhielt, vom Pferde springend, mit seinem Sabel erstach. Pädler's Sekretär erlegte sogar vier Schweine, und die Fremden, die ohne Übung mit solchen Jagderfolgen auftraten, wurden deshalb von den Arabern vielfach bewundert. Das Trubstünd wurde Pädler dadurch gewürzt, daß an dem Felsen, an dessen Fuße man sich gelagert hatte, vier Kammer-

geier, größer als die stärksten Stenadler, horsteten, und die Gesellschaft fortwährend umkreisten. Die Leichname der erlegten Zauie, welche die Araber liegen ließen, fand man am folgenden Tage verschwunden, und im weichen Boden erkannte man die Bahrte eines enormen Löwenpaares, welches die Beute aufgeissen hatte. Freudig kündigte Pädler seiner Lucie an, er wolle ihr nun bald einen Löwen schreiben, dessen Fell sie vor ihr Bett legen könne.

Er setzte dann froh seine Reise weiter nach Tunis fort, nachdem er auf dem Wege dahin in Utica in den von Fiskeln und Nesieln überwachten Blumen auf Cato's Gesundheit getrunken hatte, die sich nicht minder romantisch ausnahmen, als die Palmen und Blumenmeere auf den Wiesen und Weiden, welche ihn entzückten. Dabei ertrug Pädler die große Hitze, von der seine Weahr in Litten v ritzte. „Glauben Sie mir,“ schrieb er später aus Tongola an Vornhagen, „es giebt keine heißen Länder, dies ist nur ein Vorurtheil unserer Vorfahren. 35-38 Grad Reaumur im Schatten des Zeltes (denn seit 72 Tagen wohnte ich in seinem Hause mehr) sind unsere gewöhnliche Temperatur bei Tage, die Nächte immer frisch, oft kalt.“

So ließ er sich denn auch selbst in den Sommergluthen nicht abhalten, nach den Anstrengungen des Tages, die das beständige Nomadenleben mit sich brachte, Abends regelmäßig, während seine Umgebung erschöpft einschlief, auf der Erde liegend — denn den europäischen Luxus der Tische und Stühle mußte man entbehren — sein Tagebuch zu schreiben.

Wiederholt machte er Ausflüge in's Innere; er besichtigte die Ruinen von Carthago; von Sfax aus ergoßte er sich mit Gazellenjagd und Fischfang. Die Wüste wurde seine Freundin, obgleich die Marjhe in ihr zuweilen vierzehn Stunden dauerten, ohne Schatten, an kaltnackten vorbei, durch die der heiße Wind, der Simum, ihre kleinen Stacheln in der Luft umherstreute, und bei dem Weidrei der Frau

Schreden, welches die Stimmen der heimischen Drosseln an Stärf übertraf. Einigemal drohte den Reisenden ein Gefecht mit den raubertischen Horden von Constantine, doch lief alles noch glücklich genug ab.

Haben wir früher die Toiletten des eiderant Pandu beschrieben, wie er in England im high life Londons Aurore machte, so möchte es wohl auch angemessen sein, unseren Helden auch in seiner Wüstentoilette vorzuführen. In weiter, bequemer Mamelulentracht erscheint er malerisch in einen schneeweißen Burnous mit himmelblauen Ärmeln, aus Tunis, gewickelt. Die Stücker seines Gürtels ist eben so kunstvoll als kostbar, und von nicht minderem Wert, ist der Schmut seines Pferdes, das von Silber und Gold in der Sonne schimmernd, unermüdlich caracolirt, und knirschend das Gebrüll mit Schaum bedeckt.

Dann sehen wir ihn wieder auf einem munteren Maultesel reitend, in weiten Pantalons von weißgestreiftem Sommerzeug, Weste und Jacke von demselben Stoffe, mit Bandstreifen und Schnüren besetzt und mit karminrothem Taffet gefüttert. Die Ärmel weit aufgeschlitzt, und gleichfalls mit karminrothem Taffet gefüttert. Eine seidene Schärpe von derselben Farbe als Gürtel, und eine eben solche wie um den Hals geschlungen. Darüber ein feiner, weißwollener Burnous mit karminrothen Ärmeln, Ärmelstreifen von derselben Farbe mit arabischen Sporen, gleich denen der alten Ritter, und auf dem Kopf eine rothe Mütze mit blauer Quaste, und darüber ein Strohhut, groß wie ein Regenschirm, ganz mit schwarzen Strauchiedern besetzt, und oben mit Gold gestickt, unten mit Grün und Karmin streifenweise gefüttert. Eine Schnur mit goldenen Troddeln hielt diesen Hut unter dem Kinn fest. Die Wüstentoilette wurde vollendet durch einen Dolch und einige Pistolen, die im Gürtel steckten, dazu in den Taschen eine blaue Krille, Cochoubuche, Uhr, Porie, Kamm, ein lederner Becher und eine Feiertasche.

Neben allen fremdartigen Zuständen fand Püdler doch auch immer hin und wieder geliebte Europäer, und wurde von diesen, wie vom Bey von Tunis und allen Behörden überall mit der größten Auszeichnung aufgenommen. Der Bey gab ihm überall seine Leute und Pferde mit, und befahl allen Gouverneuren der Provinzen, den fremden Fürsten wie ihn selbst aufzunehmen, und erwies ihm Ehren wie noch kaum zuvor einem andern Europäer. Püdler's Reise gleich einem Triumphzug, und er freute sich unendlich, auch im Auslande gewissermaßen Mode zu sein. Im neuen Welttheil wie im alten mit den Frauen kokettirend, hatte Püdler auch in Tunis zwei Liebesverhältnisse mit zwei schönen Damen der Gesellschaft, die ihm bei seiner Abreise heiße Thränen nachweinten, und von denen die eine auch seinem Herzen wahrhaft lieb und theuer wurde.

Als Püdler Tunis verlassen wollte, bot ihm der Bey die Ueberfahrt auf einer seiner Corvetten an, welche er nach Konstantinopel schickte, und als Püdler dies ablehnte, wartete der Kapitain eines Schiffes der belgischen Marine drei Tage mit seiner Abfahrt auf ihn, um die Ehre zu haben, den berühmten Reisenden auf seinem Schiff nach Malta zu bringen. Der Bey aber übersandte Püdler ein verbindliches Schreiben, und unter dem Namen eines *ristresco* für die Reise als Geschenk: 4 Schen, 20 Schafe, 100 Hühner, 6 Vorkstaute voll feinem Oel, 4 Kässer Butter, 500 Eier, 300 Brodte, 2 Centner Zucker, 1 Centner Mostalaffre, 2 Centner Reis, 2 Wigenlasten Gemüse aller Art, 2 große Körbe mit Weintrauben, 100 Melonen, 100 Wassermelonen und 6 Käsen mit Confitüren, welche reichen Schafe dann Püdler guthüthig an die Mannschafft des Schiffes vertheilen ließ.

Nicht seinem Rang, sondern seinen schriftstellerischen Erfolgen setzte Püdler die Guldigungen bei, die ihm überall zu Theil wurden, und er freute sich dessen am meisten, da er diese sich selbst seinem Geiste und seinen Talenten, und nicht

der zufälligen Bevorzugung von Rang und Geburt verdankte. Aber sein dankbares Gemüth ließ ihn hierbei auch Varnhagen nicht vergessen, der ihn auf seiner literarischen Laufbahn so liebevoll und treu gefördert und unterstützt hatte, und er äußerte dies anerkennend in einem Briefe an Varnhagen, indem er ihm seine Reisebegegnisse schilderte. Wenn Pädler gegen Lucie beständig die hohen Honorare pries, die er für seine Bücher empfing, und die in der That bemabe hinreichten, um seine Reiseausgaben zu bestreiten, so war der befriedigte Stolz hierbei entschieden für ihn die Hauptrolle; er betrachtete sie als ein sichtbares Zeichen des Erfolges, der Anerkennung, und es freute ihn, damit vor Lucie zu glänzen, und ihr zu imponiren, so wie ihr die Nothwendigkeit seiner Reisen, die Wichtigkeit seiner Schriftstellerei herauszutreiben, welche in der That für den Nutzenbild die „reiche Surrogatfrau“ überflüssig machte. Pädler konnte sich im Scherz gegen Lucie auch wohl so stellen, als wenn er nur des Geldes wegen schriebe, und diesen Scherz heiter und humoristisch in mannigfaltige Formen kleiden. Wer ihn aber nur irgend kannte, muß überzeugt sein, daß ein Mann wie Pädler sich zu einer bloßen Schreiberei um Geld nie hergeben konnte. Auch hat er in seinem ganzen Leben nur immer gethan was er gern that.

In Malta gelandet, mußte Pädler eine vierzehntägige Quarantaine aushalten, die er sich aber bestens mit Lesen und Schreiben verkürzte — er machte dort wieder einen ganzen Band fertig — und in welcher er den 30. Oktober, seinen fünfzigsten Geburtstag feierte.

Neunundzwanzigster Abschnitt.

Maniende Aufnahme der Engländer. Zweimal in Lebensgefahr Griechenland. Der klassische Boden. Patras. Kanaris. Schwur am Styr Kloster Neapoleon. Schweizerhafte Aufnahme in Ethen König Otto von Griechenland König Ludwig von Baiern. Benutzliche Beleuchtung der Akropolis und des Parthenon. Herr von Prokeisch-Osten und seine Gattin Irene. Herr von Nobel. Westere Bekanntschaften. Goethe's „Jahr“ Ein Liebesroman. Rühre Ausflüge. Verschwerden. Nomadenleben. Entzuden. Auch von Raptosia. Vudler als Spartaner. Wunsch lieber die Welt zu bemessen als Moskau. Parkplan für Kogartisia. Rindan

Nachdem die Quarantaine überstanden war, blieb Vudler noch etwas länger in Mafsa, wo die Engländer ihn um die Wette setzten; es amüßte ihn dies um so mehr, da, wie er behauptete, diese Nation erst begonnen hatte ihn zu schagen, seitdem er sich über sie lustig gemacht habe.

Zweimal übrigens gerieth er dort in Lebensgefahr. Er machte nämlich einen Ausflug nach der Insel Gogo. Auf dem Wege dahin, als er einen steilen Berg hinanfuhr in einem jener schweren, zweirädrigen mit einem Pferde gespannten Karren, wie sie in jener Gegend üblich sind, verlor das Pferd plötzlich Kräfte und Athem, und da es den Starren nicht mehr halten konnte, begann dieser zurückzurollen, gerade auf einen wenigstens dreifüßigen Fels tiefen senkrecht liegenden Abgrund zu. Vudler, sogleich die drohende Gefahr wahrnehmend, sprang mit ebensoviel Lebendigkeit als Kaltblütigkeit rasch aus dem Wagen, und warf einen großen Stein vor das Rad, worauf es dann ihm mit dem Aufsitzer vorrenn

gelang, den Wagen zum Stehen zu bringen, als derselbe nur noch vier Rost vom Rastpunkt entfernt war.

Noch Schlimmeres hatte Pädler aber später zu bestehen. Trotz des wüthendsten Sturmes bestand er darauf, als er an der Küste angelangt war, nach der etwa eine deutsche Meile entfernten Insel Gozo unverzüglich überzusetzen. Nur mit Mühe und um hohen Preis wurde ein Fischer gewonnen, der seine kleine Barke dem aufgeregten Meer anzuvertrauen wagte. Man legte zur Vorsicht schwere Steine hinein; Pädler, sein Diener Muthapha und ein junger Kapuziner, der in sein Kloster nach Gozo zurückkehren wollte, so wie ein Fischer zum Steuern und zwei andere zum Rudern bestiegen das schwache, winzige Fahrzeug. Die Ueberfahrt war aber furchtbar. Die Reisenden konnten sich bei dem entsetzlichen Schwanken nicht aufrecht erhalten, sondern kauerten sich auf dem Grund zusammen. Der Kapuziner rief verzweifelt die heilige Jungfrau an, Muthapha wandte sich leidenschaftlich an Mahomed, die Fischer zankten sich; nur Pädler blieb gefasst, und dachte philosophisch nach über diese bunte und sonderbare Welt. Als das Boot in Gozo landete, wurde es mit großem Erstaunen von den Einwohnern empfangen, die es zwischen den zackigen Felsen und den thurmhoch aufzischenden Wellen mehrmals schon für verloren angegeben hatten.

Den 21. December 1835 verließ Pädler Malta, um nun nach Griechenland sich einzuschiffen, aber Nepun war ihm wieder nicht günstig, und seine Ueberfahrt nach Patras dauerte fünf Tage und fünf Nächte bei unaufhörlichem Sturm. Wohl begeisterte ihn sogleich nach der Ankunft der klassische Boden, und er beschrieb lebendig die Gegend von Patras, die einst als eine zusammenhängende hellgrüne Fläche mit 50,000 Olivenbäumen, Tausenden von Orangen und Hunderten alter Platanen gesäumt war, als einen nun leeren, wüsten Ager, die aber im Ganzen durch die Form der Berge, Felsen und Inseln wunderbar und erhaben sei.

Dabei war aber das Klima und das überall verbreitete griechische Fieber eine große Schattenseite. Von der schlechten Luft, der Kälte und dem beständigen Einathmen der Koffenfeuer litt Püßler lange Zeit an Kopfschmerzen, i. d. er sich acclimatirte hatte. Das Alterthum, die Besichtigung der Gegend, und auch die Erinnerung an seinen Liebling Moron beschäftigten vielfach seinen Sinn. In dieser neuen Umgebung begann er das Jahr 1836.

In Patras machte Püßler die Bekanntschaft des berühmten Monaris, eine Art griechischer Garibaldi, den er auf dessen Corvette besuchte. Einer seiner Offiziere diente als Tollmetscher. Monaris, in die Uniform der griechischen Marine gekleidet, erzählte mit vieler Lebhaftigkeit von seinen zwei verunglückten Expeditionen, die, wie Püßler bemerkte, ihn mehr zu schmerzen schienen, als ihn seine Erfolge befriedigten, wie er denn überhaupt die größte Bescheidenheit zeigte.

Trotz des Winters konnte Püßler nicht widerstehen einen Ausflug in das Gebirge des Peloponnes zu machen; freilich warnte man ihn, die Räuber seien in den Bergen, in Numelien dauere das Morden der Frauen und Kinder fort, und von dort aus würden sogar die Küsten Morea's bedroht; er war wieder zu ungeduldig, zu reisebüßig, und ließ sich nicht zurückhalten. Dafür errang er sich aber die Befriedigung, seiner Schnauze den 26. Februar 1836 einen Brief zu schreiben, der datirt war „Am Sitz unter dem Berge Ahehar's," und begann: „Die Alten schworen beim Sitz ihren heiligsten Eid, und fürchteten die Rache der Götter, wenn sie falsch schworen. Ohne Furcht schwore ich jetzt bei meinen todtbringenden Gewässern, daß ich niemand auf der Welt lieber habe als Dich." Bis zu diesem siegreichen Augenblick galt es aber harte Anstrengungen. In dem berühmten Kloster Mezaspoleon mußte er drei Tage eingeschnitten liegen bleiben, in der wildesten und schauerlichsten Gebirgsgegend. Die Beschwervlichkeiten dieser Reise hat Püßler später anschaulich

in den „Griechischen Leben“ beschrieben. Es war ein eigenes Geschick, daß so, wie er Afrika in der heißen Jahreszeit durchkreuzte, er die Gebirge Griechenlands im strengsten Winter durchwanderte.

In Athen dagegen umgab ihn wieder großstädtisches Leben. Dort empfing er auch aus der Heimath sein Wartenwort¹⁾, das endl^{ich} erschienen war, und von allen Sachverständigen nach Verdienst anerkannt wurde. In Athen fand er auf's neue die schmeichelhafteste Aufnahme von allen Seiten. „Abstruzus überzeuge ich mich täglich mehr,“ schrieb er an Lucie, „daß es heutzutage nur noch dreierlei Art der Auszeichnung giebt. Ein großer Redner, ein großer Industrieller oder Banquier, oder ein beliebter Schriftsteller zu sein. Die Auszeichnungen, welche mir überall in Afrika wie Moster, und nun wieder in Griechenland deshalb zu Theil werden, übersteigen allen Glauben. Es liegt eine sonderbare Schulung in allem diesem, denn benahm ich mich nicht so ungeschickt bei meinem Vater, so wäre ich in die Staatsgeschäfte mehr oder weniger gerathen, und nie ein Skribler geworden. Dann aber wäre ich in der Soule mitgelaufen, während ich jetzt wirklich ein europäischer Charakter geworden bin, und wenn ich bedenke wie, so steht mir der Verstand still; denn ich habe zu viel von diesem, um nicht einzugehen, wie wenig es ist, was so wunderbar gewirkt hat.“

Pädler traf zwei Könige in Athen, den König Otto und auch den König Ludwig von Baiern, die ihn beide mit Artigkeiten überhäufeten, und das dortige diplomatische Corps lud ihn um die Wette zu Diners und Soupers ein. Die Anwesenheit des Königs Ludwig gab den Anlaß, daß die Akropolis und das Parthenon mit der solihem Feuer beleucht wurden, in welchem magischen Schimmer Pädler zuerst diese herrlichen Bauwerke mit Entzücken erblickte. Das neue Athen gefiel ihm dagegen

¹⁾ Andeutungen über Landschaftsgartnerei.

sehr wenig; er fand es geschmacklos gebaut und die Natur kahl und ohne Anziche.

Eine interessante Bekanntschaft machte er an dem österreichischen Gesandten, Herrn von Prokeisch-Otien, den er als Schöngemüth, Gelehrten und Weltmann rühmte; mit Vergnügen besichtigte er dessen Sammlung ägyptischer Alterthümer, Zeichnungen aus dem Orient u. s. w. Von Frau von Prokeisch, Irene, entwirft Pädler ein anmuthiges Bild in wenigen Strichen: „Frau von Prokeisch ist schön und liebt ihren Mann“, sagt er von ihr in den „Griechischen Reiden“, „aber sie ver liebt ihn auch - ein noch glücklicheres Loos für Beide.“ Mit dem bairischen Gesandten, Herrn von Koberl, mit der Armannsdorff'schen Familie, den Fürsten Demetrius und Alexander Cantuzens, Graf Lusi und mit einigen vornehmen englischen Damen hatte Pädler gleichfalls angenehmen gesellschaftlichen Verkehr.

Am einem Abend bei Prokeisch las man mit theilnehmender Aufmerksamkeit den Goethe'schen „Kaufr“ vor, und Pädler entwickelte als Kaufr sein auch in Europa vielfach bewundertes Vorleser talent, mit dem er oft die Mäuner gefesselt, die Frauen magnetisch angezogen hatte.

In einer glänzenden Assemblée beim Staatskanzler Armannsdorff, in welcher die beiden Könige erschienen, lernte Pädler auch den griechischen Feldherrn Klotokostom und Nikitas, den „Türk Nireffer“ kennen, mit denen er sich vor trefflich unterhielt, indem er sie von ihren Kriegsthaten erzählen ließ. In Athen spielte Pädler auch wieder einen bewegten und gefühlvollen Liebesromon mit einer schönen und lebenswüthigen Dame der Gesellschaft, der ihn angenehm beizusammeln.

Nachdem er all dies freudig genossen, ging er nun seinen Weg weiter, bald des Helden Odysseus, bald des Dichters Byron Spuren folgend. Weder die Räuber, noch die Räuber konnten ihm etwas anhaben, ebald die letzteren vor und nach seiner Expedition Reisende angefallen hatten, aber nur

Obreden, denn der Schreden war so groß, daß Andre sich gar nicht auf so bedenkliche Ausflüge wagten. Reichwerden fand er dabei auf jedem Schritte, saß wieder täglich zehn bis zwölf Stunden zu Pferde, auf Wagen, so schlecht, wie man sie in Europa gar nicht kennt, an Abgründen hin, und nachdem er früher von der Kaste gelitten, brachte nun die Aufzucht eine fast afrikanische Hitze mit sich.

Er schlief oft mehrere Wochen in keiner Stube mit Kienstein, und blieb häufig lange ohne jeden erfrischenden Trunk. Doch die Poche entschädigte ihn für die Schattenseiten der Wirklichkeit. „Der Naturgeist waltet großartig um uns“, schrieb Padler den 12. Juli 1836 aus Olympia an Lucie, „und die Trümmer vergingener Werke sprechen zu uns mit hundert berebten Zungen, und die Freiheit, die köstliche Göttin, hält ihren Hof in den Bergen.“ Und den 22. Juli 1836 schrieb er ihr aus Jante: „Schauherle, komm nach dem Süden, das Velen ist so reich hier, daß man nur wie an ein Gefängniß an unser Land zurendet, und es einem ordentlich todtlich vorkommt im Königreich Preußen zu leben.“

So lebte er sich wohl, glücklich und jugendlich bei seinem Nomadenleben, und durchstreifte die Morea und Kaina.

Man aber kam noch ein neues Interesse für ihn hinzu. Der Herzog Otto von Griechenland hatte ihm nämlich eine große Belohnung mit weit von Sparta auf Kyparissia zum Wehnen angedoten, mit der Verpflichtung, wenn er sie annahm, 30000 Drachmen darauf zu verwenden. Lustig schrieb Padler den 3. September 1836 aus Patras darüber an Lucie: „Während dieser Zeit ist auch mit mir eine Veränderung vorgegangen. Ich bin Fürst von Kyparissia geworden, einem der edelichsten Punkte der Erde, den mir Herzog Otto geschenkt, und wohin ich mich eile, sobald ich mit Wehder, für den heute meine Instruktionen abgehen, ein wenig Dein Lager da-ist-ist weich gemacht habe. Schmecke,

ich bin jetzt ein Spartaner, und erhebe mich nachhins in Preußen ohne Dolos, aber nicht als Sauschlotte, sondern als legitimer Grieche in der schloßweißen Antikelle, das himmelblaue Sammet roams mit Silber gestickt, jugendlicher als je. Zur Strafe der es heillosen Stillschweizens sollst Du Dich in mich vertiefen, und ich werde dann den Grausamen spielen, wie Du jetzt. – O Schnude, wäre ich nicht so weit, ich würde jetzt donnern wie Jupiter, daß Du in Todesbang gleit zu Kreuze lachst, mais je suis trop bon Prince de Kyparissia, denn dies ist künftig mein Titel. Pader kommt furchtbar gemein, und Maslau sollte eigentlich nur eine alte Wälderin heißen, die keine Fahne mehr hat. Was hilft mir übrigens Maslau, von dem ich keinen Großen mehr beziehe, und mich selber wie ein Tagelöhner erhalten muß?“

Unter solchen Anregungen überkam ihn immer mehr das Gefühl, daß ein König wie seine Herrschaft eigentlich eine Last sei, und er meinte, er wolle lieber die Welt bemerken als Maslau, und der liebe Gott habe ihn zum Wandern bestimmt. Aber ein phantastisches pied à terre wie Anparissia entsprach all seinen Träumen. Mit einer Kriegergeleite, die ihm die griechische Regierung zur Verfügung gestellt hatte reiste er den 16. Oktober von Athen ab, um die Inseln zu bereisen, und er freute sich schon im voraus darauf, seinen Geburtstag in der Föhle von Antiparos zu feiern. Er brachte ihn anstatt dessen in der Festung Monemvasia, die hoch auf dem Felsen am Meere liegt, zu, wo er Luciens Gesundheit in feurigem Caperwein trank. Dann ging es nach Anparissia. Schon in Mötra wurde Pader, als man seine Ankunft erfuhr, mit lautem Jubel begrüßt, und ein großes Gefolge begleitete ihn nach Anparissia. Wir glauben die Fäulderung, die Pader von dort entwirft, unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen; er schrieb an Lucie den 1. November 1836 aus Sparta: „Heute aber war der wichtigste Tag in meinen Annalen, denn ich steckte zum ersten

mal seit drei Jahren wieder so, und zwar in Sybaris, von neuem erkant über die wunderbare, romantharte Schönheit dieses legauerrunden Ortes. Wenige tausend Thaler werden hier solche Wander wirken, wie bei uns nicht Millionen zu Wege bringen könnten, und ich freue mich im voraus in zwei Jahren auf Dein Entzücken darüber, wenn ich nur erst einige Wege gemacht, die Du passieren kannst, und die Landstraße von Athen hieher fertig ist, an der nur noch 10 Meilen fehlen, wo Du dann ganz bequem hinfahren kannst. Ganz Lakonien ist entzückt über meine Ansiedlung, und von allen Seiten sucht man nur alles leicht zu machen. Doch wird es wohl in Athen noch Wenigkeits geben. Die armen griechischen Beamten, die mir heute beim Abschied ex officio folgen zu müssen glaubten, trauten ihren Augen nicht, wie sie mich, den die Apostelkammer wieder zwanzig Jahre alt gemacht hatte, wie eine Geyre die Klippen hinan kletterten, und in die Schluchten hinabspringen sahen, wo sie kuckend und schweigend mir vergebens zu folgen versuchten. Aber griechische Arbeiter habe ich mir heute schon leidlich abgerichtet, und sie sind eben so intelligent als unsere Wenden. Auch hier werde ich nach und nach den Schenkstücken in einen wecken, obwohl sie jetzt noch nicht recht begreifen können, warum ich ein gut bebautes Feld aus meinen Grenzen auslasse, und dafür sorgsam einen kahlen Felsen mit ein paar abschlingenden alten Baumen auswähle. Sybaris hat jetzt den schönsten jungen, frisch sprossenden, grünen Mais, denn im November wird hier eine neue Numen- und Grossvegetation, wie bei uns im Reihjahr. Adieu, mein Herz, ich präsentire einen Abschiedsvahl als Dein treuer Sybariter W. E. Ich theile den Umfang des nur für mein Gut bestimmten Terrains auf 1500 bis 2000 anker Morgen, halb so groß ziemlich als der Muslauer Park. C'est un divertissement, et cela sera peut être un refuge.

Unter solcher Beschäftigung brachte Pädler mehrere Tage zu, und entwarf Pläne, wie sein Besitzthum durch Wein und Olivenpflanzungen zugleich einträglich zu machen sei. Den Tag vor seiner Abreise erhielt er eine solche Masse Hammel, Truten und andere Thiere, so wie riesige Melonen und Weintrauben zum Geschenk, daß zwei eigends dazu gemietete Maulthiere die Last kaum fortbringen konnten.

Ehe Pädler Mätra verließ, hielt er ihm das deutsche Bürgerrecht an, dessen Diplom er in Kairo zu erhalten hatte, als eine besondere Gunst, da angesehene Persönlichkeiten, die sich des spartanischen Namens wegen darum bewarben, es nicht erlangen konnten.

Er hatte unterdessen seinen Partisan für Kapatania schon fertig, obwohl er sich nicht verschwiegen, daß die Ausföhrung ungewiß sei, entweder, wie er sich ausdrückte, „eine bunte Seifenblase, die nach eine Weile amüßirt hat, oder ein in der Lotterie gewonnenes großes Loos“. Das ganze Unternehmen blieb denn freilich das erstere, und kam nie zu Stande, hauptsächlich durch Arnandsberg's bald darauf eintretenden Sturz. Pädler hatte nämlich an die Annahme der Verfügunq Bedingungen geknüpft, die Arnandsberg verlanqte gewährte, denen aber noch die offizielle Bestätigung fehlte, die nachher nicht erfolgte.

Er setzte seine Reise unterdessen fort. In Mandia wurde er mit 18 Kanonenschüssen, und mit der Aufzeichnung der Maaqqe Mehemed Ali's begraßt, und von den Behörden glänzend empfangen. Man behandelte ihn dort ganz als einen Souverain, er bewohnte die ganze Zeit seines Aufenthaltes, einen Monat lang, den Palast des Serasckers, dessen zwanzig Diener, dessen Stall und dessen französische Küche zu seiner Verfügung standen, und wo er in jeder Weise fürstlich bewirthet wurde. Der Pascha ließ es nicht genug mit dieser Gastfreundschaft sein, sondern bot ihm bei seiner Abreise noch ein prächtiges Geschenk an, was Pädler jedoch ablehnte.

Dreißigster Abschnitt.

Aegypten. Alexandria. Beson Ben. Bogos Ben. Cairo. Palan von Baki Ben. Der Nil und die Pyramiden. Ein von Pädler gegebenes Fest. Mehemed Ali Freundschaft und Auszeichnungen von demselben wegen seiner Verdienste. Ibrahim Pascha. Eine verlorene Prese. Aegyptische Gartenkunst. Reise nach Nubien und Sudan. Auf Luciens Gesundheit. Die Ruine. Die Pyramiden. Leben. Mitle auf dem Prometheus. Der heilige Chamkin. Nubische Stadtverfassungen. Hitze und Staub. Berlin behält den Vorrang. Nubienleben. Nähere Bekanntschaft mit Krokodilen, Hyänen, Schlangen, Nilpferden und Löwen. Aethiopische Ruinen.

Das Jahr 1837 sah Pädler in Aegypten anbrechen. Eine neue Szenerie, ein neues Gemälde umgab seinen jugendlich frischen Forscherblick. Auch hier wurde er mit den schmeichelhaftesten Ehrenbezeugungen überhäuft. Als Pädler in den imposanten Hafen von Alexandria einfuhr, und die stolze Stadt mit ihren weißen Palästen, ihren hohen Wällen, und der Säule des Pompejus sich seinen Augen darbot, erschienen auch schon der General-Major der Flotte, Beson Ben, der durch den Serrasker Mandras von des fremden Fürsten Ansaniti unterrichtet war, ihm auf dem Schiffe seinen Besuch abzustatten, und nothigte ihn, in seinem Palast abzusiegen. Wesen, ein geborener Franzose, und ehemals französischer Capitän, war ein höchst einflussreicher Mann; von ihm haupt sächlich wurde die Marine geleitet, und bei dem Vizekönig Mehemed Ali stand er in großer Gunst. Auch der erste und vertrauteste Minister desselben, Bogos Ben, beehrte sich, Pädler seine Antwortung zu machen. In Alexandria lernte Pädler

auch den französischen Kunstsal Veshaps kennen, der hater so allgemein bekannt geworden. Puckler lehrte ihn als einen „Elegant in der Wüste“, und rühmt seine Aamuth und Liebendwürdigkeit, die ihm auch die Wankt Mehemed Ali's verschaffte.

In Kairo mußte Puckler auf Befehl des Vizekönigs in dem prachtvollen Palast des Generals Wali-Pascha wohnen, einem der ersten Minister, dem Mehemed Ali den Auftrag ertheilte, daß er Puckler die Honneurs mache, wobei er sich noch entschuldigen ließ, daß er ihm keinen Pacha sende, weil grade alle diese auf fernem Expeditionen begriffen seien.

Der Palast Wali-Pascha's gränzte mit seinen Blumenzarten dicht an den Nil, und bot die Aussicht auf die Pyramiden. Hatte Puckler erst vor kurzem den Geburtsort Jupiters gesehen, so zogen ihn nun die Pyramiden, schon lange der Gegenstand seiner Sehnsucht, geheimnißvoll an. Er hatte sich bei solchem Anblick ganz in seine Gedanken und Phantasieen verloren, wenn nicht die für ihn aufgestellte Ehrenwache mit ihrem Aufundniedererschreiten, die reich angeführten für ihn bestimmten Pferde, welche vor der Thüre stampften, die lange, reich mit Brillanten besetzte Kette, die man ihm nebst dem nach Andria duftenden Moskussack, präsentierte, der in gleichfalls von Diamanten schimmernder Fasse aus kostbarem Email gereicht wurde, ihn aus seinen Träumen gerissen hätten.

„Denke Dir eine unermessliche Stadt“, schrieb Puckler an Lucie, den 5 Februar 1837 aus Kairo, „maurischer Bauart (fast der gothischen gleich), in der Du nicht zehn Schritt gehen kannst, ohne der tausend und einen Nacht zu gedenken. Darum her, schönere und friskere Promenaden als irgendwo in Europa, alles Schöpfung Mehemed Ali's, die wandernden Platte und den Boden mit unatlichem Gran bedekt, dessen Farbe kein englischer Meien erreicht, daneben den prächtvollen Nil mit den euzen Pyramiden jenseits,

und lange seiner Hier die unabsehbare Reihe europäischer Paläste (meistens Italiener und Schulanstalten des Bysanziums im grandiosen Stil Englands) auf hohem Felsen, am Fuße des Moltan, die Königsburg und Citadelle; in der Entfernung Schübra, dessen Gärten wie die von Windsor gehalten sind -- und mitten in diesem Bilde bleibe ruhen in einem der elegantesten der genannten Paläste, ohnfür der Residenz Ibrahim Pascha's. Du siehst eine Ehrenwache vor dem Thore, zwanzig geschwungene Diener im Hause, viele Maie Türken und Griechen, die bei dem Hausherrn zur Tafel geladen sind. Auch Du bist gebeten, Du trittst in den Divan (ein Saal mit Ottomaneen rings umher, und ungeheuren silbernen Leuchtern am Boden, englische Kronleuchter an der Decke), und siehst eine Reihe der Vornehmsten der Stadt im traulichen Gespräch begriffen, und aus Pfeifen, mit Diamanten und Edelsteinen beiegt, rauchen. Auf dem Ehrenplatz, in der Mitte sitzt der Gastgeber, Du naderst Du ihn -- ich hoffe respektvoll -- und siehe, wer ist es? -- Dein Vorn. -- So behandelst mich der Bysanzier."

In der That umging Mehemed Ali Paskler wie einen Prinzen von Weblut. Bei den Manoeuvres der Kavallerie schule, denen er bewohnte, mußte er neben dem Bysanzier in dessen Zelte Platz nehmen, und sogar tête à tête mit ihm speisen, eine Auszeichnung wie sie noch niemand zuvor genießen hatte. Aber es blieb nicht bloß bei diesen außerordentlichen Bezeichnungen. Mehemed Ali hatte die vertrautesten Unterredungen mit Paskler, und bewies ihm Freundschaft und Anerkennung, während dieser mit seinem zur Heldenverehrung stets geneigten Gemüthe von wahrer Begeisterung für den Bysanzier ergriffen wurde, dessen Name er so bewunderte, daß er ihn den orientalischen Napoleon nannte. Mehemed Ali schätzte außer seinem Rang und Weist auch den Charakter Paskler sehr hoch, auf den er den günstigsten Eindruck zu machen wünschte. Die beiden so ver-

stürdenen Männer imponirten sich gegenseitig, und waren gegenseitig stolz auf die Bewunderung, die sie einander einflößten.

„Von der Liebenswürdigkeit und dem hohen Geist dieses Mannes,“ schrieb Pückler in dem vorher erwähnten Brief an Lucie, „von der wahren Unbegreiflichkeit dessen was er geschaffen, kann man schwer eine Idee geben, und, ich versichere Dich, es ist nicht wie Mad de Sevigné, daß ich dies sage (qui trouvait Louis XIV. un grand homme, puisqu'il avait dansé avec elle. - Nun noch ein paar Worte über den Vizekönig selbst. Denke Dir den appetitlichsten, coquettesten kleinen Greis, mit lechter Brust, vollem colorirten Gesicht und langem weißen Bart, kleinen vorstehenden Händen wie eine Frau, regelmäßigen, freundlichen Zügen, und Adleraugen, die durch und durch schauen, aber durch die Bonhomie des ganzen Gesichts und die Freundlichkeit seines Lächelns nur Liebe und keine Furcht einflößen. Auch ist er angebetet von Allen, und sein Souverain ist accessibler für Jederman, und nimmt weniger Precautionen für seine Sicherheit. Keiner ist einfacher in Tracht, Sitten und Unterhaltung. Nach einer Minute ist man mit ihm à son aise, wie mit einem alten Bekannten. Seiner Thätigkeit kommt nur die Napoleons gleich. Er schläft nur 4 Stunden in 24, und was charakteristisch ist, sein Harem ist organisiert wie sein Ministerium, und viele der wichtigsten Entscheidungen sind weiblichen Sekretären diktiert.“

Auch Ibrahim Pascha wurde Pückler in Aïre vorgestellt, der eifrig von ihm verlangte über die Organisation der preussischen Landwehr unterrichtet zu werden. Er dagegen beichtete Pückler mit großer Lebendigkeit die Belagerung von Aïre. Ibrahim Pascha war nach Pückler's Beschreibung jeder Hoss ein Soldat, und hatte den Hals eines Stieres, mit der Miene eines Löwen. Die Begegnung beider war aber weniger sympathisch, als die mit Nebemond

Kli, und drohte sogar eine unangenehme Wendung zu nehmen, da als die Diener den Kaffee servirten, sie dem Prinzen eine Pflaume reichten, Puckler aber nicht, was diesen so krankte. Daß er um seine Verstimmung zu zeigen, absichtlich verstimmte, was Abraham auf das von ihm bisher unbemerkte Versetzen aufmerksam machte, worauf er laut befahl die vergessene Pflaume zu bringen.

Die Beschäftigung der umliegenden Gärten interessirte Puckler besonders in Beziehung auf seine Gartenkunst. Er meinte, daß das dortige Klima sei die englische Landschaftsgartnerei, deren Hauptelemente Trübe, Wald, Weiden und Malenplätze sind, nicht geeignet, und für die ägyptische Gartenkunst müsse man ein ganz neues Genre erfinden, in welchem Regelmäßigkeit zwar Grundprinzip, aber höchste Mannigfaltigkeit dennoch nicht ausgeschlossen bleiben würde. Da die Verwässerung dort die Haupttrübe sei, und unmöglich zu verbergen, so mußte diese selbst zur Zeichnung der Formen dienen, was in geschickter Ausführung eigenthümliche Wirkung hervorbringen könne. Puckler hielt es für möglich in solcher Weise ein anmuthiges Arabeskenbild herzustellen, in welchem die Linze von den unvermeidlichen Wasserkanälen, die Füllung und Statuirung aber durch Vegetation aller Art, wie sie dem Klima angemessen, vom riesigen Encomore bis zur kleinsten Blume, gebildet würden.

Menichen, die mit reichen Gaben ausgestattet sind, finden meist im Leben nicht Raum, diese alle vollständig auszuuben, und müssen die eine vernachlässigen um der anderen Willen. Gewiß ist es so, daß Puckler, wenn er sich dieser Sache gewidmet, er mit seinem Schönhitsaun und Geschmaack auch als ägyptischer Landschaftsgärtner sich durch Erfindung eines neuen eigenthümlichen Genres hatte auszeichnen können.

Sehr interessant war die Reise nach Kuba und Zudan, die Puckler unternahm. „Ich benachrichtige Dich,“ schrieb er zuvor an Marie, „daß ich in wenigen Tagen Deine Ge-

hundheit auf den Pyramiden trinken werde, nachdem ich sie getrunken:

1. in Berlin und Muskau,
2. auf dem Snowdon in Wales,
3. auf dem Sauwan in Afrika,
4. auf dem Tangetos in Sparta,
5. auf dem schwarzen Berg in Cephalonien,
6. im Labyrinth zu Kreta

Später geschieht es im Tempel zu Opsambul in Aethien, auf dem Berg Sinai, und auf dem Tumulus des **Grösus!**"

Am 21. Februar verließ Budler Cairo mit einem Gefolge, welches ihm der Vizekönig gegeben, der schon zuvor nach Ober-Aegypten abgereist war, indem er ihm sagen ließ, er werde ihn dort erwarten. Budler hatte von Sina aus seine Karke eine Weile verlassen, um mit ihm zu Lande reisen zu können. In zwei reichlich mit allem Comfort versehenen Kanguis, wie die Mulacken genannt wurden, schiffte er sich ein. Die herrlichen Schilderungen, die hiervon sein Werk „Aus Wehemed Ali's Reich“ enthält, möge der Leser selbst anschauen. Es dürfte schwerlich eine Reisebeschreibung geben, die mehr lebendige Anschaulichkeit, poetische Auffassung und zugleich getreue Wahrheit in sich vereinigt. Budler reiste sich an der rosenroth gefärbten Wüste, mit mehr als vierzehn Pyramiden gesäumt, die er eine erhabene Dreiecksstadt von Weltstadt, Weinland und Sandmeer nennt. „Hier sah ich Wunder unbeschreiblicher Art,“ schreibt er den 24. März aus Assuan, „und segne meine Beharrlichkeit. Theben war eine Stadt der Götter, nicht des Geschlechtes, das wir heute Menschen nennen. Manutoli sah diese Wunder nicht, gegen welche die Pyramiden nichts sind.“

Auf dem Dromedar die Wüste durchstreichend, drang Budler in Densela, Samneh, Dal, und Sali el-Abd vor. Das Gepäck wurde auf Kameele gepackt. Er fuhr sie sich im Lande der Schwarzen, zwischen der Linie und dem Wendekreis des

Arelies wie in einer neuen Welt. Er war nun wirklich im tropischen Lande. Der berühmte Chamäleon, der Indurum, wachte ihn glühend an, und der Staub, der ras in die ver-
schlossenen Kletter drang, erfüllte die rothgrüne Atmosphäre. Aber welche ungewohnten unentropischen Beschäftigungen und Vergnügungen gab es in dieser Umgebung, die freilich nicht für jederman gemacht sind! Wir lassen ein Programm davon folgen, das Pädler Lucien mittheilt, und das einen pilanten Gegenstand bildet, zu Goethe's friedlichen Versen:

„Heute geht's nach Weibere,
Morgen geht's nach Zena fort.“

Er schreibt aus Dongola den 19. April, seine nächsten Wochen seien wie folgt eingetheilt:

Sonntag, Krokodilsjagd.

Dienstag, Straußhege.

Donnerstag und Freitag, Parforcejagd auf Grassien.

Sonntag, Hippopotamusjagd auf dem Nil.

Dienstag, Antilopenhege mit Windhunden auf dem Darfur.

„Eine Löwenjagd ist noch außerdem in petto.“ fügt er hinzu, „und Kuanen schießt man gelegentlich; Elephanten giebt es auch etwas tiefer unten. Schnude, ich bin überzeugt, Du glaubst, ich werde noch selbst zum wilden Thiere in diesen Ländern. Die Hitze bei den erwähnten Jagden ist zwischen 40 und 50 Grad in der Sonne, und zwischen 30 und 38 im Schatten. Werten wird theils auf schiffsfähigen Dromedaren, theils auf sauren dongolischen Pferden, von denen es aber nur noch wenige hier giebt.“ Am Schlusse desselben Briefes heißt es: „Von Wady Halfah bis hierher mußte ich 7 Tage in der Wüste reisen, aber der Sand in der Oasen-landschaft übertrifft den der Wüste noch. Merin behält immer in allen Dingen den Vorrang. Wie gern schwäzte ich dort in Deinem Acanpalast mit Dir. Kommt Zeit, kommt Rath. Weißt Du, in welcher Tracht ich jetzt gewöhnlich gehe?“

In dem leinenen Schlafrock, wozu Du mir das Kreuz vor meiner Abreise nach Muskau schenkest, mit weissen Leinwandhosen, gelben Stiefeln, und einer rothleinenen Nachtmütze auf dem Haupte. So jage ich die Wästen."

In der Freiheit der Wüste wurde Pädler mehr und mehr zum braunen Nomaden, mit weissen Haaren und langen Bart, denn die Sklaverei des Masirens und gar des Arabens hatte er jetzt ganzlich aufgegeben. Dagegen badete er fast täglich im Nil, trotz der Krokodile, die solchen Badenden gern Gesellschaft leisten wollten.

Auch einer jungen Hyäne begegnete die Karavane einmal am Nil, die aber, von ihrem Lager aufgeschreckt, schnell entfloh. Später sahen sie deren so viele, daß sie für Pädler ganz den Reiz der Neuheit verloren, und er meinte sie seien nun schon ein sehr profisches Thier für ihn geworden. Eines Tages zwischen Jaddul und Metemma horchte Pädler auf Kissen und Teppichen unter einem alten Baum ausruhend, einen zischenden Laut hinter sich, und erblühte, sich umwendend, eine große, schlichswarze Schlange, die, noch halb im hohlen Baumstamme verborgen, mit Kopf und Vordertheil zusammengezogen auf seinem Kissen ruhte. Es schien unzweifelhaft, daß sie von dem weichen Lager und der Wärme angezogen, schon längere Zeit dort neben Pädler verweilte, und nur durch sein rasches Aufspringen ihr zorniges Jucken begann. Sie war ungefähr zwei Finger dick, und von der giftigsten Art. Auf die Krokodile, denen man gruppenweise begegnete, machte Pädler wiederholt Jagd, und erlegte endlich eines, das er als Trophäe nach Hause brachte. Auch ein Nilpferd kam einmal nahe an die Wüste.

Von seinen Freunden wie von seinen Strapazen erzählt, Pädler ein lebhaftes Bild in einem Briefe aus Nantoam vom 29 Mai 1837, an Duane, den wir hier einschalten, um so mehr, da seine Briefe an frischem Schwung und eigen-

thumtlicher Naturliebe sogar noch seine gedruckten Schil-
derungen übertreffen:

„Meine herzensliebe, alte, gute, dicke Maunshunde“

„Wenn ich dieses Gefühler abhätte, wo ich gestern bei
einer gewaltigen Magame noch in der Nacht 32 Grad
Reaumur hatte, so überdies epidemische Fieber von Tongol
aus über 200 Meilen herrschen, und nur nebst allen Be-
quemlichkeiten nun auch der Wein ausgegangen ist, — so
glaube ich, daß ich gegen alles agguerrirt bin. So viel ist
wenig, daß kein wendischer Bauer in der Herrschaft Muskau
erstickt, der nur halb so viel Entbehrungen und Mühselig-
keiten auszuhalten hatte, als ich seit Monaten. Wohntung
hatten wir in der Wüste nichts als stielches Wasser, das
der Schmutze gleich, die man beim Plauen zum Kalklochen
braucht, und nichts als Reis zur Nahrung, nur wenig Schlaf
in vollen Mägen, und 12 bis 14 Stunden lang in den 24
Stunden des Tages die stoßende und ermüdende Bewegung
des Dromedars auszuhalten bei 30 Grad im Schatten und
54^o in der Sonne! Ich bin hauptsächlich dadurch des
größten Theils meiner Vorräthe beraubt worden, daß ein
Löwe unsere Karavane angriff, und die entsezt stehenden
Kamele alles zerschmetterten, was irgend zerbrechbar war.
Es war ein Jammer zu sehen, wie viel Champagner, Vor-
deaur, Del, Essig, eingemachte Früchte in Mannwein, Cor-
nichons, Kapern u. s. w. (denn ich hatte mich ziemlich gut vor-
geheim), bei dieser Gelegenheit unnütz den Sand der Wüste tranken
mußten. Der Löwe that unseren Thieren indeß nichts, son-
dern warf sich auf eine neben der Karavane lagernde Herde,
aus der er einen fetten Stier zum Frühstück verzehrte, und
einen Widder in Stücke zerriß. Hier muß man sich an alles
gewöhnen. Realisch badete ich im Nil, als man mir zurief:
„Timsch, Timsch! ein Krokodil, ein Krokodil!“ In der
That sah ich nicht zehn Schritte von mir das Unthier schon
seinen Nacken emporrecken, und mächte, daß ich fortkam

Das Bad ist aber ein solches Bedürfniß in der Hitze, daß ich am anderen Tage (es war in Schendy, der Stadt, wo man Somaer verbrannte) dennoch wieder badete, aber mehrere Warten einen Cordon um mich ziehen ließ, deren Negers mit den Nudern fortwährend im Wasser plätschern mußten. Dennoch zeigte sich das Krokodil wieder, aber in größerer Entfernung, und ichehrte mich nicht mehr daran. Am dritten Tage aber, wo ich unwohl das Bett hüten mußte, trah das abscheuliche Geschöpf ohnweit unzeren Betten einen am Hier schlafenden Neger, den es mit dem Schwerte in's Wasser schlug, und dann sogleich mit ihm verschwand. C'est un drôle de pays, aber dafür habe ich auch die merkwürdigen ägyptischen Ruinen gesehen, die kaum 5 bis 6 Europäer kennen, habe die von Mesourat untersucht, welche nur Vmant und Caslaud kennen lernten, und bin im Begriff welche zu entdecken, von denen man bisher nur unbestimmte Sagen hatte. Je désire prouver aux gens, que toutefois on je veux une chose, j'en sais aussi venir à bout, quelques soient les difficultés. Und es wird immer recht artig sein, wenn der leichteste, superficialste, spukende Heiende so spurend entdeckte, was allen pedantischen Perruden vom Meier bisher unausführbar schien. Doch will ich nicht zu früh triumphiren, und zur guten Stunde sei alles gesagt. In vierzehn Tagen trete ich die Nüdreise an, weil die Regenzeit keinen längeren Aufenthalt mehr gestattet, und der schon steigende Nil wird mir vielleicht gestatten alles oder doch den größten Theil des Landes zu Wasser abzumachen, was eine große Erleichterung sein würde, in der Zeit des niedrigen Wasserstandes aber wegen der Katarakten unmöglich ist."

Einunddreißigster Abschnitt.

Die tropische Natur. Das Konvent der Zenagar. Aufstrebungen. Er-
krankung Cuab Medina. Mitleid. Infanterien und Leutenrthe
Pyramiden Rotaraste Ruinen. Die Insel Argo Pflanzul, Dor,
die Tempelsteine von Chila. Echnige und Metische. Siena. Ro-
mundos, die Steinbrüche von Selich, der Tempel von Edfa. Theben.
Sene. Sint. Die Provinz Kapan. Die Linnen von Kefinor.
Suchen nach dem Wohnsitz Kairo. Betrachtungen zu Mehemed Ali.
Sah die Konnte nicht haben die Wahrheit zu hören! Jeunias
artikel über Zoro-Ben, den „dicken Prinzen“. Verdruss mit Walter
Ben Hofsteuen. Auf d in Kairo. Gerächter Abdruck von
Mehemed Ali. Arabische Eiden. Menagerie. Lucens Entschuld
und Vertheidigt, ihre literarische Einmischung. Lullier verliert die
Luft an der Schriftstellerei.

Nabe dem vierzehnten Breitgrade fühlte sich Gildler
in die wahre tropische Natur eingetreten, und er bedauerte
nun selbst, drei Monate zu früh oder zu spät in diese
Regionen gekommen zu sein, da er sonst gern noch viel,
mehr als irgend ein Reisender vor ihm, vorwärtsge-
drungen wäre. Er kam sich so „veräuselt“ vor, daß er fürchtete,
es möchte ihm schwer werden, sich in der Heimath wieder
in die europäische Lebensart zu finden. Diese Betrachtungen
veranlaßten ihn zu folgendem Ausruf, den wir im dritten
Bande seines Werkes „Aus Mehemed Ali's Reich“, S. 276,
finden:

„So magt Ihr mich denn trösten, rief ich jetzt, freudig
unterrichtet von der jeden Augenblick zunehmenden Pracht
unserer Umgebung aus, Ihr undurchdringlichen Urwälder.

die Ihr heute, während wir so sanft auf dem ruhigen Strome dahingleiten, zum erstenmal mit Euren majestätischen Kronen rechts und links bis an das Wasser niederleitz; Ihr Ungeheuer der Tiefe mit aufgeperrtem Rachen, auf die wir bis jetzt immer vergebens unser Pulver verschossen; Ihr kolossalen Weir, die Ihr, auf den höchsten Spitzen Euch wiegend, verwundert auf unsere Schiffe herabblickt; Ihr buntbefiederten Papageien mit dem krächzenden Willkommen: Ihr hüschenden Pelikane, Ihr Elephanten, Giraffen und Gazellen, die Ihr den Durst aus den lehmigen Blüthen des Flusses löscht, und vor allen Ihr drolliges Veltlein schwarzer, grüner und gelblicher Affen, die Ihr zu unserem größten Ergötzen, ganze Familien stark von Alt zu Alt umherjpringt, oder possierlich grimassirend tanzt, und Euch so unbesorgen in Eurem wilden Zustande mit ungestörter Muße von uns betrachten laßt — Ihr seid vor der Hand unser einziges Publikum, und wenigstens mit aller Unverfälschtheit und aller Grazie der Natur ausgestattet. Wo man sich aber an dieser Mutter Brust legt, ist man immer noch in der wahren Heimath, und auch ich fühle hier etwas von Eurer göttlichen Freiheit, Ihr guten wilden Thiere, das die früheren trüben, mattherzigen Gedanken heilsam wieder niederstößt.“

Im Königreich Sennaar erging es Pudler nicht gut. Zuerst erkrankte der ihn begleitende Arzt, Dr. Koch, am Fieber, so daß Pudler ihn zu besserer Pflege nach Korum zur Abgleiten ließ. Ramm war er aber fort, so erkrankte Pudler selbst, und war schlimm daran, ohne Wein, der ihm endlich ausgegangen war, fast ohne Medizin, ohne Arzt, und beinahe ohne Obdach, da die elenden Stuben keine Fenster hatten, und das Dach der Kapite so undicht war, daß er unter dem aufgespannten Regenschirm schlafen mußte, um nicht naß zu werden. Drei Wochen vergingen unter solchen Leiden, und Pudler wurde so schwach, daß er kaum mehr allein gehen konnte. Doch überwand seine kräftige Natur endlich die

Krankheit und er erholte sich, wenn auch langsam. Bei alledem veräumte er sein Reisetagebuch nicht, und es gab Tage wo er 16 Bogen schrieb. „Ich fühle aber auch, daß ich bald einer langen Ruhe, und vor allem eines zufriedenen und beruhigten Gemüths bedarf,“ schrieb er aus Cuad-Medina den 26. Juni 1837 an Lucie, „um mich wieder zu erholen und nicht zu erliegen. Ich bin mit meinem langen, weißen Bart so mager wie eine Schindel, und sehe jetzt alt aus, hoffe aber, mit guter Kost und Seelenruhe (vom Stande der Finanzen hauptsächlich abhängig, und natürlich guten Nachrichten von Dir und über meine Schriften) mich bald wieder zu vergnügen. Die Prieſte, die ich in Rhene finde, werden meine beste Medizin sein.“

Cuad Medina, von woher dieser Brief datirt ist, gerade am Beginn des dreizehnten Breitengrades, wurde, bis auf eine kurze Ausflucht zu Lande bis zum Zusammenfluß des Tender mit dem blauen Fluße, in der alten Provinz Senaar, der letzte Hauptpunkt, zu dem er vordrang.

Das Umkehren ist auf Reisen immer das Schwerſte; auch für Pädler kostete es einen harten Entschluß, zu dem aber seine nur langsam fortschreitende Vesserung doppelt mochte. Und so wandte er denn am 1. Juli 1837 seine Kamele, die in Abu Garaf möglichst ausgebessert worden war, wieder dem Norden zu. Wir konnten unseren Helden nicht auf allen seinen Walfahrten und Wüstenritten begleiten, nicht mit ihm alle Pyramiden, alle Katarakte besuchen, die er auf seinem Wege fand. Deshalb sei hier nur kurz angegeben, daß er über Kartum und Schendy nach den Ruinen von Merod ging, die ihm im Abendsonnenglanze entgegen leuchteten, dann weiter nach Machäris, dem Hauptort von Perler; von dort durchstieß er wieder die Wüste auf anderem Wege bis zum Tschel-Parlat, diesmal auf einem donzoleischen Rothdummelhengst, der aber den angeſtrengten Karich nur kurz aushielt. Der Weg bis Tongola wurde

in Marken zurückgelegt. Auch einen Ausflug nach der Insel Arzo unternahm Pückler, um die dortigen Tempeluterrasse zu besehen. Pysimbul, Dör, die Katakten, die Tempelreihe bis Phila kamen dann an die Reihe. Er lebte zwischen Sphingen und Kolossen; die ägyptischen Alterthümer fesselten ihn durch ihren geheimnißvollen Ernst, durch ihre phantastische Großartigkeit. Weiter folgten Siena, Komomlos, die Steinbrüche von Selich, der riesige Tempel von Odis. Noch einmal sah er Theben, das ihm beim zweiten Besuche beinahe noch erhabener erschien als beim ersten.

Den 1. September traf Pückler endlich in Rhéne wieder ein, wo er sich etwas von den langen Reisebeschwerden ausruhte. Weiter reiste er über Smt nach der Provinz Rajum, nach den Ruinen von Arjuno, und sahte nach den Resten des Labyrinth, einem der sieben Wunder der alten Welt, über dessen Lage so verschiedene Meinungen herrschen.

Ende September endlich traf Pückler wieder in Kairo ein, wo er von dem Bischof, der ihn seinen Freund nannte, mit aller Gabe empfangen wurde.

Doch blieben die Beziehungen Pückler's zu Mehemed Ali nicht ganz so rösig wie im Anfang, wozu verschiedene Umstände beitrugen; einmal, daß Pückler, von ihm über seine Reise befragt, ihm freimuthig sagte, daß er und sein Volk unverdächtig von den Fremden bestraft wurden, und daß in der herrlichen Provinz von Rajum, wenn man daran dachte wie sie zu Saladin's Zeiten ausgesehen, noch viel zu thun übrig sei. Jacoby's berühmtes Wort: daß die Menge nicht lieben die Wahrheit zu hören, fand auch hier seine Anwendung, denn die Pückler'schen Bemerkungen verdrossen Mehemed Ali sichtlich. Nicht minder ärgerte ihn, zu erfahren, daß Pückler in einem in der Augsburger Allgemeinen Zeitung abgedruckten Bericht von der ungewöhnlichen Körpergröße des jüngeren Sohnes des Bischofs, Said Ben, gerochen hatte, was noch dadurch verschärft wurde, daß die Redaktion der Zeitung

dem Mittel die Uebersicht „der diese Prinz“ gegeben hatte. Endlich geschah es, daß der Minister Rustar Ben sich unholdlich gegen Puckler benahm, worüber dieser bei Mehemed Ali Klage führte, was auch zur Folge hatte, daß Rustar Ben ihm um Verzeihung bitten mußte. Doch stand der Minister beim Puckler in hohen Gnaden, und so war ihm der Verfall doch unangenehm. Auch an Intriguen, die versucht wurden, um Puckler und Mehemed Ali voneinander zu entfernen, mag es wohl gefehlt haben, da dergleichen Unkraut an solchen stets reichlich gesäet wird.

Länger als er beabsichtigte, wurde Puckler durch einen Unfall in Kairo festgehalten. Er fiel nämlich im Dunkeln eine Treppe hinunter, wobei er sich den Fuß so verstauchte, daß er die heftigsten Schmerzen litt, und der Arzt ihm voraussagte, daß er Monate lang würde an Krücken gehen müssen. Dies störte ihn um so mehr, da er so gern die Reise fortsetzen, und Weihnachten als „guter Christ“ in Jerusalem zu feiern wünschte. In der That mußte er in Kairo vier Wochen lang die Stube hüten. Dieser sitzende Umstand, sowie Laciens Klagen über seine lange Abwesenheit, trieben ihn auf den Plan verzaßten, auch noch den Sinai und das rothe Meer zu sehen. Dagegen wartete er mit Ungeduld darauf, nach Syrien und Constantinopel aufbrechen zu können.

Als er endlich abreisen konnte, beurlaubte er sich vom Puckler nicht ohne Ausrufung, und auch seiner schwärzlichen Worte zu ihm, und so schieden sie wieder in schönstem Einvernehmen.

Von Hause hatte Puckler unterdessen die Nachricht erhalten, daß König Louis Philipp ihm den französischen Orden der Ehrenlegion verliehen hatte, und er freute sich des europäischen Spielzeuges, wie er sich andererseits freute, als afrikanisches Spielzeug eine ganze Menagerie nach Europa mitzubringen, die er bei sich führte, nämlich einen Strauß,

ein kleines Krokodil, eine Riesenschildkröte aus den Gekriegen von Senaar, einen Dromedar, zwei Gazellen, zwei Affen, zwei dongolische Dämgie und einen Papagal.

Luciens Freien sah er immer mit Zehnsacht entgegen, und hatte in vieler Beziehung Freude daran, doch erregten sie auch in manchem Betracht seine Unzufriedenheit. Mit Lucie war es nicht leicht zu leben. Sie überschüttete Pädler mit pathetischen und sentimentalcn Zärtlichkeitsergüssen, die ihm aber manche unbequem zu tragende Lasten auferlegten. Sie machte große Ansprüche an ihn, war noch herrschmütziger als er, und verlangte, daß er sich in allem nach ihrem Sinne richten sollte. Wohl war es treue Zuneigung, wenn sie ihn in der Ferne von Gefahren umgeben wissend, in steter Sorge um ihn war, oder wenn sie ihm schilderte, wie sehr sie sich ohne ihn einsam fühle; aber das ewige Klagen gekostet keinem Mann an einer Frau, und wenn er fand, daß die begeisterten Liebesbetheurungen, die seinem Selbstgefühl recht angenehm waren, denn doch oft nur theoretisch blieben, und sich nicht in praktische Nachgiebigkeit verwandeln wollten, oder gar darauf hinaus liefen, seine vor allem geliebte Freiheit und Unabhängigkeit zu beschränken, so verstimmte ihn das. Natürlich war dergleichen nur vorüberziehendes — wenn auch wieder lehrendes — Gevüll, denn alte Lebensgewohnheit und feste Freundschaftszuversicht bildeten immer den unerlöschlichen Grund dieses Verhältnisses.

Sehr unbequem und störend war es Pädler, daß Lucie beständig eifersüchtig auf seine Freundschaft mit Varnhagen war, es ihm übelnahm, daß er diesem seine Manuskrpte zur Durchsicht schickte, und seinem Urtheil anheimstellte, was stehen bleiben und was gestrichen werden sollte. Ja, damit noch nicht genug, begann sie auf seine ganze Schriftstellerei eifersüchtig zu werden, sie klagte, diese sei ihre Nebenbuhlerin, er schreibe ihr weit weniger andächtig, seit er ein Autor geworden, und dergleichen mehr. Dabei machte sie ihm an

seinen Werken beständig Ausstellungen, weit mehr als Vornutzen, der die Eigenthümlichkeit dieses Talentes erkennend, einräumt, daß man es in seiner ursprünglichen Gestalt hinnehmen müsse mit seinen Fehlern und Vorzügen, und es nicht umschmelzen könne nach Anderer Maßstab, ohne ihm den größten Reiz zu nehmen.

Lucie aber wollte einmal eine entscheidende Kritik üben, und mit ihrem Hofschauspieler Leopold Schaefer zu Seite bestand sie sogar darauf, daß an seinen Werken Aenderungen vorgenommen wurden. Pädler ließ sich anfänglich mit vieler Geduld und Grazie fabeln, ja er rühmte sogar Luciens Aufrichtigkeit. Als man ihn aber von Muskau aus mit wiederholten ungewollten Aenderungen seiner Manuskripte bedrohte, die er nach Hause schickte, um sie dem Verleger zukommen zu lassen, da fiel das wie Wehlthau auf seine Schaffenslust, die sich bei den Anregungen des Wanderlebens zu einer wahren Leidenschaft gesteigert hatte. „Die literarischen Nachrichten und Abhandlungen,“ schrieb er an Lucie den 15. November 1837 aus Kairo, „welche Dein Brief enthält, sind wie die von Schaefer mitgetheilten, der Todesstoß meiner schriftstellerischen Laufbahn. Ich sehe, daß Freund und Feind mehr von mir prästendiren als ich leisten kann, und da zuerst A's Defektion, dann die Muskauer Zögerungen die kostbare Zeit haben vorübergehen lassen – ein unerseßlicher Verlust – so muß ich wahrscheinlich mein Buch zumachen, und bedaure nur den Zuschuß, den Muskau mir nicht in demselben Maße liefern wird. Man hat mich mit dem Publikum in die Lage eines Liebhabers gesetzt, der nichts mehr von sich hören läßt, und daher durch Andere abgesetzt wird. Les absents ont toujours tort; ich wußte es und schrieb daher mit eisernem Fleiß, um seine Rinde zu lassen. Der Himmel aber entschied anders, und ich füge mich in Geduld, der Trieb zum Schreiben ist aber bei mir nun um so sicherer versiegt als die Lust mich zu lesen beim Publikum. Die Muskauer

Kamarilla hat ihr Theil daran. Aus besser Meinung, aber nicht mit dem besten Erfolg. N'en parlons plus."

Nach später schrieb Pudler an Lucie aus Alexandria den 10. Dezember 1837, als Antwort auf ihren Brief, er habe, daß seine ganze Autorität so gut wie in's Wasser gefallen sei, und daher ihm auch alle Lust daran vergangen. Seit vier Monaten habe er weder ein Tagebuch mehr gehalten, noch eine schriftstellerische Feder angerührt. Er schien also gar nicht vollständig unterrichtet zu sein von den außerordentlichen Erfolgen, die er sich unterdessen in der Literatur errang, und die Moskauer Mittheilungen mußten die Dinge demnach durch eine sehr schwarze Brille betrachten.

Ganz resignirt schrieb er an Lucie aus Alexandria den 8. Januar 1838: „Am Uebrigen ist die ganze literarische Angelegenheit, was mich betrifft, wahrhaft trostlos geworden. Unsere Ansichten darüber sind nicht dieselben, meine Kräfte sind Euren Erwartungen, verehrte Präsidentin und Konsorten, nicht gewachsen, und ich sehe meine Rolle in dieser Hinsicht für beendet an, bedanke auch dabei — da meiner Gütlichkeit hinlänglich geschmeichelt wurde, nur die einzige Geldquelle. Ich weiß auch gar nichts mehr darüber zu sagen, und gebe Dir und Scherer carte blanche zu machen was Du willst. Ein Manuscript geht ab, findet man es nicht tauglich, so lasse man es liegen bis zu meiner Rückkunft, es wird aber dann zu allem Weiteren wahrscheinlich zu spät sein. Ich bin so dequint, daß ich seit sechs Monaten nichts mehr aufgeschrieben habe, und es ist die Frage, ob ich mir auch ferner mehr die Ruhe geben werde."

Bei einer so sensiblen Natur wie die seinige, war es so leicht ihm eine Sache zu verleidern' —

Zweihunddreißigster Abschnitt.

Abfahrt von Alexandria nach Syrien. Neue Reisekluft. Mehemed Ali's Kaimerkamleten. Handlaffe des Ministers Bakhos Ben. Afsen. Pafafuna. Brief aus Jerusalem. Das heilige Grab. Bethsemane. Ausflug nach dem Jordan und dem todten Meer. Une espee de saint. Ein Messias. Pracht des Sternenhimmels. Liebe zum Orient. Mischkalkanten gegen die Schriftfälscher. Freude am Reisen. Naras reiz. St. Jean d'Acce, Saïda und Beirut. Lady Vester Stanhope. Das Hellenent von Daerdschahn. Der Laby Leben und Schicksale. Der Empfang im Mutterland.

Wenn auch noch immer im Geheh gehindert, schiffte sich Budler doch den 14. Januar 1838 von Alexandria nach Syrien ein, so weit ausgeruht, daß seine Reisekluft in voller Kraft und Pefthaltigkeit wieder aufgewacht war. Wie freute er sich auf die Ruinen von Palbed, Jerusalem und die „heilige Umgegend“ mit Sodom und Gomorrha auf Tanafus, die Berle des Orients, und auf die Cedern des Libanon.

Mehemed Ali, mit dem Budler nun wieder ganz ausgehohnt war, hatte ihm seine fchönfte Briga mit zwanzig Kanonen und reich versehen mit Provisionen aller Art, den feinsten Weinen u. f. w. zur Verfügung gestellt, so wie er ihn auch bei diesem seinem zweiten mehrwochentlichen Aufenthalt in Alexandria mit solchen Aufmerksamkeiten überschüttet hatte, daß die Europaer, und besonders mehrere Kommandanten ihren Reid darüber kaum zu verbergen vermochten. Bosphos-Bey kufte Budler mehrmals die Hand, was war hier deshalb anbahren, weil diese unterwürfigen Ministerkaffe als Grad

messer der Ehrenbezeugungen dienen können, die Mehemed Ali seinem bewunderten Freunde angedeihen ließ.

Nach einer sturmischen und unangenehmen Seefahrt, die eine Woche dauerte, begrüßte Pädler nun den dritten Welttheil Asien mit jugendlicher Begeisterung. Bei klarem Himmel und herrlichem Sonnenglanz lag Palästina's blaue Vergeltste vor ihm.

Nicht besser können Pädler's erste Eindrücke in dem neuen Welttheil, den er betrat, geschildert werden, als wie er sie wiedergibt in seinem Brief an Lucie aus Jerusalem, den 1. Februar 1838. Er lautet:

„Mein liebes Herz, Asien ist herrlich! Seele und Körper fühle ich erfrischt, seit ich den Fuß unter dem kostlichsten Wetter auf seinen Boden setzte. Ich ward in Jassa (dem alten Joppe) mit solchen Ehren empfangen, daß unter den noch etwas fanatischen Einwohnern fast eine Art von Aufruhr entstand, und wie man mir nachher berichtete, mehrere laut ausgerufen hatten: „Nun ist es klar, unser Pascha muß ein Christ geworden sein, daß er einen Ghaur mit solchen Ehren empfangen läßt!“ Soliman Pascha (Seve) kam von Ramleh (Ramathia der Bibel) mit vier Obersten in die Stadt, um mich zu becomplimentiren, überhaute mich mit Krugliten, und nöthigte mich ein schönes arabisches Pferd gestellt und gezaunt zur Reise in Surien anzunehmen. Die Gouverneure aller Städte sind angewiesen, meinen Befehlen Folge zu leisten, kurz, wenn es möglich ist, steigert sich hier noch die ehrenvolle Aufnahme, die mir Mehemed Ali gewährt. Nachdem ich sie schon ein Jahr lang genossen, ist dies wirklich außerordentlich, und bisher ganz beispiellos. Die Umgebung von Jassa ist sehr reizend, und bis zu den Bergen Judäa's das gelobte Land höchst fruchtbar. Dann aber wird es wild, vergig, steinig und melancholisch — dennoch mir zehnmal lieber als das monotone Aegypten — vielleicht nur aus Neigung zur Veränderung; aber die frühe halb europäische

Du bist eine so wohlthätige im Vergleiche der erschlaffenden Regnien, daß ich mich durchaus wie neugeboren fühle."

„Der heiliegende Brief an Schefer, den ich sehr bitte, nicht zu unterschlagen, giebt Dir noch einige Details mehr, das Uebrige mündlich, aber vorläufig annonceire ich von hier. Damaskus und Aleppo wundervolle Praefente, heilige und unheilige. Auch habe ich alle Hoffnung wunderliche Pferde zu acquiriren. Wie gratulire ich mir jetzt dieses Land nicht aufgegeben zu haben. Traurig genug, daß mein verrenkter Fuß (der jetzt Genesung fast wieder hergestellt ist) mich um das rothe Meer und den Sinai gebracht hat, über deren Verlust ich mich lange grämen werde. Schnude, danke Gott, daß Du nicht daran Schuld hast. Du, die mich in Europa als Schriftsteller abgeschlachtet hast, hüte Dich mich auch als Reisenden zu tödten, sonst bleibst Dir, wenn ich wiederkehre, nichts als ein altes runzlichtes Futteral von Chagrin, das Dir eine schlechte Unterhaltung gewahren wird."

„Gott gebe, die Runzeln betreffend, daß ich hier wieder fett werde, um die Haut wieder aufzuspannen, denn ich bin so mager geworden, daß ich meine Ringe schon lange nicht mehr tragen konnte, weil sie mir von den Fingern fielen. Aber die Lebenskraft ist, wie ich jetzt wieder gewahr werde, doch noch nicht von mir gewichen, und in dieser Hinsicht die Jugend noch nicht ganz erloschen. Der Himmel gebe diesem alten Weiberjommer ferneres Gedeihen."

Pudlers Besuch des heiligen Grabes möge man in seinem vortreflichen Werk „Die Rückkehr" nachlesen, doch können wir nicht unterlassen, seine Betrachtung hier einzuschalten, die er machte, als er den Garten von Bethsemane betrat. „Im Garten von Bethsemane". heißt es dort im zweiten Band S. 55, „jetzt ein von niedrigen und verfallenen Mauern umgebenes Feld, mit acht ehrwürdigen Olivenbäumen, die wohl mehrere Jahrhunderte an sich haben vorübergehen

leben, zeigt man noch das Aeffenlager, auf dem die Aeffen so hartnäckig schliefen, als Jesus in der Angst seines Herzens betete und der Schweren blutig von seinen Schläfen troff, eine Allegorie, deren Gegenstand immer wiederkehrt, wenn ein großer Welt in göttlichem Trange eine neue Zeit heraufbeschwört. Jetzt schlafen die Menschen dabei, dann kreuzigen sie ihn - im geistigen Traume - und viel später erst erwachen sie, und heiligen dann den Märtyrer."

Nach einem Ausfluge nach dem Jordan und dem todten Meer, den Weg über Kloster Saba wahlend, machte Padler. Von dort schrieb er an Lucie den 14 Februar 1838:

„Herzenshnaide, ich schreibe Dir diesen Brief im Arctien bei Mondenschein vor meinem Feldbisch, dicht am Ufer des todten Meeres sitzend, dem verfunkenen Sodom und Gomorreba gegenüber. *J'espère que c'est romantique*, ca. Trotz räuberischer Beduinen und *aria cattiva* bewachte ich hier schon zwei Tage bei dem himmlischsten Sommerwetter, von tausend bunten Blumen umsproßt, und an der Gränze eines unabsehbaren Felsichts, mehr als zwei Mann hohen Pinienstulses, das von wilden Schwärmen und Völkern umwimmelt, und auch verschiedene Quaden und Tigerkafen beherbergt."

An einer reizenden Stelle des Jordan trank Padler Luciens Gesundheit in heiligem Wasser, und erludte für sie ein paar Blumen des Waldteppichs, die sie zartlich als Andenken bewahrte. Er war wieder in goldener Panne, in bestem Humor. Indem er auch heilige Erde nach Hause schickte, empfahl er Lucien sbergehend, sie dürfe nur an beglaubigte gute Christen davon verschenken, und fuhr hinzu: „*Je sais Malsehi*" und habe ein Diplom darauf vom *padre reverendissimo*, Vater des heiligen Arabes, und aller seiner Dependenzien in Arabaa, Syrien und Aegypten. *Je suis dorénavant une espece de saint, et j'ai absoluion plé*

nière pour tout ce qu'il me plaira de faire. Schnude, es wird lausitz ichwer mit mir auszukommen sein' Doch bleibe ich vor der Hand noch Dein Dir gewogener gnädiger Paa." Ebenso heiter scherzte er, als in Tiberia der erste Rabbiner der Juden ihn besuchte, um ihm einen Brief ihres Ehris aus Amsterdam zu überbringen, und ihn zu benachrichtigen, daß derselbe auf die Kunde von Pädler's Reise nach Jerusalem allen vornehmsten Rabbinen befohlen habe, ihm jede Auskunft über das heilige Land zu geben, damit er auch ihrer in seinen Schriften gedenken möchte. „Schnude, am Ende werde ich noch der Messias der Juden," schrieb er an Lucie, „und stöße damit meine arme Carriere." Solcher Ederz schloß aber nicht das aufrichtigste Wohl niemen bei Pädler aus, und an der Sache der Juden nahm er warmen Antheil; auch schmeichelte es seinem Stolz, daß von Amsterdam aus den Rabbinen eine hebräische Uebersetzung aller Stellen aus seinen Büchern geschickt worden war, in welchen er von den Juden gesprochen hatte.

Es waren schöne poetische Tage, die Pädler am Jordan zubrachte, und Allends entzückte ihn die Pracht des Himmels, den er nicht sternreicher als bei uns, und wie von tausend Diamanten blühend beschreibt. Seiner Aussage nach entdeckte man selbst in der Waldstraße mit bloßen Augen einzelne Sterne, die man sonst nie unterseidet, und Venus glänzte wie ein kleiner Mond.

Hätte Pädler früher das „gute Nirala“ gepriesen, so war er nun nicht minder eingenommen von seinem „lieben“ Orient. „Je ne laisse aller à un doux far niente“, schrieb er an Lucie vom See Tiberias, den 17. Februar 1838, „dats mon cher Orient où seul on vit.“ Die Freude an der Schriftstellerei blieb ihm getrübt, und er meinte nun, Lucie habe ganz Recht gehabt, ihn davon abzubringen, und da nun der Schriftsteller todt sei, bleibe nur der alte treue

Von übrig. Er glaube in der That diese Facette seines Lebens habe sich abgezeichnet, und es werde sich nun eine neue finden. Die Reiselust stand dagegen bei ihm wieder in voller Blüthe, und er bot alles auf, um die ungeduldig zu Hause nach ihm seufzende Lucie zu beruhigen, und ihr vor zu stellen, sie müsse vernünftig sein, und ihm gestatten sein bischen Leben noch zu benutzen, um die Welt, auf der er geboren ward, ein wenig kennen zu lernen. Wenn sie ihm dann mit ihrem nahen Tode drohte, so wollte er auch davon nichts hören, und entgegnete, er sei innerlich überzeugt, daß sie länger leben würde als er. „Du wirst mir noch sterben helfen“, schrieb er ihr aus Nazareth den 1. März 1838, „um Deinen treuen Dienst bei mir bis zum Ende zu verrichten, was Deine Bestimmung ist, und à tout prendre hast Du auch einen ganz guten Herrn, und so lange Du ihn lieb hast, jedenfalls der beste für Dich.“

Von Nazareth ging Pädler weiter nach St. Jean d'Acre, Saida und Beirut. Die Ehrenbezeugungen wieder holten sich dabei immer in gleichem Maasse. Jeder Gouverneur der Provinzen wie der Städte kam ihm stundenweit entgegen, und wo nur eine Kanone vorhanden war, donnerte sie ihm zum Empfang.

Ein besonderer Wunsch Pädler's war schon seit lange gewesen, die berühmte Lady Foster Stanhope kennen zu lernen, und er hatte sich fest vorgenommen Syrien nicht zu verlassen, bis er dies erreicht. Es war aber nicht leicht zu ihr zu gelangen, denn nachdem sie ein paar Jahre zuvor den Besuch des Dichters Lamartine angenommen, dessen Bericht über sie sie gelesen und sehr genehmigt hatte, wollte sie keinen Fremden mehr annehmen, und hatte erst kürzlich Lord Bey und Doctor Morina abgewiesen. Um Grand mehr für Pädler die Bekanntschaft lebhaft zu wünschen. Dair-Dichuhn, Vidu Fosters Jellensichleh, lag im Gebirge in

der Nahe von Beirut und Sidon. Pädler begann nun einen pikanten, romantischen Vertriebswechsel mit ihr; anfanglich gab sie sich für krank aus, um dem Besuch höflich auszuweichen, zuletzt aber erreichte Pädler seinen Zweck, und eines freundlichen Empfanges versichert, brach er an einem Sonntag, auf ihren ausdrücklichen Wunsch sein ganzes Gefolge von Dienern und Skaven mitbringend, nach der kleinen Festung auf, welche sie bewohnte.

Die Einladung der originellen Frau lautete auf acht Tage, oder vielmehr wie Pädler der Arzt der Lady, der ihn bei der Ankunft empfing, lächelnd erklärte, auf acht Nächte, da sie selten vor Mitternacht sichtbar sei, indem sie den Tag über schlafe.

Doch wir lassen Pädler einstweilen in dem von Blumen-garten umgebenen kleinen Pavillon, mit einer geräumigen Veranda von grünem Flechtwerk mit Rosen überzogen als Eingang, die ihm zur Wohnung angewiesen wurde, um bevor die beiden Erismale sich gegenübertraten, einige Worte über Lady Hester Stanhope zu sagen.

Sie war in England geboren, und eine Nichte des berühmten Ministers Pitt, und genoß sein so unbedingtes Vertrauen, daß ihr zehn Jahre lang, die sie in seiner Nahe zubrachte, sogar politischer Einfluß beigegeben wurde, wo denn freilich anzunehmen sein mußte, daß sie in ihrer Jugend weniger selbstum und phantastisch war als in ihrem Alter. Nach Pitt's Tode wollte Kof sie durch eine Pension von 2000 Pfund Sterling ehren, die sie jedoch ausschlug, und da sie sich ohne ihren geliebten Onkel in der Heimath einsam fühlte, ging sie nach dem Orient, wo sie eine Reihe aufregender Abenteuer zu bestehen hatte. Sogleich zu Anfang erlitt sie Schiffbruch, verlor ihren Schmuck, große Summen in baarem Gelde und alles, was sie mit sich führte, dann wurde sie von der Pest befallen, überstand sie aber, und ging

darauf in die Wüste. Merkwürdig ist der Einfluß, den sie sich auf die Araber zu verschaffen wußte, und wie lange sie denselben ausübte. Pader behauptet, sie sei von Allen fast als ein höheres Wesen angesehen, und gleich einer Königin geehrt worden, doch seien zuver ihr Muth, ihre Gutesgegenwart und ihre Urtheilskraft auf die härtesten Proben gestellt worden, in denen mancher männliche Held vielleicht unterlegen wäre. Eine dieser Proben bestand sie, als sie während des Krieges zwischen dem berühmten Trau, welcher damals die Stamme der halben Wüste unter seine Hofmaszgeleit gebracht hatte, und seinem nachherigen Schwiegervater, von dem ersteren selbst nebst 200 Mann eskortirt, nach Palmyra reiste. Trau sagte ihr, er sei sehr beiohrt, daß der Feind in der Nähe sei, sie möge ihn an einem bestimmten Ort erwarten, während er mit seiner ganzen Truppe eine Meloznoszierung vornehme. So blieb sie mit ihrem Gefolge allein, doch waren Alle bewaffnet. Man wartete eine lange Stunde, während deren die Lady nicht vom Pferde steigen wollte. Plozsch hörte man das lauthbare Angriffszeichen der Beduinen, die mit ihren Lanzen kumpfbereit heiauptrugen. Das ganze Gefolge ergriff die Flucht, aber die muthige Frau zog muthend zwei Bistolen aus ihrem Gurtel, und rigte, die Bahne gespannt, mit verhängtem Fagel den Beduinen entgegen. Aber als sie losdrücken will, erkennt sie — Trau, den Löwen der Wüste, der vom Pferde springt, um ihre Hand zu lassen. Er hatte diese Maszkrade nur unternommen, um ihren Muth zu prüfen. Man schlossen die Truppen einen Kreis um die beherzte englische Amazone, und rufen sie unter lautem Jubel zur Königin von Palmyra aus. Pader erzählt, ihre Macht sei hierauf so gewachsen, daß man selbst in Konstantinopel Besorgnisse vor derselben empfand, und daß der in Syrien allmächtige Emir Meskur sich vor ihr beugen mußte. Von den gefeiertsten Dichtern Arabiens wurde sie besungen. Doch als Mehemmed Ali Herrscher von Syrien wurde, und Ibrahim

erlitten, schmolz ihr Nimbus, und ihr Ansehen nahm ab: auch wurden ihre Mittel beschränkt, da sie einen großen Theil ihres Vermögens verloren hatte. Den Versuch Abraham Paisa's wollte sie durchaus nicht annehmen, und als er ihn erzwingen wollte, ließ sie ihm sagen, sie werde ihr Haus verteidigen, und nur über ihre Leiche konnte er den Ausgang finden, worauf er davon abstand.

Es mag hier auch ein Urtheil Bornhagen's über Pady Dester seinen Platz finden. Es lautet: „Sie war offenbar etwas verrückt, aber hochst begabt und genial. Alle Krankheiten europäischer Verwöhnung waren in ihr, gebieterische Herrschaft, Wastestolz, Tollkühnheit, Eitelkeit, Empfindsamkeit. Sie hatte die größte Härte, ein bißchen türkischer Paisa, ein bißchen englischer Missionair, ein bißchen Bettine, Schlavendorf, und wer weiß was noch alles! Das weiß ich, mich hätte sie weder bezaubert noch unterworfen, ich wäre ihr anders gekommen! Doch wahrscheinlich hatte sie mich nicht vorgelassen, oder doch nicht zum zweitenmale. Bei aller Gemüthsart, bei allem Unglück und Unrecht, das sie erlitten, mag ich zuletzt doch sagen: Ein abscheuliches Weibsbild! —“

Als Pudler nach Dair-Dschuhn kam, war die Pady bereits eine Sechzigerin. Aber die Frauen sind unberechenbar! — oder sollen wir lieber sagen, die Männer sind es: Während manche Zwanzigjährige trotz Jugend und Schönheit nicht zu fesseln vermag, wo sie es möchte, kann mitunter auch eine Alte den Männern gehörig die Köpfe verdrehen, wie dies zuweilen auch Bettinen eine Zeit lang, wenn auch nicht oft, selbst in ihren späteren Jahren gelang. Pady Dester besaß in der That alle die Seltsamkeiten, die auf Pudler's Phantasie wirken konnten, und er gesteht, daß, als endlich die nicht lichte Stunde des erschten Rendezvous herangekommen war, und ein schwarzer Sklave ihm vorleuchtete, während er in Gesellschaft des oben erwähnten Arztes der Pady durch

mehrere Gänge und Höfe nach dem größten und vereinzeltten Pavillon geführt wurde, den sie bewohnte, man ihn dann allein eintreten ließ, und eine ältliche Skavin ihn durch einen dunkeln Korridor bis dicht zu einer rothen Portiäre geleitete, hinter der ihm Licht entgegenschimmerte, da habe er etwas ganz Wunderliches und Abentheuerliches erwartet, und bei seiner regen Phantasie habe sein Herz lebhaft geschlagen.

Er trat nun rasch ein, und die beiden Originale standen sich gegenüber.

Dreieunddreißigster Abschnitt.

Vady's Huter Stanbeve. Mit Nacht Der Hofengarten Astrologie. Poroskov. Der Welttag. Verdrüßlicher Abschied. Weg nach Tamaschus. Melakroße Straße. Die Tausen. Besuch im Lager von Ibrahim Pascha und Soliman Pascha. Wunsch eine Expedition gegen die Tausen zu machen. Die Mumen von Balbeck. Die Gebern des Schanen. Aleppo. Wechsel der Leidenshaftigkeiten. Verdrüßliche Eigenschaft. Transport der Pferde. Antiochia. Fall in eine Vogardenzucht. Mumenfiet. Wunsch sich bei Antiochia anzusiedeln. Gartenleidenschaft. Lebensleidenschaft. Alenafien. Drei und fünfzigster Geburtstag. Stürmische Meerfahrt. Jupiters Blüß. Rhodus. Engern. Nag. Luette des Hippokrates. Grabmal des Manistus. Tempel. Adin. Taber Pascha. Emprna. Schriftkellerei. Maricha. Jordan. Der Palast des Grohus. Arca. Vast der Ehren'ze zungen. Anstrengungen. Autorruhm in der Türkei. Der Vörseneur von Thontara und der Kadi von Standio. Der Clump. Das paradiesische Berg. Molschen. Tany der Tenuische. Spazierette. Konstantinopel. Tod des Sultans. Samertungartuna des neuen Türkische Kage der Türkei. Nachkehr auf der Donau.

Es ist schade, daß uns die Bekanntschaft Lady Gesters nicht vorliegen, und wir somit nur die Eindrucke Padler's mittheilen können.

Im ersten Augenblick war er enttäuscht, weil ihm nichts Zimmerverwirrendes begegnete. Er befand sich in einem einfach möblirten Zimmer, das wenig geräumig war, und in welchem die berühmte Engländerin auf einem schmucklosen Divan saß. Sie war einfach gekleidet, und trug die türkische Tracht. „Ein rother Turban,“ erzählt Padler, „kam weiter, bis zu den Füßen herabwallender Vourmus, rothschöne Pantalons mit

gleichfarbigen Cassianstrümpfen (da man auf den dicken Teppichen keiner Pantoffeln bedarf), bezeugten nur, daß sie seit lange das bequeme orientalische Kostüm dem geschmacklosen europäischen vorgezogen habe. Als sie bald nachher aufstand und an einem langen Stabe das Zimmer durchschritt, um mir etwas zu zeigen, wovon sie eben gesprochen, kam sie mir wie eine Sibylle des Alterthums vor. Das blasser regelmäßige Antlitz, die dunkeln feurigen Augen, die hohe weiße Gestalt mit der feuerrothen Kopfbedeckung, die strenge Haltung, das sonore etwas tiefe Organ — es war wirklich viel Imposant's in der Erscheinung, doch nichts was an Affektation streifte; man kann im Gegentheil nicht natürlicher und wahrer sein, als ich Lady Hester bis zum letzten Augenblick gefunden habe, ein durchaus starker, fast zu männlicher Charakter, der den bloßen Schein in allem verachtete.

Sie war sichtlich leidend, so daß Pückler ihr Unwohlsein nicht mehr für einen bloßen Vorwand halten konnte. Ihr Venehmen war das einer Frau von Welt, voll Grazie und Eleganz. Die Korrespondenz, die nicht ganz ohne Kollaterie gewesen, hatte die Bekanntschaft gut vorbereitet, so daß die beiden türkisch gekleideten Nichttürken sich sogleich wie alte Bekannte unterhielten.

Lady Hester erzählte Pückler, daß, seit ihr Vermögen geschmolzen, sie wie ein Derrwich lebe, und des Luxus nicht mehr bedürfe. Je älter sie werde, meinte sie, je mehr suchte sie sich der Natur wieder zu nähern, von der unsere Civilisation nur zu sehr entferne. „Meine Nothen sind meine Anwesen,“ sagte sie, „zu Ihnen dienen mir Sonne, Mond und Sterne; zur Nahrung Wasser und Früchte.“ Dann kam sie auf ihre Phantastereien, daß sie die Sterne, die Pflanzen und die Thieren der Menschen zu deuten wisse, Zeitfamkeiten, die aber bei Pückler, wenn auch nur als eine Art Spielerei, auf einen fruchtbaren Boden fielen.

Was während dem achttagigen Aufenthalte in Daer-Eschuhn in den achtzehntäglichen Zusammenkünften von jedesmal sechs bis acht Stunden zwischen den Beiden verhandelt wurde, wobei es auch einmal geschah, daß die Lady ihren Gast in geheimnißvollem Mondschrein, der fast so hell als die deutliche Sonne leuchtete, in das jedem fremden Auge unzugängliche Geheißthum ihres Privatgartens führte, wo eine so uppige Rosenallee ihm entgegenleitete, daß er nahe daran war, in einen süßen, magnetischen Schlaf zu verfallen, was da verhandelt wurde, machte wohl schwerlich alles vor dem klaren, hellen Tageslichte bestehen können. Die Pothia sprach über Astrologie, sie stellte Pustler sein Horoskop, sie versicherte, daß sie die Erscheinung des Messias erwartete, sie zeigte ihm ihre berühmten Weissagstuten, sie erzählte ihm von ihrem Verkehr mit bedeutenden Männern, von den Sitten der Araber, von dem geheimnißvollen Aultus der Trusen, sie trug ihm wie Schaherazade Wahrchen und Legenden vor.

Da entwichanden die acht Tage denn selbst wie ein Wahn, und beim Abschied gab Lady Foster ihrem Gaste noch einige cabbalistische, talismanische Zeichnungen mit, nebst verschiedenen Verhaltensregeln für den Fall einer plötzlichen Ankunft des Messias. Er küßte ihr, wie er selbst berichtet, „verehrt zum letztenmal die dünne, aber noch immer schon-geamte, aristokratische Hand“, und verließ dann am frühen Morgen, ohne sich zu Bette gesetzt zu haben, also unmittelbar nach seiner letzten Audienz, Daer-Eschuhn, um über den Libanon den Weg nach Damascus einzuschlagen.

Wie früher in die Welt Homer's, war er nun in die des alten Testaments versetzt.

Pustler's Eskorte war, um einen Transport von 12 Kamelen und 10 Musikanten zu schützen, nur schwach, da man in den Engpässen der Gebirge keineswegs vor Anfallen der Trimen sicher war, wie die Reisenden denn auch einen ermordeten Fremden auf der Straße liegend fanden. Pustler

wünschte sehr, um den Krieg gegen die Trüben, bei dem Abraham Pascha selbst, mit Zuziehung Soliman Pascha's, das Kommando übernommen hatte, näher zu betrachten, das Lager zu besuchen, doch wünschte man dort nicht die Gegenwart eines Fremden, und da eben deren Gänge abgewiesen worden, so gab er jede Anfrage deshalb als vergeblich auf. Doch ritt er mit ein paar Leuten auf eigene Hand ins Lager, und ließ dort seine Zelte aufschlagen. Am anderen Morgen besuchten ihn die kommandirenden Generale und einige Obersten, und ließen die Musik der Garde vor seinem Zelt aufspielen, und es bewahrte sich einmal nieder, daß, wer nicht viel fragt, oft weit mehr durchsieht, als wer sich vorher vorsichtig sichern will. Pädler verweilte nun acht Tage im Lager, und unterrichtete sich von allem genau. Abraham Pascha kehrte gerade mit 10,000 Mann von einem Streifzuge zurück. Pädler ritt den ankommenden Truppen entgegen. Darauf machte er Abraham Pascha in seinem Zelte einen Besuch, wo er denn freilich bemerken mußte, daß dieser sowohl als Soliman Pascha viel kälter als zuvor gegen ihn waren, und daß ihnen seine unerwartete Gegenwart unangelegen zu sein schien. Pädler ließ sich dadurch nicht hindern den Prinzen zu bitten, er möge ihn auf eine neue Expedition mitnehmen, die dieser eben im Begriffe war mit tausend Reitern anzutreten. Doch Abraham schlug dies bestimmt ab, indem er meinte, dies würde wohl für Pädler zu beschwerlich sein, er hoffe dagegen, ihn in Aleppo wiederzusehen. So Leichverletzt! Das verletzte Pädler's Ehrgeiz, und war auch in der That unzureichend. Soliman Pascha deutete ihm geradezu an, daß jeder fremde Beobachter unerwünscht sei, und Pädler kehrte nach Damaskus zurück, wo er einen Monat verweilte.

Weiter sah er die Ruinen von Zalbéd, die Cedern des Libanon, und ging dann über Homs und Hama nach Aleppo. Wie bei Pädler seine verschiedenen Leidenschaften gewissermaßen abwechselten, so war nun an die Stelle der Ehrski-

stellersrei seine Pferdeleidenschaft getreten. Er kaufte sich für hohe Summen mehrere arabische Kenaghe, schwelgte in Bewunderung ihrer Schönheit, schrieb über Pferderacen, und freute sich über die Kosten darauf, mit den schönen Thieren in Ruslan Parade zu machen, wo diese obendrein, wie er scherzend bemerkte, ein Stück ihrer angeborenen Wuth wieder zünden lassen dürften. Er ließ sich in allen diesen Dingen ganz geben, ganz von augenblicklicher Neigung und Stimmung beherrschen, denn indem er seinen Charakter fortwährend beobachtete und über ihn reflektirte, sah er ihn stets als ein Naturredukt an, das nicht umgeformt und in nichts verändert werden könne, wie er denn von seinen Vorzügen und von seinen Fehlern so aufrichtig sprach, wie wenn ein Anderer sagt: 'Es regnet! Es blüht!' Oder: Die Sonne scheint, als ein Naturereigniß, das man hinnehmen muß wie es eben ist.

Doppelt seltsam ist diese Eigenthümlichkeit an einem Manne, der dagegen die landschaftliche Natur als ein Kunstwerk betrachtete, das er als ein wahrer Künstler zu bilden wußte!

Den 18. September 1838 brach Pädler mit allen seinen kostbaren Pferden, deren Zahl nun schon auf zwölf angewachsen war, von Aleppo, wo er durch eine mehrwöchentliche klimatische Krankheit länger aufgehalten worden, nach Antiochia auf. Der Transport der Pferde machte große Mühe und Beschwerniß, da sie jedes Ungemach der Witterung zu bestehen hatten, und da die nothigen Stallungen fehlten und Pädler beständig weit mehr für ihre Gesundheit fürchtete als für seine eigene. Und doch war der kühne Reisende durchaus noch nicht dem Gebiet der Gefahren entronnen, denn als er in der Umgegend von Antiochia frisch und kräftig wie ein Jüngling ganz allein quersfeldem galoppirte, fiel er in eine durch sippig aufgeschlossenes Unkraut seinen Blicken verborgene Leopardengrube. Er verrenkte sich dabei die Schulter, und blutete am Auge und am Arme, aber kam

trotz allen Mißgeschicks doch noch immer glücklich genug davon. Seine gleichfalls beschädigte Reute war unterdessen fortgerollt; da der Sattelgurt gerissen, war der Sattel am Boden zurückgeblieben, und weil Pädler, trotz heftiger Schmerzen, den Sattel wegen seiner Schönheit und köstlichen Seltenheit durchaus nicht im Stich lassen wollte, so schleppte er diesen und sich selbst mit Mühe und Anstrengung vorwärts, einsam und allein, denn es dauerte lange bis er anderen Menschen begegnete. Vor der Stadt endlich kamen ihm seine Leute entgegen, und als er zu Hause war, verließen ihn die Kräfte und er war einer Ohnmacht nahe. Doch auch dies Ereigniß nahm Pädler leicht und mit heiterem Sinne auf, und rühmte den arabischen Wundarzt, der ihn in vierzehn Tagen vollständig heilte, was, wie er meinte, ein europäischer nicht vermocht haben würde. Freilich stand dem Araber dabei ein Mittel zu Gebote, was in Europa nicht leicht zu verschaffen wäre, nämlich Mumienfett, mit dem er Pädler wiederholt einrieb. Die Entzündung, wie weit dies Mittel wirksam, muß wohl den arabischen und europäischen Wundärzten überlassen bleiben. Pädler aber fand es vortrefflich und schätzte seinen Heilkünstler nur um so höher, da er außer ihm selbst auch sein verletztes Pferd rasch herstellte.

Die Gegend und das Klima um Antiochia bezauberte Pädler, er fand sie die schönste in ganz Syrien, besonders Taphne, und der Gedanke, sich hier anzuhelden, ließ lebhaft in ihm auf. Hier der Götterleidenhaft Genüge zu thun, wozu ein neues Feld! Aber wenig übereinstimmend mit seiner Umgebung und seinen Reiseindrücken wachte auch einmal wieder die Ordensleidenschaft in ihm auf. Vielleicht daß der kürzlich emporgegangene französische Orden diese Lust neu in ihm angefaßt hatte. Wiederholt trüb er daher Enne an, sie möge ihm doch in Berlin einen neuen Orden verschaffen. Schon vom See Tiberias schrieb er ihr: „Du

sohlest aber, mein Schädlein, Wurzelnstein ein bißchen wegen des großen Nothen angehen. *Dites que tout le monde me distingue, excepté la Prusse (vous pouvez le dire)* und produziere ihm den Brief Sr. Majestät als er Dir den kleinen Nothen für mich gab, worin gesagt wurde, daß der große bei einer anderen Gelegenheit folgen sollte, seit welchem quadrigen Jahr 25 Jahre vergangen sind. Fürchte Dich nicht zu sehr vor abidlagigen Antworten. Was thut das? *On revient à la charge, on est refusé trois fois, et la quatrième on obtient.* Es schadet meiner Consideration im Auslande sehr, daß ich von meinem eigenen König so gering bedacht bin, und es ist meinem Rang, meinem Alter und meiner jetzigen Stellung in der Welt wirklich nicht angemessen."

Und den 18. März 1839 schrieb er an Lucie in ähnlichem Sinne: „Tumulte Dich, und verschaffe mir wieder einmal einen oder zwei Orden. Es ist nun schon sehr lange her, daß Du mir keinen mehr zum heiligen Christ beischeert hast, et j'ai maintenant cette fantaisie."

Budler's zweimonatliche Reise in Kleinasien war sehr interessant, aber eben so anstrengend, bald lastig durch Schnee, Eis und Regen, bald wieder durch übermäßige Hitze. Seinen dreundstündigsten Geburtstag feierte er auf dem Meere, von den hochgehenden Wellen gehäufelt, Angesichts des Vorgebirges Passio, dem alten Baphos, der eigentlichen Hauptstadt der Venus. Aber ein furchtbarer Sturm und Gewitter rissen ihn aus seinen sanften mythologischen Betrachtungen, und Jupiters Blitzstrahl traf das Bugspriet, und fuhr an der eisernen Ankerkette bis zu den Rufen unseres auf dem Verdeck ausharrenden Helden. Da er auch dieser Gefahr so glücklich entging, so mochte er sich allerdings, wenn auch Neptun und Jupiter ihm größten, von Venus freundlich beschützt glauben, und nachdem endlich Windstille eingetreten war, trank er als Nachfeier seines Geburtstages die We-

landzeit seiner Lieben in kostlichem Überdruß. Nach einer zehntagigen Seefahrt hoffte er in Rhodus zu landen, aber ein zweiter heftiger Sturm erhob sich, und nicht ohne Lebensgefahr konnte die Mannschaft durch die Hülfe zweier englischer Kriegsschiffe, die zwei Boote zu ihnen sandten, in Marmoriza an's Land steigen. Kaum wurde die Seefahrt fortgesetzt, so traf das Schiff zum zweitenmal Sturm und Wetter, und der Wind zertrümmerte dicht neben demselben den Mast eines griechischen Schiffes. Rhodus und Cuern konnte Pädler nur wie im Traume sehen. Bei goldenem Sonnenstrahl dagegen durfte er Standio, das alte Ros, die Vaterstadt des Hippokrates und Avelles bewundern. Diese glückliche Insel, die er in ewigem Frühling grügend schäutert, bezauberte ihn so, daß er dem Kaiser in erklärte, anstatt mit ihm nach Smyrna zu gehen, wolle er hier auf unbestimmte Zeit verweilen. Er trank aus der Quelle des Hippokrates, und sah die berühmte Platane und das Grabmal des Mausolus. Den 17. Dezember reiste er zu Land durch Kleinasien weiter. Berge und Thäler und Tempel nahmen seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und auch von andauerndem Regen ließ er sich nicht zurückhalten seine Wanderlust fortzusetzen.

In Adin, der Hauptstadt Antiochiens, wurde er vom Bischof Kleinsiens, Tahir Bey, mit größter Auszeichnung aufgenommen, und konnte sich rühmen, daß nach der Wank, die ihm von Mahmud Ali zu Theil geworden, er nun auch in dem Reide des dem letzten feindlich gesturten Sultan Mahmud nicht mindere Ehre empfing; auch wurde er genehmigt, die Reise von Adin bis Smyrna, über Magnesia ad Maeandrum, Milei, Geronda und Ephesus auf Kosten der Regierung zu machen.

Am 13. Januar 1839 langte Pädler in Smyrna an, wählte sich aber, anstatt in der Stadt zu bleiben, den reizenden Landausenthalt von Tarnabat, wo er seinen langzeit

letzten Haubacht, seine zwölf arabischen Pferde, und Briefe aus der Heimat vorfand.

In bebageltem Ausruhen wandte sich Buchler nun wieder etwas seiner Schriftstellerei zu, und da fielen ihm denn auch wieder die Aenderungen ein, die Lucie ihm an seinen „Verzüngling“ vorgenommen, und er warf ihr wieder kost vor, daß sie diesen Nachte alles Pilante und allen Reiz geraubt habe. „Während ich vom Sturm gepeitscht“, schrieb er humoristisch klagend, „kaum dem Schlafbruche entging, gerieth mein armes Buch unter die Piraten. Aber fast noch ärgerlicher als über das Geraubte bin ich über die Veränderungen und Zusätze, die Scherer gemacht hat. Man zeckelungin Mistlaie, Gott erhalte Dich nebst Scherer und Schol. Man kann lange suchen, ehe man eine Providenz und Treueigkeit finden wird, geschickter einen armen Schriftsteller lungurichten, als diese ehrenwerthe Firma.“ Mit mir ist es aus, und ich mache nicht mehr; nur einmal erhebe ich noch die verstaumelten Hände zu Dir empor, und stehe auf französisch zu Dir: O ma reine redoutable. Si vous avez des entrailles, épargnez mon dernier enfant! Schande, in diesem Punkte bin ich wuthend auf Dich, et tout de bon.“

Weiter schrieb er an Lucie über denselben Gegenstand aus Barnabat den 13. April 1839: „Und über die Schriftstellerei wollen wir uns auch verstandigen. Ich hoffe Dich mündlich zu überzeugen, daß alle fremde Gemischung dorein, wenn sie den besten freunlich-zen Rath übersteigt, und willkürlich nach fremder Ansicht streckt und zupiept, jedem Schriftsteller, der einige Originalität beßzt, schädlich sein muß. Also schriftlich wollen wir das ruhen lassen.“

Dann meinte er wieder selbst, die Schriftstellerei habe, nachdem sie die Augen der Welt auf ihn gezogen und seinen Ehrgeiz vollkommen befriedigt, allen Zauber für ihn verloren. Nun sei er gesättigt, und wünsche etwas Neues.

„Gieb Acht,“ schrieb er an Lucie, „ich werde noch einmal preussischer Minister oder ein kleiner Souverain im Orient. Ein attendant, Muslauer Wartner und courtisan assidu bei der Schmucke. Wäre ich nur das Schriftstellern los, eine infame Passion, das mich auf der einen Seite festhält, und auf der anderen dequartirt. Es hat allerdings seine Dienste gethan, wird aber jetzt zum Hofedienst, und absorbiert alles. Zum Genuß kann ich nirgends kommen, sondern nur zu seiner Verschreibung. In Muslin wollen wir recht lindlich sein, nicht 16, sondern 10 Jahre alt, und alle melancholischen Teufeleien zum Teufel senden, wenn der liebe Gott uns nur Gesundheit und guten Appetit zum Essen und Trinken giebt.“

Noch immer war der kühne Reisende nicht ermüdet, und setzte den 23. April nun seine asiatische Spazierfahrt, wie er sie nannte, zu Lande über Magnesia, Sardes, wo er den Palast des Crofus besuchte, und sich dessen Merksamer wünschte, und Nicia nach Constantinopel fort. Wieder gleich seine Reise einem Triumphzuge, aber der Glanz brachte doch auch seine Lasten und Untequenlichkeiten mit sich, und wie alles auch die Ehrenbezeugungen müde werdend, dachte Passler nun, er möchte doch sein Monig sein, und am besten denwertheften sei, wer als Privatmann unabhängig sein Leben genießt — besonders wenn er Crofus' Schatz habe! Sardes fand er heitlich und erhaben, und rechnete es zu seinen schönsten Reiserinnerungen. Er setzte sich auf's neue den stärksten Anstrengungen aus, zu Pferde, zu Fuß, Merk würdigsten bestehend, fast nie rastend. Seinem Autorität; durfte es schmeicheln, daß selbst in der Türkei jeder Gouverneur ihn bitten ließ, seiner in Gutem zu gedenken, ja der Gouverneur von Thathra (Alisar) fragte ihn sogar, ob es wahr sei, daß er alle Monate ein neues Buch schreibe. Wegen solche europäische Vitteraturkenntniß sah freilich die geographische Unkenntniß des Ridi von Sinchio ab, der

Bücker seinen Versuch abstattete, und bei dieser Gelegenheit von Büdler zuerst erfuhr, daß es ein Preußen gäbe!

Für die Misjahle des Reiselebens wurde Büdler reichlich entkräftigt durch den Anblick des Clampus, durch das paradiesische Brussa. Die Moscheen, der Tanz der Terwische, Spazierritte in die herrliche Umgegend ließen vierzehn Tage rasch entfliehen. Dann sagte er Memasien Lebewohl, und fuhr in der Gondel nach Konstantinopel hinüber.

Er sollte eine Audienz beim Sultan haben, die jedoch durch dessen plötzlich erfolgten Tod nicht stattfinden konnte. Dagegen erlebte er dort die Schwertumgürtung (Kronung) des neuen Sultans. Die Verhältnisse der Türkei schienen Bücker wenig günstig. Nach der Niederlage der Truppen in Syrien und der Desertion der ganzen Flotte, die unter dem Kapudan Pascha nach Aegypten geflohen war, um sich Mehemed Ali in die Arme zu werfen, schien ihm die Auflösung des türkischen Reiches nahe bevorstehend, und allgemein erwartete man daselbst das Eintreffen der Russen.

Von Konstantinopel machte Bücker die Donaureise, und verabredete mit seiner Schnude, daß sie ihm bis Pesth oder Wien entgegenreisen sollte, wo sie sich nach so vieljähriger Trennung umarmen wollten.

Vierunddreißigster Abschnitt.

Nachbaba, die Abstinenterin. Eine Menagerie, ein Daron

Bevor wir aber Pädler in die Heimath zurückkehren, muß hier ein Exkurs ausführlicher besprochen werden, das in sein Leben bedeutend eingriff, und sein Herz tief berührte. Ueber die Jugendjahre längst hinaus, in der zweiten Hälfte seines Lebens sollte er eine Aneignung empfinden, wie sie ihm bisher unbekannt geklungen, weil sie verchiedene Eindrücke der Liebe in sich vereinigte, die selten sonst sich auf ein Wesen konzentriren. Der Gegenstand dieser Gefühle war ein schwarzes Kind der indischen Zone, nahe dem Äquator hinter Abissinien im hohen Gebirge bei den Quellen des blauen Nils geboren, eine Skavin, und von ihm auf dem Sklavenmarke angekauft!

Wie viel ist in der Gesellschaft, und in den Redungen sogar, von des Fürsten Pädler Abstinenterin die Rede gewesen! Sie war ein Gegenstand der Neugierde durch ihre dunkle Farbe und ihre fremdartige Kleidung, und der Fürst wurde oft ein Gegenstand des Tadels, daß er sich darin gefalle, eine Skavin zu haben, eine seltsame Wesenheit zu besitzen. Natürlich sind diejenigen, die am wenigsten Kenntniß haben, immer am bereitwilligsten und vornehmlichsten zu verurtheilen. Wie anders jedoch ist das Alles, wenn man in das Innere der Seelen und der Verhältnisse blickt! Wegen die Leser selbst urtheilen, indem wir ihnen die arme Nachbaba und ihre Geschichte näher vorkühren.

Wie Pädler sie kaufte, im Anfang des Jahres 1837, zahlte sie ungefahr zehn oder dreizehn Jahre. Sie war die Tochter eines vornehmen Beamten in Abessinien, der am dortigen königlichen Hofe eine ansehnliche Stelle einnahm. Ein unglücklicher Krieg des Königs mit einem Nachbarvolke veranlaßte die Einnahme und Einnahmestellung der Hauptstadt, bei welchem Unglück auch Machbaba's Eltern das Leben verloren; sie selbst, damals alt oder elisabriz, mußte Zeugin davon sein, wie die Feinde ihren Vater und sechs ihrer Brüder erformungslos tödteten. Hierauf wurde sie mit ihrer Schwester gefangen, und zuerst nach Gondar, der größten Stadt Abyssiniens gebracht, wo die Kinder nach kaufmonatlicher Reise voll Reichthums und Entbehrungen anlangten. Dann wurde ihre Schwester verkauft, und sie selbst mit anderen Verkauften nach Gashum in Sudan geführt. Dort war es, wo Pädler sie beim ersten Anblick, gerührt von der Armut und Püchlichkeit ihrer Erziehung, kaufte.

Machbaba war schon, wenn auch von ganz anderer Schönheit als derjenigen der Europäerinnen. Sie war keine Negessin, sondern von rathbrauner Farbe; wenn die Sonne sie beschien, so verlieh ihr dieselbe einen malerischen Glanz; ihr Teint gleich dann einem über Goldplatten ausgebreiteten dunklen Seidenflock, und ihre Haut war weicher wie Atlas und Sammet, oder, wie Pädler sie schätzte, weicher wie der Flaum eines Kolobris. Ihre Gestalt konnte an Ebenmaß von keiner griechischen Statue übertroffen werden, ihre Zähne gleichen zwei Perlenreihen, ihre schwarzen Haare kontrastirten malerisch mit den rothen Noien, mit welchen sie sich zu schmücken liebte. Pädler beschrieb sie von lieblichem Ausdruck voll himmlischer Güte und irdischem Feuer im funkelnden Auge, Grazie in jeder Bewegung, und von hoher noch nie gestörter Natürlichkeit. Sicher ist, daß ihr Gemüth und ihr Charakter an Schönheit dieses holde Kneufere noch weit überflügeln. Doch lassen wir Pädler über sein Pügelkind

selber sprechen. In einem Briefe an eine Freundin äußerte er sich über Nachbaba wie folgt:

„Sie war, als ich sie kaufte, zehn Jahr alt, aber schon körperlich vollkommen und hübsch ausgebildet, da in ihrem Vaterland, den südlichen Ebenen unter Abyssinien, die Mädchen schon mit sieben Jahren häufig heirathen. Alle Sinne schon in der Blüthe, der Geist aber noch wie ein unbefruchtetes Blatt, begierig darauf wartend, was darauf verzeichnet werden würde. Diese kindliche Jungfrau machte ich bald zu meinem ernstlichsten entzückenden Studium, lehrte ihr alles, was ich selbst wußte, lernte von ihr unverfälschte Naturansichten, urmenichliche Offenbarungen, die mich bei unserer verkrüppelten Civilisation oft in das höchste Erstaunen setzten, und befaß eifrig an ihr nach Jahr und Tag ein Weisen, mit dem ich in Wahrheit vollkommen eins geworden war.“

„Ich glaube, daß ein so wunderbares Verhältniß nur entstehen konnte zwischen einem so seltsamen Original als ich bin, und einer orientalischen Skavin. Denn kein unserer Civilisation angehöriges weibliches Wesen kann sich einen Begriff machen von dem, was in der Seele einer orientalischen Skavin (die nicht von Negern abstammt, weil Neger-Skavinnen etwas durchaus anderes, viel tieferstehendes ist) vorgeht, und in Bezug auf Männer in ihr emporkwächst. So wie das ganz jugendliche Mädchen von den grausamen Skavenhändlern, die sie gleich Thieren behandeln, durch den Verkauf befreit wird, und nun einen unbefchränkten, aber weil er sie gewählt, ihr doch wohlwollenden Herrn erlangt, so ist dieser Herr geradezu für diese werdende Seele des Kindes, wie für gläubige Christen der liebe Gott selbst, alles in allem, und sein Wille heiliges Gesetz. Behandelt er die für sich willenlose Skavin selbst hart, so erträgt sie es doch freudig, wie der gute Christ jedes Unglück als eine göttliche Sendung zu seinem wahren Besten ansieht; wird das junge Mädchen aber gut und liebevoll vom Herrn behandelt, so ist

ihre ganzliche Anzuehen in seiner Personlichkeit, ihre gränzenlose Ergebenheit, Ehrfurcht und Liebe für unsere eraltende Heberkultur kaum mehr begreiflich. So nur beifaffen wie Nachbuba war, konnte ich dies süße Pflegen und für mich, und für mich allein, erziehen, wie der Maler fein ideales Bild nach Belieben modelt, und ich konnte einen Seelenroman von mehreren Bänden fchreiben, wenn ich das hochinteressante Detail dieser Erziehung, und das wunderbar daraus sich entwikelnde Verhältniß geschichtlich entwikeln wollte. Ich wurde alles für sie, und sie alles für mich, nicht nur in Gesinnung und Denken, sondern auch im allermateriellsten Leben, und war ich dabei selbst ganz ohne mein Wollen hundertmal mehr der Empfangende als der Gebende, sie immer die Dienerin, ich immer der Herr, als mußte es so, und könnte nicht anders sein. Und mit dieser unwiderstehlichen Gewalt war sie wiederum meine Beherrscherin. Alles unter uns war gemeinschaftlich. Sie führte meine Haushaltung und meine Klasse unumfchränkt, und nie habe ich besser, bequemer und dennoch wohlfeiler gelebt. Sie war die Vernbegierigste und schnellste auffassendste Person, die mir je vorgekommen ist, und auch Sprachen lernte sie spielend. Doch alles dies hatte sich natürlich erst später so herangebildet. Am ersten Jahr besonders, wo ich noch zwei andere Slavinnen neben ihr mit mir führte (die ich ihretwegen später beide verfehenkte) und ich auch nur wenige Worte mit ihr sprechen konnte, lernten wir uns nur ganz oberflächlich kennen, obgleich ihr eigenthümliches Betragen, und ein gewisser Stolz bei aller Unterwürfigkeit, wie ihr denkendes Gesicht mich oft frappirten. Doch genug von allen diesen Details. Ich durchreiste mit ihr, als meinem Kalkotum, einen großen Theil von Afrika und Asien, die Türkei mit langem Aufenthalt in Preußen und Konstantinopel, dann Seelenärzten (wo sie mir, der an der Cholera erkrankte, durch ihre sich opfernde Pflege und Wartung das Leben rettete), Ungarn nach Wien. Hier

verblieb ich mit ihr über ein Jahr, und sie als meine Pflanztochter ward durch ihre Anmuth und merkwürdigen Takt in allen Dingen une espèce de lionne in den höchsten Damenkreisen, und wenn sie im männlichen Mameluckenanzug auf meinen arabischen Pferden, deren ich über ein Duzend aus der Wüste mitgebracht, wie der kühnste ungarische Husarenoffizier die Vollblutpferde tummelte, bei Manövern bei Pesth oder Wien, hatte sie oft einen ganzen Generalstab um sich versammelt.“

Aus dieser Schilderung geht die ganze Art des Verhältnisses zwischen Püdler und Nachbuba hervor. Er hatte für sie den gütigen, mitleidigen Antheil des Menschenfreundes, die fürsorgliche Hartlichkeit eines Vaters, den thätigen Eifer eines Lehrers, die treue Gefinnung eines Freundes und Kameraden, und die Sympathie der innigsten, hingebendsten Liebe, wie sie der Jugend eigen ist, die aber manches warme Herz selbst noch am Lebensabend kräftig und tief zu empfinden im Stande ist.

Nachbuba, die schöne, gute, unglückliche Nachbuba verdiente ganz diese Liebe. Diese exotische Pflanze entwickelte die edelsten, ruhrendsten, lindlichsten und zugleich großartigsten Eigenschaften des Charakters. Nach dem traurigen Schicksal, das ihre Familie betroffen, und das noch immer wie ein unheimliches Schreckbild in ihrem Gemüthe fortwirkte, nach der entwürdigenden Behandlung des Skavenhändlers, in dessen Hände sie fiel, lebte sie in Püdler's Nähe zu einer bisher ungekannten Freundlichkeit auf, und erblickte in ihrem Beschützer ein höheres Wesen, das sie verehrte und anbetete. Für Püdler war dieses glühende Gefühl eines Naturkundes eine süße Befriedigung, die ihn wie verjüngte. Er ergoß mit Leidenschaft die Aufgabe, Nachbuba zu bilden, und auf ihren Geist zu wirken, der so durstig nach Belehrung war.

Ein Weisth, das er mit ihr über Religion hatte, bewahrte uns Püdler selbst im ersten Bande seiner „Aus-

tehr" S. 132 auf; es ist so merkwürdig und rührend, daß es hier nicht fehlen darf.

„Der Gesundheitszustand meiner armen Mjamé“ (so nannte er sie, bis er ihren eigentlichen Namen Nachbaba erfuhr) „beruhigt mich noch immer,“ schreibt Pädler, „und um so mehr, da ihre geistige Bildung ununterbrochen fortschreitet. Ich hatte bisher absichtlich vermieden mit ihr von Religion zu sprechen. Heute, wo sie sehr ernst gestimmt ist, fing ich zum erstenmal an, dieses Thema zu berühren. „Du bist eine Abwieserin,“ sagte ich, „dort giebt es viele Christen. Bist Du auch eine Christin oder eine Muhamedanerin?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte sie leise, „da ich so jung aus meinem Vaterlande geraubt wurde. Ich erinnere mich nur noch der Klammern um uns, als die Stadt brannte, und wie mein Vater und die Brüder niedergemacht wurden, und man mich mit meinen Schwestern gebunden fortzulegte. Weiter weiß ich von nichts mehr. Ist es Dir nicht einerlei, ob ich eine Christin oder eine Muhamedanerin bin? — Ich habe daran nie gedacht.“

„Hast Du die Idee von einem einzigen, allmächtigen Gott?“ fuhr ich fort.

„E gewiß! Das ist Allah, der über alles regiert.“

„Wo denkst Du, daß der ist?“

„Da, da, da und dort“ (nach allen vier Weltgegenden hinweisend).

„Glaubst Du, daß dieser Gott die Bösen bestraft, und die Guten belohnt?“

„Freilich; so hörte ich es immer: mein Körper verbleibt der Erde, aber ich komme zu Gott in sein Paradies, wenn ich Gutes gethan. That ich aber Böses. So werde ich vorher eine Zeit lang mit Feuer und Qual bestraft, bis ich gereinigt bin.“

„Bleibe dabei,“ sagte ich, „dieser Glaube ist nützlich.“

„Nun, und worin besteht denn Deine Religion?“ begann sie nach einer Pause.

„Sie gleicht der Deinigen, doch fügt sie noch einiges hinzu. Sie lehrt mich: liebe Gott über alles, und danke ihm für Freud' und Leid. Deine Mitmenschen aber liebe wie Dich selbst, und sei mild gegen alle Kreatur. Was Du aber nicht wußt, daß Dir die Leute thun, das thue auch ihnen nie. Das, liebe Hamé, das ist die Lehre und der Kern des Christenthums.“

„O Tahib, Tahib' (Schön, schön!)“ rief sie, die kleinen Hände an ihre Brust legend; „dann bin ich auch eine Christin!“ —

Ich kam nur nach dieser Szene fast wie ein Missionar vor, und freute mich sehr über den gefundenen, und wie sich später erwies, als sie die gegenseitige Anfeindung christlicher Sekten mit Augen sah, von allem Rigorismus und aller Intoleranz noch in seiner Reinheit so ganz entfernten Sinn dieses Naturkundes. Nur solche Gemüther ist das alt Christliche gar leicht verständlich, heilsame Speise, wie die Milch für den Säugling. Nur durch die spätere That des alten Adams im Menschen, der dem Heiligen seine unheiligen Leidenschaften unterlegt, wird oft die Milch sauer und unverdaulich für den Erwachsenen.“

Wie Pudler um Ostern 1833 in Murnau war, nahm er Wachbuba mit sich, in die griechische Kirche, um daselbst um 1 Uhr nach Mitternacht die Feier des Auferstehungsfestes mit anzusehen. Sie freute sich wie ein Kind an der prachtvollen Vergoldung, an den unzähligen Lichtern, aber über drei Dinge war sie sehr verwundert: erstens, daß Schwestern mit zum christlichen Gottesdienst gehöre. Es wurde dort nämlich nicht nur in der Umgehung der Kirche, sondern sogar im Innern derselben, ja mehreremale in der Kirche selbst mit Gewehren und Pistolen geschossen, wobei durch Unvorsichtigkeit einige Personen Verletzungen daventrugen.

Zweitens, daß so viel Betteler mit dieser Religion verbunden sei, und drittens, daß die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde auf dem Schooße, die beide mit Zittergold geziert, auf dem Hochaltäre prangten, beide noch schwarzer seien als sie selbst. Sie fragte deshalb, ob denn die Jungfrau Maria eine Negerin gewesen sei?

Während sich Pädler immer fester an Nachbuba angeschlossen, und sich ein Leben ohne sie gar nicht mehr vorstellen konnte, suchte er, wenn er an die Zukunft dachte, wie schwierig es sei zu Lucie aufrichtig von dem geliebten Mädchen zu reden. Zeitjamerweise schrieb ihm erstere den 29. März 1837, als Nachbuba bereits bei ihm war, er möge ihr doch eine vorzügliche Negerin mitbringen, da man sage, nichts gehe über die Treue und Intelligenz einer solchen. Aber er wagte nicht darauf einzugehen; je theurer ihm Nachbuba war, je weniger konnte er sich entschließen Lucien die Wahrheit zu bekennen. Und endlich mußte doch etwas geschehen, sei es auch nur sie allmählig an den Gedanken zu gewöhnen, daß er das dunkle Kind des Sudens mit sich in die nordische Heimath führen werde. So schrieb er denn am 1. September 1837, nachdem er ihr die Anstrengungen seiner Reise geschildert: „*Me voilà frais et dispos à Kéne avec une belle esclave abyssinienne, un jeune esclave cuivre du Fazoli, et un petit esclave nègre, noir comme de l'encre.*“

Dann schrieb er den 15. November leicht scherzend aus Kairo, der Himmel wisse was er aus seiner Menagerie mitbringen könne, die gegenwärtig aus zwei weiblichen Eskavinnen, von denen die eine nur zehn Jahre alt, aus den beiden Knaben, dem Abissiner und dem Neger, zwei Gajellen, zwei Affen, einem Dromedar u. s. w. bestünde.

Lucie mochte das im Anfang als eine augenblickliche Phantasie, als eine Lust am Ungewöhnlichen ansehen, die bald wieder einer neuen Laune Platz machen werde.

Den 2. Februar 1838 schrieb Budler aus Jerusalem an Lucie schon entschiedener: „Ich muß Dir aber sagen, Schmeide, daß ich jetzt, wo ich mich langsam Europa wieder näherte, mich ein wenig vor dem Russländer Anienthalte fürchte. Ich lebe nun schon so lange nur mit Sklaven als unumchränkter Gebieter, daß ich mich gar nicht mehr zu geniren gewohnt bin. An meinen kleinen Harem bin ich aber so gewohnt, daß ich ihn selbst im Kloster di terra santa nicht von mir lasse; es wäre hart, ja unthunlich für mich, ihn im eigenen Hause zu Musakoff zu entbehren. Ich kündige also vorher an, daß dieser Harem, vier Seelen stark, im blauen Zimmer und anstoßenden Kabinetten wohnen muß, wo ich selbst auch schlafen werde, nämlich im blauen Zimmer; denn mein Harem ist gerade wie kleine Hunde gezücht, und macht nicht mehr Umstände. Es giebt nichts Bequemerer, Heimlicherer, Bedürfnisloserer, und natürlich auch ganzlich Präentionsloserer. Das darf ohne Ordre nie die Stube verlassen, ist was man ihm von den Broden der Tafel anfließen laßt, hinter dem Vorhang, steht ehrerbietig auf, so bald man sich naht, und setzt sich nie ohne Erlaubniß, laßt Hände und Füße, und drückt die Stirn darauf, thut unbroffen jeden Dienst, und ist für jedes Kleidungsstück, für jede noch so unbedeutende Kleinigkeit voll Dankbarkeit und hocherfreut. Voilà au moins des mattresses commodes!

Wenn ich das neue Quartier beziehe, das ich sogleich einzurichten wünsche, wenn ich ankomme, so ist das Lokal meines Schlafzimmers, mit dem der kleinen Pöden ganz dazu geschaffen, den Harem dort zu etabliren, den Du übrigens nicht mehr zu sehen bekommen wirst, als Dir selbst genehm ist. Je suis sûr que vous aimerez mes esclaves, et que vous les gâterez bien plus que moi, qui leur fait donner le Kurhatsch sans cérémonie, si elles ne sont pas assez attentives, car je suis Turc mon ange. il ne faut pas vous faire d'illusion là dessus, ich bin

ein Türke, leider aber ein Alter, der Maitreffen dieser Art braucht, welche die blindeste Aelgiamkeit mit dem Mächement der Hunde verbinden, denn daß sie in mich verliebt sein sollen, kann ich nicht mehr pretendiren. Liebe aber dieser Art dauert überhaupt nicht lange. Les Européens sont de véritables nigauds avec leurs femmes. Les Turcs s'y entendent mieux, ils n'ont du respect et de la vénération que pour leurs mères, et jamais ni pour leurs femmes, ni pour leurs concubines. Schande, Du bist meine Raima, mußt mir aber meine Concubinen nicht stören, wenn ich nach Muskau komme. En cela, comme en tout, il faut me mettre tout à fait à mon aise. Je serai alors aussi raisonnable de mon côté, et pas trop barbarement exigeant. Schmecke, que dites vous de tout cela? Au reste, n'étant plus prince de Kyparissia, je m'appelle présent. Hermannali Pascha, bin aber immer und ewig, als Türke wie als Christ Dein treuer Lou."

In diesem Briefe ist wie ersichtlich alles in ein falsches Licht gestellt, alle Farben von der Wahrheit abweichend. Bildler fürchtete sich vor heiligen Szenen, die ihm Lucie machen würde, und suchte sie geistlichlich, mit überlegter Berechnung günstig für seine Wünsche zu stimmen. Es war einer der seltenen Fälle, wo er nicht aufrichtig gegen seine Freunde war.

Es ist wohl kaum nöthig erst darauf aufmerksam zu machen, daß seine Seele weit entfernt von dem Cynismus war, den sein Brief so grell ausdrückt. Er machte sich weit schlechter, als er war. Alle seine zarten und tiefen Empfindungen für Madhuba wollte er verheimlichen, weil er vor Lucien's Eifersucht Angst hatte, und sie durch die fingerte Gleichgültigkeit und Grausamkeit gegen seine Elavinnen sicher zu machen hoffte. „Je suis Turc, mon ange," versicherte er Lucie. Ah nein, er war niemals in seinem Leben weniger ein Türke gewesen, als grade damals, wo er

türkische Kleidung trug, und Machbuba liebte, denn grade durch sie lernte er jene Ausschließlichkeit der Hingebung kennen, die sich ganz in einem Wesen konzentriert, und die recht eigentlich die Bedingung der wahren Liebe ist. Ein Türke war er weit mehr in Europa gewesen, als jetzt an Machbubas Seite. Auch verachtete er ja bald die anderen Sklavinnen, und nur an ihr, an ihr allein, war ihm alles gelegen. Auch jene Geringschätzung der Frauen, die Achtung und Verehrung nur die Mutter nur ausgenommen, sollte Lucien schmeicheltast sein, und sie sich dadurch in der ihr zugetheilten Mutterrolle recht wohl fühlen und befestigen. Die Versicherung endlich seines Altwerdens war gleichfalls eine List, um sie zu beruhigen, denn, obgleich über fünfzig, sah Pädler weit jünger aus, und war eine glänzende, herrliche Erscheinung, und er wußte sehr gut, wie leicht es ihm noch immer wurde, die Herzen der Frauen zu erobern.

Er hielt es für nöthig in seiner Diplomatie der Aurcht — denn anders können wir es nicht nennen — fortzufahren. So schrieb er an Lucie den 14. Februar 1838 vom todten Meere: „Mein Koch ist ein Araber, Ibrahim, leidlich, und sich auch täglich bessernd. Ein junger Mohrendiener, der für die bloße Kost dient, (die nur in den Staaten Mehemmed Ali's nichts kostet) agiert als Gehülfe auf der Reise. Einen ähnlichen Knaben hat der Graf (Graf Tattenbach, Pädler's Reisegesellschafter und Sekretair) als Diener. Außerdem versehen den Dienst der inneren Appartements meine vier sehr gut dressirten Sklaven, von denen der kleine Neger Haman, den ich Dir bestimme, der possirlichste ist. Alle vier sind aber höchst gutartig, und wohlgezogen. Machbuba, das älteste Mädchen, ist mein eigentlicher Kammerdiener, und verläßt mich fast nie bei Tag und Nacht, gleich einem treuen Hunde. Die kleine Njame, erst zehn Jahre alt, werde ich wahrscheinlich bald verkaufen, weil sie das kalte Klima Europa's nicht vertragen kann, wegen einer

schwachen Brust und zu delikaten Konstitution der Abessinierin. Faref ist mein Page. Das Gefolge beschließt Muhamed, Aga, der Kawas des Gouvernements, der als Reismarschall agirt.“ Bildler wollte Lucie gewöhnen, seine Sklaven als einen Theil seiner Menagerie anzusehen, und für nichts eiter. Konnte ihm das gelingen?

Fünfunddreißigster Abschnitt.

Rachbaba. Leidenschaftliche Stürme. Verhandlungen zwischen Budler und Lucie über Rachbaba. Erster Brief Rachbabas

Lucie antwortete zuerst scherzend, Bädler spiele ihr den schlimmsten Streich, den Krokodillen, Nilotoren und Giraffen nachzujagen, wie wehrabenschwarzen Barbaren die Cour zu machen.

Bädler dagegen schrieb an Lucie aus Aleppo, den 25. Juli: „Rachbaba ist die beste Seele, die man finden kann, und mir attachirt wie eine Tochter ihrem Vater, und ein allerliebster, schwarzbrauner Mametuk dazu, in ihrem roth und weißen Kostüm mit Gold gestickt und Cachemir um den Kopf und die Taille gewickelt. Die letzteren sind freilich nicht sehr prächtig, aber in Europa immer recht anständig. Ich bin überzeugt, daß Du das sanfte, gehorsame und hübsche arme Ding sehr lieb haben wirst. Der Nabenschwarze ist dagegen ein kleiner Diavolo, der hart behandelt werden muß, aber von Charakter sehr gut geartet. Diesen übergebe ich Deiner Erziehung, und behalte nur meinen weiblichen Mametuk für mich, der sich selbst meinen treuen Susannus¹⁾ nennt, und es auch ist — ich meine als dienende Seele.“

Lucie war unterdessen die angedrohte Verpflanzung des orientalischen Harems auf das Muslauer Schloß sehr bedenklich geworden. Sie fürchtete das Gerücht, den Skandal; ihr Stolz war verletzt und sie wollte nun mit Energie auftreten. Sie schrieb

¹⁾ Susannus hieß ein Hund Budler's.

Budler daher wie folgt: „O, mein alrrührtes Kind, ich beklage Dich herzlich. Als wilde Taube, erwärmt und groß gepillegt von Schmudens Hand und Brust, so flogst Du aus: doch in Tigerblut hast Du getaucht Dein Schnabelchen und Dein zart Gefieder! Geh' — mach' mich nicht todt mit solcher Art, bevor noch der wirkliche Tod mich erlöst vom schweren Wechselgang des Lebens.“

„Ueberhaupt, Du liebes Herz von ehemals! Stimme Dich herab oder herauf zu meinem Stehen!“

Einmal um Dornenwegen, und dann auch um Rosen-
wiesen. Denn Du verstehst wohl: es ist der Sonnenstrahl ausgebrochen über Deine Alte; ganz ausgesprochen, und von Muskau für immer, willst Du das ausführen, was Du drohst! Sieh es nicht als frühe Widerspenstigkeit meiner-
seits an, wenn ich die türkische Sitte nicht mit mir ver-
einbart finde, denn außer für meine Ehre und Anstands-
gefühl habe ich dafür zu sorgen, daß die Freundin, welche
Du so hoch stellst, die eigentlich die Mutter Deiner Wahl
gewesen, mit Würde bis zuletzt in den Verhältnissen stehe,
die sich mit den Deinigen verflechten. Wenn ich mich gleich
nur blutend losmachen würde, so habe ich kein Begehren
nicht, Dir Geseze und Entbehrungen vorzuschreiben. Ich
beischeide mich daher dahin, wo mich meine Vernunft, meine
Liebe und Ergebung, und das Aufhören von allem hinweist.
Weit mehr, mein Vau, wünsche ich indeffen zu Deinem Heil,
daß Du nicht etwas thust, was bei der Tendenz, die einmal
allgemein die dermalige ist, Dir Mißbilligung, ja eine Art
Reprobation zuziehen könnte, die Dir doch bitter zu tragen
sein möchte. *L'homme sensé ne laisse point apercevoir
ce que l'imprudent découvre, et ce que le fou afflige.*
Hierin liegt eine große Lebensregel, und wage ich so viel
meine Gedanken, meine lebende Warnung hier auszusprechen,
so erkenne mich nicht vom eigenen Vortheil geleitet, sondern
glaube mir, bei Gott, daß ich zu allem resignirt bin, und

nur Dich hier vor Augen habe. Meine auch nicht, daß ich's aus dem falschen Gesichtspunkt betrachte. Selten hat mich der Takt oder die innere Stimme getäuscht, welche mich den Nachtheil ahnen ließ, der für Dich aus dieser oder jener Sache entpringen konnte. Du würdest aber hier das hom mot oder das Originelle desselben theuer bezahlen, was Du da aufgestellt! Sensation und Aufsehen liegt in dem Wort schon: das ist richtig, doch was Einige belachen würden, das dürfte von den Besseren nicht als Dir angemessen, nicht als ehrenwerth erklärt werden, und Dich selbst zuletzt satyriren, wie alles Auffallende, was mir schwer auf den fällt, der es souteuiren soll! Mein Herzogson, ich fürchte sehr Dir zu mißfallen, denn ich erzeuge doch durch meine Vorstellungen ohne Frage Mißbehagen! Als wahre Freundin bin ich Dir Aufrichtigkeit schuldig, und mir selber, mich nicht beruhigend, denn als was Anderes würde ich gelten, als für eine Aufseherin jenes Etablissements? Verdamme mich nicht, lies und handle nach dem Prinzip der Lebensregel. Willst Du aber ein Wüßling scheinen, und ihn affektiren, so muß die Schnude weichen, so muß die Schnude fliehen. So ist es."

Zuier Widerstand versetzte Büdler in große Narbe. Er antwortete Lucie aus Aleppo, den 30. September 1838 wie folgt:

„Deine Klagen über mein langes Ausbleiben bekammern mich zwar in mehr als einer Hinsicht, das heißt für Dich wie für mich selbst, da die Sache aber nicht zu ändern ist, so sage ich nichts weiter darüber als. habe noch ein wenig Geduld, und auch dieser Koth wird vorübergehen. Beunruhigender für mich ist ein anderer Theil Deines Briefes, auf den ich mit der größten Verzichtheit und zugleich (wie immer) Aufrichtigkeit, aber weitläufiger als gewöhnlich, einen solchen Gegenstand betreffend, antworten muß. Du schreibst, daß Du Muslau verlassen mußttest, wenn ich meine Sklaven mitbrachte, und nimmst mit Deiner Dich oft wie mich irre

leitenden Phantasie eine Ansicht von der Sache, die ein Phantom statt der Wirklichkeit vor Dir aufsteigen macht.“

„Aur's Erste weißt Du schon, daß diese getuschelten Sklaven sich nur auf ein einzelnes Mädchen reduciren, welche mich in Manneskleidern begleitet. Du meinst, ich habe diese Begleitung, um den Wüßling zu spielen? Du lieber Gott, Du denkst in diesem Augenblicke an mich, wie ich dreißig Jahre alt war — heute bin ich so alt geworden in Aussehen und Wesen, daß jeder nur die größere Bequemlichkeit einer weit sorgfältigeren Dienstin darin sieht, weil eine Sklavin und ein Frauenzimmer in dieser Hinsicht mehr leisten als zwei freie männliche, ja die Sorgfalt eines solchen Wesens gar nicht durch gemiethete Diener ersetzt werden kann. Wenn sie gut geartet sind (und Nachbaba ist das beste und liebevollste Herz in ihrer Schaar) und gut behandelt werden, so attachiren sich diese Schwarzen auf eine in Europa kaum je stattfindende Weise, was in ihrem hüllosen Zustande liegt: denn hier kann man seine Sklaven eben so ungestraft todtten als seinen Hund. Dieses arme Mädchen also liebt mich nicht par amour, aber sie betrachtet ihre ganze Existenz als zu mir gehörig, so wie sich selbst mein Weichopf, so daß sie niedergebrosen und in tausend Aengsten ist, wenn sie nur ein paar Tage von mir getrennt bleibt. Ueberdem hat man ihr in früherer Zeit so viel Unsiinn von Europa in den Kopf geizt, daß sie die Europäer in ihrem Lande nicht viel anders als wie die Menschenfresser ansieht, und nur unter meinem Schutze, wenn gleich halb zitternd, zu der Meise dahin Muth geizt hat, mich hundertmal beschwerend, daß ich sie nie von mir lassen möge, was ich ihr halb lachend, halb gerührt eben so oft recipiren habe. Ich bin überzeugt, daß, wenn ich dieses Verbrechen nicht hielte, ich ihr Herz brechen würde, und dies ist bei ihren Vandleuten keine Seltsamkeit, die augenblicklich Hand an ihr Leben legen, oder am Rimmer wie die Aelgen sterben, wovon ich hier so viele Beispiele gesehen

habe, die in Europa niemand für möglich halten würde. Es wäre also eine Grausamkeit, die Dein eigenes gutes Herz gewiß am wenigstens zu verlangen fähig ist, wenn ich dieses arme Weichopf verführe; was aber das Verbrechen darüber betrifft, so wiederhole ich, daß ich in die Kategorie getreten bin, wo es eben so wenig verschlägt, daß Nachbaba mich bedient, als man es meinem Onkel Curt Gallenberg verdachte, der mich mit seiner Gemahlin besuchte, und dennoch die Frau seines Ruffehrs in seiner Stube schlafen, sich von ihr als Kammerdiener bedienen, und auch einen Tag um den anderen rasiren ließ! Uebrigens wenn es des Mannes Ehre nichts verschlägt, daß seine Frau einen Kammerdiener halt, so sehe ich nicht ein, warum der Frau Ehre darunter leiden sollte, wenn der Mann eine Kammerjungfer hat, um so mehr, wenn Mann und Frau beiderseits den Zechzigern von verschiedenen Seiten nahe sind, und in solchen Verhältnissen zu einander stehen wie wir. Wirklich, gute Schmuße, das ist eine Ueberdelicateffe, die — sei nicht böse — an's Ridicule streift, um so mehr da dies Schwarze Weichopf durchaus nicht als eine *Maitresse en titre* auftritt, wie zum Beispiel Fraulein Föhnel im Hause Deines Herrn Vaters neben seiner Gemahlin (was allerdings hart war, und doch niemand vermochte Deinen Vater für einen Wüstling anzusehen), sondern als eine exotische mitgebrachte Merkwürdigkeit, eine Sklavin und eine gute Dienerin für einen alten Invaliden."

"Du würdest mir entsetzlich Unrecht thun, gute Schmuße, wenn Du glaubtest, daß in den von mir geäußerten Argumenten die mindeste Bitterkeit oder Leidenschaft liege. Ich appellire damit bloß an Dein Herz und Deinen klaren Verstand, damit Du nicht einer Pontillofistat, die mir vollkommen gehaltlos vorkommt, das Schicksal eines armen, hilflosen Wesens opferst, das Du selbst lieb gewinnen wirst, ehe vier Tage vergehen, und dessen ganze Existenz Dir dann so unbe-

dentend und doch von so großem Comfort, ja Nutzen für mich vorzukommen wird, daß Du selbst einzeichnen wirst, eine Wäde für einen Elephanten angezeihen zu haben. Ueberdem habe ich mich so an sie gewöhnt, und sie ist so gut in meinen Dienst aller Art eingesetzt, daß, alles Andere abgerechnet, ich sie auf das Harteste entbehren würde, und da sie, die anspruchlosste und unbedeutendste Creatur auf der Erde, die europäische Augen überdem weit eher häßlich als hübsch finden werden. Dir auch nicht im Mindesten im Wege sein kann, so wäre es eben so hart mich zu zwingen sie zu entbehren, als wenn ich Dir aus irgend einer Caprice oder einseitigen Ansicht früher hatte zumuthen wollen Deine Madeline wegzunehmen. Also sei vernünftig, liebe Schmeide, und liebevoll wie immer auch in diesem Punkte. Ich stehe Dir dafür verbindend, daß Wahbuba Dir nie einen Schatten von Mißvergnügen geben wird, und daß auch nicht ein einziger Mensch, so albern er auch sein mocht, die mindeste nachtheilige Meinung auf Dich deshalb übertragen kann, weil ich eine schwarze Skavin zu meiner Bedienung aus Afrika mitgebracht habe, und meiner Reputation als Wüßling wird diese edeliche schwarze Seele eher nützen als schaden; denn ich habe sie zum Christenthum bekehrt, und gedenke, wenn Du mich ferner deshalb quälst, eine große Ceremonie heiliger Taufe vom Bischof Eulert in Potsdam vornehmen und den ganzen Hof zu Mevatter bitten zu lassen."

Lucie mochte fürchten, zu viel gesagt zu haben; sie lenkte deshalb ein. So schrieb sie ganz liebevoll: „Ich will Dich nicht vom heitren Tazen abrufen und von Freuden, aber von dem Orient wende Dich ab — und wenigstens, nähere Dich wieder der heimischen Stelle. Warum denn schreibst Du mir so selten? Ist Du nicht gnädig mehr der ältesten Deiner Skavinnen, wor nicht von schwarzem Stamme, doch mit

dem Vorrecht, Dir gehörend, daß sie des Lindes ¹⁾ Mutter gewesen, es geliebt, gepflegt, wie niemand, und ehrt und achtet, und unterworfen bleibt Deiner liebendwürdigen Macht und Güte bis in den Tod, oder bis Du sie Jarrücktheit von Dir."

Dann erklärte sie ganz ergeben und unterwerflich, sie wolle durchaus nicht jenen orientalischen Gewohnheiten und Neigungen Zwang anthun, er solle nur den Schein vermeiden, der gegen die europäischen Sitten verstöße. „Wie sollte ich", schrieb sie, „eine Eufannio nicht selber lieben, und in herzlichsten, treuesten Schuß nehmen. Mein türkischer Schutzschutthum war ihr in der Minute bestimmt, als ich las, im ersten Briefe von Aleppo, als Du den meinigen noch nicht hattest, es mangle ihr daran Nur mit Art und Weise, theures Herz; das ist das Einzige warum ich bitte, und nichts anführen, denn dies gerade ist Stein des Anstoßes, und überhaupt unziemlich, wenn man in seinem Benehmen und in seinen Handlungen Würde und Anstand zeigen soll. Dies aber ist das Gebot der reiferen Zeit, für Jeden, auch für Dich, mein Lind" In mehreren folgenden Briefen behandelte sie denselben Gegenstand in demselben Sinne mit eindringlichen Worten, sehr ruhig, sehr verständig, sehr entschieden. Und doch ist kaum anzunehmen, daß Lucie so sehr nur eine Weltfrau gewesen, daß ihr einzig an dem Gerede der Leute, an dem öffentlichen Aergeruß etwas lag. Nein, in dem Verlaufe des Briefwechsels zeigte ihr weiblicher Zeharsblid ihr gewiß, daß es sich um das Phantom des Harems gar nicht mehr ernstlich handle, wohl aber, daß Pällers Herz weit mehr als er es auszusprechen wagte, Nachbuba g'heirte. Natürlich wurde eine Verständigung dadurch immer schwerer. Lucie's

¹⁾ Lüdler unterschrieb sich in seinen Briefen an Lucie zuweilen „Dein Lind", was noch mehr Zärtlichkeit ausdrücken sollte, als wenn er sich „Dein Kind" genannt hätte.

Verstärkungen, daß sie Nachbuba schon lieb habe, fruchteten wenig, natürlich auch wurden ihre Vorschläge, die Schwarze malle, weil dies ungemessener sei, nicht als seine, sondern als ihre Kammerfrau eingeführt werden, von Pudler zurückgewiesen, denn er meinte nun, um sie als Kammerfrau zu verwenden, dazu sei sie doch jetzt einmal durch die erhaltene Erziehung und Stellung nicht mehr passend; dagegen könne Lucie sie als ihre Gesellschaftsdame um sich haben, und er wende sich schon auf das Aussehen, welches die schwarze Gesellschaftlerin der Ärtstin Pudler in Berlin machen würde. Das konnte Lucie wenig beruhigen. Pudler schickte aus Antiochia ein Portrait von Nachbuba, das dort gemacht worden war, oder vielmehr die obere Hälfte, da er den untern Theil, den er unähnlich fand, abgeschnitten hatte. So, meinte er, solle sich Lucie eine Vorstellung von der armen schwarzen Seele machen, die ihn jetzt pflege, und schloß dann herzlich: „Gute Schmecke, sieh mit Gute auf Deine und meine Skavin, so wie auf Deinen Sklaven You.“ Lucie nahm dies mit der graziösesten Liebenswürdigkeit auf. „Nicht Deine Schmecke mußte ich sein,“ antwortete sie, „wenn ich nicht Deine treue Skavin liebte — das glaube mir, mein Herr! Ich nehme aber Dein Theilungsgeheimiß von ihr an, und auch das Deiner Freiheit.“ Ja, beide sind Ihr jetzt von Eigenthum, das ich bis in den Tod von ganzem Herzen will unterlassen, mit allem was Zuneigung und Treue gewahrt.“

Wenn Pudler durch so freundliche Worte sicher gemacht wurde, so war das ein großer Fortschritt. Jedenfalls gab er sich gern dem angenehmen Eindruck hin, und hoffte den Sturm beschworen zu haben. Er schrieb Lucie, in der Hauptsache seien sie ja nun mit Nachbuba einzig, und beschrieb wie diese über die gütigen Aeußerungen der Ärtstin glücklich sei. Seit Nachbuba genug italienisch gelernt, daß er sich mit ihr über alles unterhalten könne, sei Lucie der beständige Gegenstand ihrer Gesprache; er habe ihr erklärt, Lucie heiße

Schande, und sei zuerst seine Mutter, dann seine Mutter, dann seine Schwester und sein Bruder, und sein bester Freund in der Welt, ihr Wunsch und Wille sei zuletzt auch immer der seinige, und so würde Nachbaba nur zwei Herren in der Welt haben, ihn und Schnucke. Die gute Nachbaba faßte das auf wie ein Evangelium, und als Puckler ihr einmal verwies, daß sie jemand nicht mit gehöriger Ehrerbietung behandelt habe, erwiderte sie feierlich: „Ho dae padroni solamente, tu e Schnucki, altri niente“¹⁾. Das gute Kind freute sich auf Europa und auf Lucie in harmlosen Gefühlen, und hatte gewiß keine Ahnung von den europäischen Verwicklungen, die sie zwischen Puckler und Lucie hervorrief.

Lucie erklärte sich für gerührt und entzückt von der Beschreibung, die Puckler Nachbaba von ihrem Verhalten gemacht. „Ich wünsche keine andere Aufschrift auf meinem Grabe als diese“, schrieb sie ihm, „und ich liege Dir dafür zu Füßen, mit einer Thräne, welche aus dem Herzen tief hervordringt, Dich anblickt und zum Himmel steigt. – Mein liebtes, mein einziges Glück auf Erden, ich erkenne, ich schätze Dich aus innerster Seele und Entzückung.“

Mit solchem Beirath hatte Lucie in ihren Puckler nur allzu oft verwohnt, die überhöchlichen vatikanischen Ahrzen sollten ihn ihrer glühendsten Eingebung versichern, bald unterschrieb sie sich „Deine Getreue und Skavin aus Wahl,“ bald drückte sie den sehnsüchtigen Wunsch aus, seine Arme noch einmal zu umfassen und mit ihren Thränen seine Füße zu waschen, aber zuweilen erschöpfte sich das Gefühl schon halb in diesen Erzüssen, und doppelt stark es ab, wenn sobald es ein wirkliches Lebensverhältniß gäbe, Lucie ihrem Freunde so heftig und hartnäckig entgegentrat, und seinen Willen nach dem ihrigen lenken wollte. Puckler, obgleich selbst

¹⁾ Ich habe nur zwei Herren, Ich und Schnucki, keine anderen!

zur Herrschaft genügt, gab gewöhnlich zuletzt nach, aber ungern und mißvergnügt.

In Bezug auf Nachbuba waren Bädler und Lucie nicht aufrichtig gegen einander: er verbarz ihr, wie sehr er Nachbuba liebte, wie innig er wünschte, sie nach Muskau zu bringen, Lucie dagegen verbarz Bädler, wie wenig sie Nachbuba liebte, und wie wenig sie wünschte, sie in Muskau zu sehen.

Bädler, während er so jugendlich fühlte, schüßerte sich beeifert Lucien beständig als sehr gealtert, er sei noch der Alte, aber zugleich auch leider dabei ein Alter geworden. Das verdrieße ihn, da er früher nur damit gewußt habe, nun aber aus der Sache Ernst geworden sei. Daß er beinahe so braun geworden sei als Nachbuba, verschlänge nichts, aler die Runzeln, und die Nase, die das Kinn erreiche, und die rothen geschwollenen Augen, und die durch das Tragen des Hcz fast ganz ausgegangenen Haare.

Nachbuba war unterdessen gerührt von der Gnade der Kaiserin, die Bädler ihr lebhaft vorstellte, und sie studirte mit erneueter Eifer das Abc, um sich mit der gütigen Herrin verständigen zu können. Sie lernte außer Sprachen auch webliche Arbeiten, und zeigte in allem eben so viel Fleiß als Intelligenz.

Bädler, dem doch unheimlich war, Lucien gegenüber zu verschweigen, was ihn am meisten erfüllte, schrieb den 25. Februar aus Barnabal über Nachbuba: „Sie fängt wirklich an eine auffallende Tourmire für eine Abessinierin zu bekommen, und da sie sehr elegant gewachsen, und als Scherze auch im Gesichte hübsch ist, dabei gut und ehrlich wie wenige Europäerinnen, so bin ich sehr überzeugt, daß sie nach einem kurzen Aufenthalt mit Dir, körperlich und geistig von Dir umgestaltet, die originellste und Dir angenehmste damie de compagnie bilden wird, die zu finden sein kann, und ich will sie Dir, wenigstens für eine geraume Zeit, auch

so gut wie ganz überlassen. Nur bitte ich, dafür zu sorgen, daß sie sich in niemand anders verliebt, was mir sehr fatal sein würde, denn jetzt ist sie ihrem alten Abu Water noch sehr herzlich attached, schon durch Gewohnheit, weil sie mich wie ein treues Hündchen nie verläßt. — Mit großer Freude entnehme ich aus Deinem Briefe, daß Du künftig alles thun willst, was ich und wie ich es will. Ist das wirklich der Fall, so begleitest Du mich in Jahr und Tag nach dem Orient, wo Du das Leben Dir verlängern, und gar; anders genießen wirst, als in dem elbhaften Europa, wohn ich — Dich ausgenommen — auch nicht das geringste Weinwech mehr fühle.“

Aber auch Lucie wurde nun aufrichtiger. „Wollt sei dafür“, schrieb sie an Pückler, „daß Du ein Barbar wieder lehrst, und die orientalische Grausamkeit in irgend einer Karbe hier austragen machst.“ Das brachte mir den ethischen und moralischen Tod bei, denn mehr als jedes, was Dich ziert, was Dich auszeichnet, war es Deine Milde, Dein liebevoll zartes Wesen, was mich anzog. Ich überle also in Vergewaltigung meines Gefühls, bist Du ein böser, ein harter Lou geworden: und aus Schwache der irdischen Form ziehst Du Schreck und Angst, die Erschütterung wilder, gewaltthätiger Szenen über mein durch Gram und Alter gekrümmtes Haupt zusammen. O Lou, o sonst mein Lind, wehe Dir, wehe wenn ich nicht den Engel von ehemals wiederfinde. Deiner Lannière würde ich dann bald entflohen sein — das versteht sich; doch den unvermeidlichen Eindruck, das Bewußtsein dessen aufzugeben, was ich von Dir gehalten, erkannte und so tief verehrte, das unheilbar wurde mir das Herz brechen.“

Pückler dagegen versicherte, sie mache sich eine ganz falsche Vorstellung, sie wäme ihn zum Tyrannen geworden, aber anstatt eines feurigen Despoten werde ihr ein milder, halb lebensjatter Alter entgegenreten. Ob doch ihre Ergebenheit sei, daß sie dröke, keine Lannière zu verlassen,

ob sie denn das Vertrauen in ihren alten Pou verloren? Er suchte sie liebenswürdig zu beruhigen; sie sollte sich keine Enttäuschungen machen über sein geändertes Wesen, und sie selbst, je älter sie aussehe, je besser werde sie ihm gefallen, weil er selbst alt sei. Und seine Phantasiebilder gebe er eben so leicht auf, als er sie fasse, er sei *plus facile à vivre que jamais*.

Lucie aber litt nur immer mehr und tiefer; daß Püdler verlangte, sie solle „die kleine Dame aus Nubien“, wie sie Nachbuba nannte, in ihren Salon einführen, emporste sie. Sie gestand, Püdler läge ihr wie eine glühende Kohle im Herzen; wenn sie an ihn denke, sei es wie eine Wunde. Neugierlich suchte sie sich zu fassen, aber in ihrem Inneren wogte und stürmte es. Alles Orientalische wurde ihr zuwider; den ihr zugedachten Negerkmalen wollte sie nicht haben. Dringend bat sie Püdler, er solle um alles in der Welt nicht in der türkischen Kleidung zurückkehren, die ihn auch älter machen müsse, und ihm nicht gut stehen könne, er möge in der Tracht erscheinen, wie sie ihn ehemals gekannt, sonst könne sie vor Schreck sterben. Sie beschwor ihn auch, daß ihr erstes Wiedersehen allem und ungestört statthinde; aber Nachbuba möge er vor der Hand noch nichts beschließen, sie wolle sie erst kennen lernen, nur nicht im ersten Augenblick sie sehen, da nur Püdler allein, weil in ihrer „Andacht“ für ihn sie nichts zerstreuen durfe. Später wolle sie auch gewiß gut und liebenswürdig und antheilvoll für Reden sein.

Als ewiger Kontrast zwischen allen diesen Verhandlungen zweier Europäer voll moderner Weltbildung stand die ursprüngliche Frische und Naivetät des dunklen Naturkinds, dessen dankbares Gemüth sich mit ganzer Liebe an seinen Herrn und an seine künftige Herrin angeschlossen. Sobald Nachbuba einige Fortschritte im Lernen gemacht hatte, bat sie demüthig der Fürstin schreiben zu dürfen, und diktierte Püdler wörtlich den 15. April 1839 aus Barnabat: „Molti compli-

menti umiliissimi di Maebbuba alla sua buona Padrona, bacia la mano alla Principessa, va venire subito, e pensa notte e giorno al piacere che avrà di vedere e di mettersi ai piedi della sua graziosa Padrona. Dice ancora che il suo Abu (padre) adesso sempre buono. Maebbuba" ¹⁾. Die Unterschrift machte sie selbst, zum erstenmal in ihrem Leben, ein feierliches und wichtiges Ereigniß für sie. Lucie schickte ein buntes Bildchen und einige freundliche Worte als Antwort. Nur jede solche Bezeigung war Budler Eueren herzlich dankbar, und versicherte sie, daß ihn die Gewißheit verjünge seinen vierundfünfzigsten Geburtstag mit seiner alten Schwurde gemeinschaftlich zu feiern. „Zur guten Stunde sei es geiagt“, fügte er hinzu, „et que Dieu bénisse le vieux couple, die Zweicunglen. Schunderle Dein unterwürfiges Kind.“

¹⁾ „Viele unterthänige Komplimente von Maebbuba an ihre gute Herrin; sie laßt die Hand der Fürstin, wird bald kommen, und denkt Tag und Nacht an das Vergnügen, das sie haben wird ihre gnädige Fürstin zu sehen und sich ihr zu Küssen zu legen. Sie hat auch noch, daß ihr Abu (Vater) jetzt immer gut ist. Maebbuba“

Sechsendreißiger Abschnitt.

Graf Menard will Muslau kaufen. Püdler's Freude darüber. Luciens Verweilung. Briefe von Lucie. Verleumdung. Nachbuba.

Noch ein für Püdler wichtiges Ereigniß ist zu nennen, das sich zutrug, bevor er Konstantinopel verließ. Ein Herr von Mischwitz, ein intimer Freund und Raktorum der Carolath'schen Familie, wandte sich an ihn, und wollte eigends nach Konstantinopel kommen, um Püdler zu sprechen, und ihn im Namen des Grafen Menard, eines der reichsten Herren in Preußen, den Antrag zu machen ihm Muslau zu verkaufen.

Kein Augenblick konnte günstiger gewählt sein, um Püdler hiefür geneigt zu finden. Nach dem vieljährigen freien Umherstreifen, nach den herrlichen Gegenden und Klimaten, die er kennen gelernt, war es ihm oft etwas fehlkommen, wenn er an das Niederlandland seiner Heimath dachte, und Muslau schwebte ihm wie ein Gespenst vor. Auch Nachbuba, die schöne, geliebte Nachbuba, deren zarte Gesundheit sich wenig für den kalten Norden zu eignen schien, paßte am besten in den Orient. Der Gedanke auf die Dauer an Europa gefesselt zu bleiben, erbitterte ihn zu weilen demahe. Die ewigen Geldsorgen, die wie ein Damoclesschwert stets über ihm hingen, einmal ganz los zu werden, betrachtete er als eine Befreiung. Die Schriftstelleri, die ihm so bedeutende Summen eingebracht, seinen Geist so angenehm angeregt hatte, sie war ihm hauptsächlich durch Luciens Einwirkung, die ihm zuletzt sogar geschrieben,

sie müsse ihn als Autor hassen, gründlich zunicke geworden, und er erwiderte ihr, er habe seine Aeder, in Konstantinopel angekommen, für immer in den Bosporus geworfen. Nun in Freiheit, Unabhängigkeit und Sicherheit seinen Lebensabend zubringen zu dürfen, war alles was er wünschte. Graf Renard bot für den herrlichen Besitz 1,300,000 Thaler, und wollte alle Schulden, Renten und Pensionen, die darauf standen, übernehmen, und den Rest, der für Budler verbliebe, etwa eine halbe Million, baar auszahlen.

Freilich sollte Budler dafür den Z. h. seiner Vater, und vor allem seine eigene Schöpfung aufgeben, aber bei seiner Künstlerseele lag für ihn der Schwerpunkt weit mehr im Schaffen, als in der Freude an der Vollendung. Noch wenige Monate zuvor hatte er sich hierüber wie folgt ausgesprochen: „Wer kann denn zur Vollendung kommen auf dieser Welt? Können es etwa Alexanders oder Napoleons, oder selbst Christus Pläne? Kam es irgend ein Menich, oder irgend ein Volk, oder irgend ein Land? Nur kleine und gemeine Dinge werden fertig, die Bestrebungen großer und poetischer Ideen nie. Im Schaffen liegt hier der Werth und der Genuß, das Leben Gottes selbst, das NI mag voll kommen sein, aber vollendet ist es nie. Denn es geht vorwärts im Wechsel ohne Ende in Ewigkeit. Ach armer Wurm bin freilich nur ein winziges Ameisenvöcklein, aber doch ein solches, und darum ist die materielle Vollendung meiner Pläne wahrlich mein geringster Kummer.“ Dazu kam noch, daß seit der Veröffentlichung seines Gartenwerkes, in welchem er gewissermaßen alles im voraus idealistisch vollendet sah, was auch nur zur Hälfte in der Wirklichkeit auszuführen ihm unmöglich gewesen wäre, sein Werk sich wie von ihm abgelöst hatte, und ihn lange nicht mehr so reizen konnte, wie jede neue Aufgabe künstlerischer Thätigkeit.

Er ging also auf die Verhandlungen ein, die der Kaiser einstweilen vertagungen gehalten wünschte, und da Fuß-

ler Luciens Keuschheit und Uurube bei solchem Anlaß thatete, so wartete er bis man zum einem vorläufigen Einverständnis gekommen war, um seiner Freundin davon Mittheilung zu machen. In früherer Zeit hatte sie mehrmals ihm beigestimmt, daß der Verkauf von Kuslau unter den bestehenden Verhältnissen das beste sei, und außerdem hatte sie ihm viele hundertmal versichert, daß sie nur in ihm lebe, daß ihr Glück nur in dem seinigen bestehe, daß sie sich ihm in allem unterwerfe, daß sie sich sogleich vom Thurne stürzen würde, wenn es seine Glückseligkeit erfordere, daß sie seine Dienerin, seine Magd, seine freiwillige Skavin sei, deßhalb hoffte er, sie würde seine Freude theilen.

Das war nun freilich ganz anders. Lucie war mit Kuslau wie verwachsen, in den vielen Jahren von Budler's Abwesenheit hatte sie dort als Alleinherrscherin gewaltet, und sich, da sie die Gegenwart ihres Freundes entbehren mußte, um so fester, um so inniger an sein Werk angegeschlossen, das gewissermaßen ihren Verlehr mit dem Entzerrten vertrat und fortsetzte. Hier lebte sie in seinen Gedanken, hier wirkte sie fort in seinem Werke. Und dieses Kuslau, das sie poetisch mit einem Adtheutranz auf grünen Sammt gestreut verglich, sollte sie auf ewig verlassen. Eben hatte sie manche Veränderung und Verschönerung im Schlosse vorgenommen, und neue Anlagen gemacht, um Budler bei seiner Ankunft damit zu überraschen, und zu erfreuen, bei dieser Ankunft, die so lange der Traum ihrer Phantasie gewesen — und nun sollte das alles sich nicht erfüllen! Auch war Lucie weit aristokratischer in ihren Anschauungen als Budler; daß er seine Ständesherrschaft, die der Glanz der Komödie war, um Geld dahingeben wollte, fand sie entsetzlich, fand sie eine Schmach und Entwürdigung. Dabei schien ihr der Verkauf Kuslau's auch schon deßhalb nicht notwendig, weil Budler's Einkünfte während seiner Abwesenheit bedeutend

zugenommen hatten, was sie ihm freilich bisher noch nicht mitgetheilt hatte.

Unglücklicherweise traf es sich so, daß während Padler den 6. August 1839, von Konstantinopel aus, Vucien von der Sache in Kenntniß setzte, diese sie schon einige Tage vorher von anderer Seite erfuhr, und nun wie von einem Blitzstrahl getroffen wurde. Sie war in Verzweiflung, weit mehr als sie es jemals durch Padler's Untreuen gewesen war. In aufgeregter Leidenschaft wollte sie das Unglück, wie sie es nannte, um jeden Preis verhindern. Dazu sollte kein Augenblick verloren werden. In heterischer Hast schrieb sie — es war den 26. Juli — vier Briefe, ziemlich gleichen Inhalts, aber doch variiert durch das fluthende Gefühl, an Padler, die sie an verschiedene Orte sandte, damit wenn der eine ihn nicht erreiche, doch der andere in seine Hände lerne. Es hatte etwas Tragisches diese alternde Schloßherrin, die Dreundszugjährlige, zu sehen, die in pathetischem Schmerz das stattliche Schloß mit den Ahnenbildern und dem Padler'schen Wappen, die ersten hundertjährigen Eichen, die blühenden und grünen Gärten, die im herrlichsten Sommer schmuß prangten und dufteten, weinend betrachtete, und in düstere Klagen ausbrach.

Von Vucien's vier Briefen möge hier einer vollständig stehen, um ihre Stimmung und Gefühlswelt zu bezeichnen. Sie schrieb: „Es ist das drittemal, daß ich Dir an dem unglücklichsten Tage meines Lebens, heute, den 16. Juli, schreibe. Doch ich habe mir, in meinem unsäglichem Schmerz und Weh, geschworen, daß ich keine Gelegenheit Dich zu erreichen, veräumen will, für den Fall, daß solche die erste wäre.“

„Mehr todt als lebendig, und abgestorben zum Theil für das, was mir im Leben an Hoffnung und Heiß das Allerthuerste gewesen, theile ich Dir den Eindruck nur schwach mit, den ich über die Nachricht empfinde, daß Du

Dein herrliches, Dein einziges Muskau verkaufen willst! O mein Freund, wie betört bist Du; welche unsielige Verblendung hat sich Deiner, und Deines klaren, sonst überlegenen Verstandes bemächtigt! Ist Du wirklich so von Wuth und jenem Verstande verlassen, daß Du Dein schönes prächtiges Eigenthum, mit so viel Glanz und Ansehen verkunden, von Dir schendest! und dies gerade in dem Augenblick, wo nicht Hoffnungen, aber eine wirkliche reiche, gegenüberströmende Realität für Dich eintrat! Welcher Geist des Verderbens hat Dich dahin geleitet, einen solchen Schritt zu thun, ohne Dich mit einem wahren Freund an Urtheil und Einsicht zu berathen, ja wahrlich, ohne nur, nachdem Du fünf Jahre, fünf traurige Jahre und mehrere Monate entfernt warst, und die Sachlage Dir völlig entrückt ist, Dich zu erkundigen — doch was Du hörtest, Dir nur die gerechtesten Erwartungen geben konnte, um alles hier auf's befriedigendste und zusagendste für Dich zu finden! Aus dem Schritt, den Deine Käufer thun, Dich so weit aufzusuchen, — und vor Deiner Rückkehr alles abzuschließen, muß Dir ja hell einleuchten, daß sie die gewichtigsten Gründe haben, daß Du die Wahrheit gar nicht wie sie ist, ergründest. Denn Muskau ist seinen früheren Anschlägen nach, um die Hälfte, und mehr als solche, im Werth gestiegen! Wie kannst Du daher so verblendet sein, so von dem allertraurigsten Wahne irre geleitet, ohne Vorfrage mit Deinen Geschäftsleuten nur eine Handlung zu begehen, die die wichtigste zwar Deines ganzen Lebens sein wird, und solche nun mit so unbegreiflichem Leichtsinne ausgeführt, auch die Qual und die Verhämung Deiner ganzen Zukunft ausmachen wird. Ich will nicht von mir reden, die Du in einen Abgrund von Gram und Kummer für den armen Lebensrest bringst: Ware ich nur lange eine

kalte Leiche und Asche, ehe ich diesen Jammer erlebte! Diesen Mangel an Vertrauen, und dieses eigentliche Auflösen durch so schwere Verdunklung der innigsten mit wertheiten Bande von Zuredlichkeit, von Glauben an Dich: O ja, wäre ich nur in dem Grabe, das nun ein fremdes, ein ungeweihtes nur, durch Liebe und Treue sein wird. Aber Du, wohin strebe Dein in Vorurtheil befangener Sinn? Denkst Du denn nicht, daß Du den Glanzpunkt Deines Lebens hier aufziehest mit der Stelle, welche Deine schönsten Bestrebungen enthält? In diesen Anlagen, die unermesslich schon geworden, liegt der edelste Geist, der sie leitete. Deine Jugendkraft, Dein zeitliches Gut, alle, jede Hoffnung und unermessliche Opfer wurden dieser großartigen Idee gewidmet, die nun alle ein Rauch, ein Nebel geworden. Doch nicht nur was Du geschaffen, und so segensvoll gedacht, das wirfst Du mit schauerhafter Inconsequenz ab, gerade als es den höchsten Punkt erreichte, aber die Ehre, das Ansehen dadurch einer beneideten, und beneidenswerthen Existenz. Und warum, weil Du von der jenen Idee wie beseffen bist, Du kommst noch von der längst überstandenen Noth etwas wieder erfahren, oder weil Du in Deinen Jahren von heterogenen Plänen befangen - und um Deine Freiheit zu begründen, die Dir hier niemand geraubt hatte, in eine fremde ferne Welt wie ein irrender Ritter zu ziehen, nirgends heimisch zu sein und nirgends einer wirklich Dir befreundeten Seele anzugehören wünschtest."

"O uneliche Phantasie und Gang, alles was Du einmal erworben hast, zu mißbrauchen. So wirfst Du das Höchste, das Einzige ab, und einige elende Summen sollen Dich schadlos halten. Die geben Dir Muskat niemals wieder, Deinen Stand, Deinen damit verbundenen Namen, Glanz, und das heilige Andenken eines Besiegten, seit

200 Jahre in Deiner Familie, ausgekatttet mit allem was einen verstandigen Mann befriedigen, ja beglücken konnte. Meine Gedanken verwirren sich. Fieberhitzige durchgluht meine Adern, und wenn mir nicht eine höhere Macht beisteht, so gehe ich unter."

„Und dies, sei versichert, nicht weil ich mein eigenes Wohlbeyn verloren fühle, sondern das Deinige, welches Du von allem Muth und vom Himmel wie losgesagt: weg- wirfst! O, daß es nicht zu spät wäre, und die Schlangen, die Dich umkreisen, noch nicht am Ziel wären! Mein einzig Weibster, dann hore auch die, die wie eine Vornam um ihre entrissenen Tungen schreit. Nimm Vernunft an! Versünde Dich nicht an Deiner Lieblingsneigung, an Deiner Wohlfahrt. Um Gott, so lehre doch zurück, und sieh hier, wie der Wohlstand Dir lachelt, die wahren Quellen eines ehrenvollen, geachteten Tathens! Und sollte es Dir nicht belagen, dann zweifle nicht, daß es Dir heute gar leicht werden wird, eine Belohnung zu veranlassen, die in solchem Morte ist. Wähle Dir indessen das Bild Deiner Zukunft in seiner richtigen Stellung! Nirgends wirst Du angesehend sein, und alle Verheißungen von Verriedung, die Du Dir machst, werden zerfallen. Niemand wird auch Deinen Entschluß billigen, und nichts als den Wahn einer irrig gekrankten Urteilskraft darin suchen, oder ein trauriges Ringen nach einem Ruhm, der Dir zwar geworden, den Du jedoch, wenn Du ihn unallässig verfolgen wirst, und nichts anderes mehr, mit Schmerz und Hohn gar bald unrückwenig wirst, weil die Wahn, die Du selbst einst erschaffen, von Tausenden nach Dir betreten, ein Sandwerk wurde. Du zweifle nicht, in Qual und Dir selbst geschaffener Last und Noth wirst Du den Rest Deines Lebens verbringen. Und nicht nur für weitere Tage, für den Moment, welcher unendl. he Freunden im Wiedersprechen und Ueberwinden in sich trug, verläßt Du hier und überall nur Liebe und Begierde Dich

wiederzusehen, nur Trieb, Dir Ehre und Achtung zu erweisen, ach, und ich die Klagenwertheste, was habe ich an Dir verkrochen, daß Du mich so getäuscht, daß Du mir für so viel Liebe, für so viel in Angst verlebte Tage, für eine Hingebung, die der Vernunft meines ganzen Lebens nur erschienen, ein solches Wiederfinden mir bereitest, solche Vertrübniß, solchen unersegliehen Verlust über mich herbeiführtest!"

"Ist Mitleid in Deiner Seele, und bist Du nicht eine ganz veränderte Natur, den Barbaren gleich, womit Du zuletzt gelebt, ist noch eine Spur von Pietät, von Glauben in Deiner Brust, von Verständigkeit und Gemüth in Deinen Empfindungen und Deinem Urtheil: dann vertheile mich in meinem Aelchen nicht! Erhore meine Bitte, und höre auf meine Warnungen."

"Verstehne mich aber, wenn Du auf Deinem Sinn beharrst, mit jeder Rechtfertigung einer Handlung, die mehr dem Wahnsinn gleicht, und Grausamkeit an Dir selber ausübt, mehr als jemals auszusprechen wäre. Was nicht wieder gut zu machen ist, das wurde ich nur bis zu meinem letzten Athemzuge beklagen"

"Und dann entschuldige meine Vorstellungen, die Dir vielleicht hart vorkommen werden. Ich durfte indessen nicht meine Gesinnung, wie die der übrigen Alle, Dir verbergen, denn könnte ich heute mit meinem Leben, was ich beklagte, abwenden, ich würde es thun, und ich würde Dir hiermit gerne den Beweis geben, daß mir nichts zu werth, um es Deinem wahren Muth zu opfern — und solches damit zu erkaufen, nicht aber der blinde Wahn, oder eitle Traumbilder, die sich nur zu bald in Jammerzügen verwandeln müssen."

"O armer, abasirter Freund, ich neige mein Haupt zu Deinen Füßen, ich schwore Dir nochmals, daß ich nur Dein Wohl vor Augen habe, und sage Dir nochmals mit heißer, namenloser Liebe: Wäre ich Dir je Etwas, und meine Stelle in Deinem Herzen nicht auch ein Phantasiebild, so

folge meinen Winken, und kannst Du es nimmer, so weise mir bald den Raum an, wo auf mein trauriges, verfehltes Dasein die letzte Scholle den Schleier zieht."

„Deine ganz trostlose, ganz gebeugte, ja Deine unglückliche Freundin L."

Eine außerordentliche Uebertreibung lag in diesem leidenschaftlichen Erguß schwerlich abgesprochen werden. Ein anderer Brief -- vom 26. Juli -- beginnt mit den Worten: „Ich schreibe den zehnfachen Tod im Herzen.“ Später heißt es darin: „Ich fühle, daß mich Wahnsinn umweht, wenn ich dies Ergebnis erleben soll.“ Und dann weiter: „Ich würde mich in Staub zu Deinen Füßen, und ich beschwore Dich um Gottes Barmherzigkeit willen, tritt zurück, wenn es nicht schon zu spät ist. -- Du schlägst mir und Dir selbst eine ganz unheilbare Wunde, und auch wie schmerzlich lohnst Du der Treue, mit der ich Dich geliebt, für Dich nur sorgte -- für Dich und diesen Erdenfled allein erlittete -- ihm alles, auch das Beste, opferte. Schauer rieselt durch meine morischen Glieder, daß solcher Leichtsinns, so thöricht vorgefaßte Meinung, ganz unhaltbare Gründe, Dich so weit brachten und einen Raub, einen willenlosen Raub Deiner Phantasie werden lassen.“ Am Schlusse sagt sie: „Kein Andenken wird nie mehr ein Segen für Dich sein, und der Mangel an Vertrauen, den Du mir hier bewiesen, er wird sich nie verwischen können. Niemals wirst Du, nachdem Du so alles, was ich von Dir erwarten konnte, so getauscht, durch meine Erinnerung Ruhe finden. -- O graufames, hartes Herz, in welches Elend bringst Du uns beide, und hatte ich doch, was ich erfahren, was mich so vermindert -- nicht mit ansehen müssen. Mein Gott, mein Gott, noch ist es Zeit, noch nimm mich zu Dir, bis ich unter dieser Schmach über Dich, und dieser Todesangst erliege. Wiedersehen, schreckliches Wiedersehen, ohne Freude, ohne Ruhepunkt, daß Du mir es so zubereitet"

Noch einmal, mein Schöpfer, ich sehe Dich an, erlöste ich ihn, oder nimm mich noch in dieser Nacht der Ackerfluth zu Dir. — Was bleibt mir noch, ein Leben, worin alle Gefühle, aller Glaube, alle Hoffnung gebrochen wurden und verlegt. So, so hast Du Dir und mir geraubt, was das irdische Leben am Verzuglichsten, am Uteulsten uns gewährte — und, ich sehe Dich mit Jagen, mit einer Schuld behaftet, gegen Dich selbst, die nichts mehr vertilgen kann. Mörne nicht, ich weiß wohl, was ich fühle, aber sagen kann ich nichts mehr, denn ich bin verloren, denn ich weiß nun was zeitlich sterben heißt.“

In einem anderen Briefe desselben Datums erklärt sie ihren „Mühen“ vor der Sache, und wünscht wen lieber, der Tod hatte sie getroffen, als der Schlag dieser namenlos, gränzenlos unglücklichen Nachricht. Dann bricht sie in die Klage aus: „O mein Grab, mein nun geachtetes Grab“ Pädler ruft sie zu, er würde nun ein Heimathloser, ohne Nist auf Erden sein, ein Besammernowerther, der nicht ruht, bis er das Schöne und Gute zerstört, so wie er es hat. Dies sei sein Muth. Er jage einem Phantom nach, einer hohlen, phantastischen Idee von Freiheit, die ihm in Maslau niemand beschränke, und dem Geipenst des Ruhms als Schutzstiller, das ihn nur nucken und tauschen wurde, wenn es sein einziges Erdensstreben sei.

Stemmt hatte die erbitterte Frau ihre Pöredthamen der Verzeßlung noch nicht erschöpft. Pädler hatte Lucie zerküßten im Scherz eine Pulvertonne genannt; hier war sie es im Ernst. Den folgenden Tag, den 27. Juli schrieb sie ihm schon wieder einen acht Quartseiten langen Brief. „Machst Du stehen in Ehre, durch dieses unwürdige Entwürfen,“ heißt es darin, „das Gute, das Dir das Schicksal angewiesen, ungeachtet im streife aller derjenigen, die über das was Du thust, richten können, und verdammt von Deiner Familie, von Jedem, der Anspruch an Deine Gatte, Deine

Wille, Deine Autorize hatte. Mich bringst Du um in dieser Thas, die hassenswertheite, die Du je verüben konntest, und die Dich so tief, so tief herabzieht, weil keine Ursache, kein Motiv auf Erden, das Dich entschuldigt, Dich dazu zwingt. Aber nicht nur, daß Du mich getrennt, der Du aufgelegt nur Dich, und Dich in diesem Ort, an dieser Stelle zu lieben, für welche ich alles, was ich besaß, geopfert, und nur dafür gelebt, nicht um meines Unglücks willen, auf der weiten Erde kein Herz mehr sein nennen wird, der erlarmlich und einsam stehen muß, wohn nicht Plan, nicht gereifter Wille, aus Bedacht und Besonnenheit, sahste, aber in der Irre, heimatlos, ein Wandteter, durch sein eigenes Verschulden, fremden Boden mit den Thränen seiner Reue, und dem Anzischweiss seiner Sterne neben wird. Sollte es nicht für übertrieben, dies schaudervolle Bild? Nur zu wahr, denn solche Schuld rächt sich selber. Und das Leben, was Du bisher sahstest, von Wilden, von Wörtern umgeben, wie Du mir selbst von Deinem Diener schreist, der jahrelang mit dem Gedanken Dich umzubringen umging — solche Umgebung wird an Deiner Seite stehen, und Dir kalt und herzlos emü das müde Auge zudrücken! 'Nemes, das wirst Du nicht sterbend und segnend schliefen' 'Ich nicht es noch nicht, wie ich Deinen Anblick würde ertragen können' 'Deinen Anblick, der mir geträumte Schlafzeit war, für welche ich den letzten Blutstropfen gern hatte fliehen lassen' 'O, der Noth, der Trostlosigkeit, die sich nun zwischen uns drängt' 'Glaube mir, ich wünschte, ich wäre nie geboren worden, denn ich mich irre werden an Deinem Gesäht, irre werden an Deinem Verstand' 'Was Du hier gestrebt und gelebt, ist also nur kindische Laune, Eitelkeit, Wahnsinn es gewesen' 'Gräßlicher, ganz kalter Egoismus' — — Kann es Dir willkommen, oder eine Veruhigung erscheinen, ich will nie wieder Deine Freiheit durch meine Gegenwart hier bestrafen? Undt wäre es möglich, daß Du lieber ganz

allein, ganz für Dich, in der Zukunft lebtest, und ich erfahre
darin keine Krankheit, ich finde nichts Unnatürliches
daran, aus manchen Gründen' Unverändert wurde ich dennoch
dieselbe für Dich bleiben, und Deinem Willen hierin auch
unterworfen sein. Aber zerleihe mein Herz nicht mit der
Vorstellung, daß alles, was ich hier gelustet, wofür ich lebte:
Dir entzogen, und bei Deinem Leben in andere
Hände, als in die Deinigen gerathen soll. Dies
ertrage ich nicht, und bist Du fähig mich so unglücklich zu
betruben, so laß Du mir meiner Liebe Werth verstanden,
dann sprich nur das Sterbewort über mein irdisches Dasein,
und alle unsere Verhältnisse aus."

Wer so schreibt, muß sich sehr unglücklich fühlen: gewiß war Lucie, der in ihrem Alter solcher Gram nahe, zu beklagen, aber Piefker war es auch. Darum, daß er andere Auffassungen von seinem Muth und seiner Ehre hatte als sie, daß er sich nach Reichtum und Unabhängigkeit sehnte, daß er endlich die Schulden und Geldverlegenheiten los sein wollte, die ihn von früher Jugend an nicht mehr im Leben ver- lassen, darum verdiente er die wilden, harten Vorwürfe nicht, die ihm gerade von dieser Seite, wo er am meisten Be- standniß beanspruchen durfte, am schmerzhaftesten sein mußten. Es war wie ein Dämon, daß er immer und immer verkannt werden sollte! War es doch so dem kleinen Hermann schon im väterlichen Schlosse ergangen, wie hatte der strenge Vater den Jüngling mit bitterm krankeuden Vorwürfen überhäuft, wie ungerecht und haltungslos die Mutter ihn behandelt! Und nun war es die langjährige Gefährtin, die wie eine Karie auf ihn losfuhr! Nein, er verdiente das nicht. Er war nicht hart und grausam und gefühllos, und er litt durch diese erbitterten Anklagen.

Wachsthum blühte mit ihren großen, freundlichen Augen zu ihm auf, betrachtete ihn traurig zu sehen, ohne zu wissen weshalb, und ihre letzte wertvolle Spende waren Luciens leibensgefährliche Verpfändung ab!

Siebenunddreißiger Abschnitt.

Luciens Heise nach Teplitz. Fürst Wittgenstein. Luciens Audienz beim König Friedrich Wilhelm dem Dritten. Ihr Brief an den Fürsten von Metternich. Budler an Lucie. Weitere Verhandlungen über Muskau. Abreise von Romantynopol. Dampfabfahrt. Erkrankung an der Cholera. Festlich Wiedersehen. Luciens gerichtliche Protection gegen den Verkauf von Muskau. Audienz der Protection. Särstlicher Abschied.

Nicht bloß in ihren vultaniſchen Briefen lobte Lucie ihren Nummer aus; ſie wollte auch handeln, entſcheidend eingreifen. Sie raffte ſich auf, und reiste ſogleich nach Teplitz ab, um anderen mächtigen Einfluß für ſich zu gewinnen. Nicht nur, daß ſie Budler beizwer, vom Verkauf von Muskau abzuſehen, ſondern ſie wollte auch ihrerſeits den Verkauf eigenmächtig verhindern. In Teplitz ſprach ſie ihren alten Freund, den Fürſten von Wittgenſtein, Käte ihm ihr Verſch, und ſtellte ihm vor, daß man um jeden Preis verſuchen müſſe, Herrn von Miſchwiß in ſeiner Reiſe aufzuhalten. Damit unterdeſſen die Zeit gewonnen wurde, daß Budler die abzunehmenden Briefe erhielt, und neuen Ueberlegungen Raum gale. Wittgenſtein ſelbſt ſchrieb auf der Fürſtin Andringen an Budler, ihm den freundschaftlichen Rath ertheilend, Muskau zu behalten, eine durchaus unſtatthafte Einmiſchung, um ſo mehr, da Budler gar nicht ſo freundschaftlich und vertraut zu ihm ſtand. Lucie erbat ſich eine Audienz beim König Friedrich Wilhelm dem Dritten, der in Teplitz ſeinen Wadecauſenthalt machte. Auch ihn brachte ſie ihre Klagen

vor, und stellte ihm ihr Unglück beweglich vor Augen. Daß, wie Manche behaupteten, sie vor dem König ihre Hante vom Kopf gerissen, ihre grauen Haare gezeigt und ausgerufen habe: „Majestät! Ich bin eine Bettlerin“ wird von ihr selbst und von Anderen in Abrede gestellt. Sie schrieb ihrer Audienz beim König aus Tephly den 31. Juli 1839 an Pädler.

„Der Fürst (Wittgenstein), dieser Mann, der wirklich das Bild der wahren Lebensweisheit ist, und ewig zu preisen, weil er sich jedes Bedrängten annimmt, der Fürst zeigte mir so seine Denkweise, und in diesem Moment, wo ich den König sprach, äußerte mir dieser eine Theilnahme, die bei seiner ganzen Art und Weise für dieselbe Gesinnung zeugte, und außerordentlich war. Er sagte mir, es sei alles geordnet, um mich zu beruhigen, und er hoffe und wünsche von Herzen, daß es nicht zu spät wäre, und Du noch zu rechter Zeit die Nachrichten bekämeßt, das Unglück zu verhüten.“ —

Lucie schrieb auch an den Fürsten von Mettermich, ihn bei dem Andenken seines verwirrten Freundes, ihres Vaters, des Staatskanzlers von Hardenberg, auffordernd, alles was er an mächtigen Mitteln besäße, aufzubieten, um Herrn von Muskhov auf seiner Reise aufzuhalten. Dieser Brief wurde durch einen königlichen Feldjäger sogleich nach Wien beordert.

Als Pädler in Konstantinopel Luciens ersten Schmerzensschrei erhielt, antwortete er ihr den folgenden Brief, dem man trotz allen Unmuthes ruhige Mäßigkeit und sogar liebevolle Gesinnung nicht wird absprechen können:

„Liebste Schaudt.“

„Ich erstaune über einen Brief voll wirklich halb wahnsinniger Schlägen über ein Ereigniß, das nur hundertmal als das vortheilhafteste was uns begeben konnte besprochen, was von jeher jeden Tag mein innigster Dank gewesen.

und was nun, als es endlich, wie ich mir schmeicheln darf, mit nicht geringer Gefährlichkeit von meiner Seite, auf das glanzendste realisirt ist — Dich in eine ganz unbefreibliche, und fast eben so schmerzliche als keineswegs liebevolle Verapostung sezt. Ich bitte Dich also inständig, der Vernunft Weiser zu geben, und mir Deine Ergebenheit und Liebe auch da zu zeigen, wo ihr wahrer Probestein stattfindet, nämlich nach meiner und nicht nach Deiner Ansicht in einer Sache zu verfahren, die doch wahrlich mich am nächsten angeht, atq. berechnet daß sie Dir wie mir in jeder Hinsicht den höchsten Vortheil bringt. Gott im Himmel, wenn ich im vierundfünfzigsten Jahre noch so am Gängelbände laufen soll, und für einen Narren angesehen und quasi von Dir eskart werden soll, weil ich nach einem langen Stets von Unsicherheit und Ungewißheit gemalten Leben endlich alle Mater, die einem vernünftigen Menschen theuer sein können: Sicherheit, Unabhängigkeit, Ruhe und ein festes, nicht profanes und bedrohtes Vermögen durch eigne Anstrengung erlangt habe — dann wäre ich wirklich höchst billigenswerth. Daß ich, den unläuglichen Weitlaustigkeiten einer solchen Mittheilung zu entgehen, sie Dir verständig, war aus zwanzig Gründen das Angemessenste, was ich aus Liebe zu Dir, und um Dir alle die kleinsten weiblichen Bedenkseliten und Qualereien zu ersparen, thun konnte, die bei Deiner großen Leidenschaftlichkeit immer zu befürchten waren. Da wir aber längst die Sache, und immer als wünschenswerth besprochen hatten, so dachte ich eher, nach dem ersten kleinen Zuck, den Dir jede plöbliche Veränderung leicht erregt, auf eine freudige Ueberraschung, wobei ich allerdings im Anschlag brachte, daß meine große und vollständige Weiriedigung, meine Verzweiflungsfriedenheit, von der endlich eine so lang getragene Kette wie eine Centnerlast abfällt — Dich beruhigen und erheitern würde. Meine früheren Arbeiten in Maaßen bedauere ich

kleinen Augenblick, die waren Schlafensdrang, und das nun so weit als eigentlich möglich Vollendete hat jetzt, um es bloß und immerwährend anzuschauen, nicht den mindesten Werth noch Genuß für mich. Ich athme endlich frei, und fühle dadurch ein neues Leben, eine neue Jugend in mir; konntest Du mich zwingen Muston zu behalten, so würdest Du mich wahrhaft und hoffnungslos unglücklich machen. Mein schlaumüthiger Freund konnte mir nicht Earteres antun, und ich beidwäre Dich daher vorsichtig zu Werke zu gehen, und mir durch unzeitige Klagen und aufregenden Varn seine Schwermüthigkeit und Verdruß in einer Sache zu bereiten, bei der ich schon gebunden bin, und die, wenn ich dies nicht wäre, mein fester, unwandelbarer Wille ist. Ich schicke Dir in Abschrift den Brief an Dich bei, den ich an Pette geschickt, um ihn Dir in Wien zu übergeben, wo Du mir schreibst, daß Du Ende August eintreffen würdest, und wo Du an den Detailunterhandlungen theilnehmen solltest, damit in allem Deine Wünsche zugleich mit den meinigen befriedigt werden könnten. Ich bitte Dich nun, da Du vor der Zeit rund wie die Erfahrung lehrt zu Deinem und meinem Verdruß und Krankheit) unterrichtet worden bist, Pette selbst mit nach Wien zu nehmen, oder wenigstens mit ihm zugleich dort zum 20. September einzutreffen, wo ich ebenfalls daselbst anlange."

„Einige Ueberlegung nur, und Deine Vete zu mir, wenn sie nicht ganz herrischstühtiger und eigenstümiger Natur ist, werden Dich hoffentlich nicht nur beruhigen, sondern Dir an der endlichen Realisirung meines schlauesten Wunsches auch einige freundliche Theilnahme einflößen, und die unermesslichen Vortheile einsehen lassen, die uns daraus erwachsen. Aber davon sei ich überzeugt: Ich habe Muston nie geliebt, sondern nur geduldet, und den traurigen, elenden Zustand daselbst nur durch die gänzliche Umgehung an die Parthen der Anlagen zu paralysiren gewußt. Ich habe es

im Grund der Seele auch nie schon gefunden, und nie niederknien ohne die größte Unbefriedigung, und mit dem steten bangen Vorgefühl alles Unangenehmen was mich dort erwartete.“

„Wenn ich Heimweh fühlte, war es nach Dir, nicht nach jenem Besh, und immer noch verklammert durch die Gedanken an das über meinem Haupte schwebende Schwert. In diesem Augenblick geht es in dieser Einsicht in Mustau vielleicht etwas besser — traue darauf, und das nächste Jahrtausend bringt vielleicht gänzliche Vernichtung.“

„Es ist wirklich sehr hart für mich, in dem was mein ferneres Lebensglück bedingt, **von Dir** solche Exposition zu finden, und wo ich so lachende und nun keineswegs mehr unangenehme Pläne auf die Zukunft gebaut! Hier stehen wir wirklich an einem bedenklichen Scheidewege, laß uns doch ja nicht einer rechts, die andere links gehen. An Dir ist es nur zu folgen, selbst wenn ich es wäre, der den linken einschläge, was doch eben so wenig der Fall ist, als daß Nacht die Sonne scheint.“

„Das Unglück ist: daß Männer von der Vernunft, Weiber vom Gefühl geleitet werden. Du hast Dich neuerdings ausschließlich mit Mustau beschäftigt, um es mir angenehm zu machen. Deswegen erfüllt es jetzt Dein ganzes Herz und Seele. Ginge es temporair schlecht, wie zufall jetzt gut (das heißt leidlich), und drohten Kündigungen mit eiserner Hand, ohne sichere Aussicht ihnen zu begegnen — Du würdest mich segnen und bewundern, so glücklich den Knoten gelöst zu haben! Ich habe die Aeußerung aus Deinem Munde gehört:

„Das größte Glück für Dich wäre eigentlich, Mustau vorthailhaft zu verkaufen, aber es ist eine Chimäre, der Käufer findet sich nicht.“

„Hätte nicht Mother dazu den speciellsten Auftrag, und Du den, ihn fortwährend dazu anzufeuern?“

„Wirklich, liebe Schnude, Du zeigst Dich hier sehr schwach, und als Jemand der nicht weiß was er will, und der selbst den, welchen er am meisten zu lieben, für den er nur zu leben beabsichtigt, in das Profruitsbett spannen will, dessen Dimensionen momentane Laune bestimmt. Hast Du nicht immer sehr eigne, unabhängige Landbesitzung gewünscht, in einem schöneren Lande als das des Sandes und der Tannzapfen? Nun Du es haben kannst, wählst Du das glänzende Glend, den armlischen Reichthum in der Wüste, das blasse Muskau, und das Dasein unter der steten Andeutung obsequierender und impertinenter Staatsbeamten vor? Welche Inkonsequenz! Es gehört wirklich meine ganze, auf Alles gebaute Liebe für Dich dazu, um hier nicht alle Geduld zu verlieren, ja an Deinem Verstande wie Deinem Herzen irre zu werden. Eine Verzweiflung und ein Weisheit ohne vernünftigen Grund und Anlaß kann nicht rühren, man kann es nur b. dauern, und wenn man den Gegenstand, der sich so überaus leidenschaftlich benimmt, nicht über alles liebt und ehrt, könnte es erbittern.“

„Also, meine gute alte Schnude, bleibe die Alte, die Liebende, und wenn Du Deine Vernunft nicht erwidern kannst, die Gräberne. Jede andere Rolle wird Dich und mich bedenklos unglücklich machen, denn ich bin nie in meinem Leben zu etwas fest entschlossen gewesen, als zum Verkauf von Muskau. Auch ist die Hauptsache bereits abgeschlossen, und für alle Details nach Deinen und meinen Wünschen finden wir einen ganz netten, gentlemanartigen Mann in unserer Gegenpartei (denn Müller und Seilwaser sind immer eine Art Gegner) im Grafen Renard.“

„Ich habe Muskau für eine Million dreizehnhundert tausend Thaler verkauft, ein enormer Preis, um so mehr, als, nachdem alle Lasten und Sorgen von uns abgefallen sind wie durch einen Zauberstab, der Rest, zwischen 5 (fünf) und 10 (zehn) Thaler, noch ausreicht wird.

und nur die Gelder, von deren Zinsen die Pensionärenten bezahlt werden, auch noch 2 000,000 Thaler, vor der Hand auf Maslau stehen bleiben, und augenblicklich bei jeder Erledigung ausgezahlt werden müssen."

"Der Maslau's Qual 30 Jahre lang getragen wie ich, wer Maslau durch und durch kennt wie ich, der mußte wirklich wahnsinnig sein, wenn er ein solches Geschäft auskluge, das dahin zu bringen wahrlich keine zu verachtende Diplomatie bedurft hat."

"Also nochmals, meine theure Schnude, verfolge Dich nicht in ein Vahneth, aus dem Du nie den Ausweg finden würdest, sondern folge Deinem herrschenden Will als ergebene, gehorame Schnude blindlings, seine Freude, seine Zufriedenheit zu der Deinigen machend."

"Vor allem also, wenn Du bereits aus der Schule geschwartz haben, oder irgend etwas Unpassendes gethan haben solltest, sollte sogleich um, laß Dich nicht durch schlechten, egoistischen Rath, den Dir Dieser und Jener in Hoffnung eignen Vortheils geben konnte, zur Untreue an Deinem besten Freunde verleiten, und erkläre überall, der Verkauf von Maslau sei ein falsches Gerücht, damit mir nicht auch noch die Familie auf den Hals fällt. Daß wir übrigens nun auch ganz aus den Klauen dieser kommen, ist ebenfalls nicht einer der geringsten Vortheile des Verkaufs, das glaube mir. Unser waren wir Sklaven rechts und links, jetzt sind nur wir beide da, mächtig, sicher, frei, reich, envers et contre tous. Blinde Frau' gehe in Dich, und folge Deinem Heiland, und Dein Glaube wird Dir helfen."

"Dein sehr glücklicher Vou."

"P. S. Sei doch nicht so geringschätzend für mich, zu glauben, daß Wuschung oder irgend jemand mich bei dieser Sache misleitet, und glaube auch, daß gerade nur so gute Konjunkturen in Maslau (als Du mir eigentlich absichtlich)

verheimlicht halt, die ich aber durch Schiefer erfuhr) den Verkauf zu solchen Bedingungen möglich gemacht haben. Glaube ferner: weit entfernt, uns als heimathlos zu bedauern, wird man uns tief beneiden, und die neue, vielleicht ehrenvollere Heimath wird bald gefunden sein. Welche Ehre habe ich denn von Preußen? Mein Ansehen habe ich selbst begründet, und nicht Musken hat mich, sondern ich Musken bekannt gemacht. Auch Lord Byron verkaufte sein Stammland im undankbaren Vaterlande, und starb großer in Griechenland, als auf seiner Heiße als Landjunke. Niemand hat ihm dies je verdacht.“

„Ich habe Deinen Brief, ohne ihn zum zweitenmal zu lesen, verbrannt, damit er mir kein kaltes Blut mache. Er ist vergeben und vergessen, aber ich beschwöre Dich, sende mir keinen ferneren dieser Art, nachdem Du meinen unabänderlichen Willen kennst. Ich bin Dein Kind, aber kein Skind. Ueberhaupt, gute Simde, fehlt es Dir etwas an großen Ansichten, Du hängst zu sehr an der Schelle. Du vermagst nicht einzusehen, daß etwas Großartiges darin liegt, sein halbes Leben an einer Sache sich gerlogt zu haben, und sie dann mit der vollkommensten Gleichgültigkeit (vorher, und nicht blos aus Eitelkeit vorgegebener), hinzugeben und zu verlassen. Die Welt aber erkennt das, weil sie in Masse stets postisch ist, und nach diesem Maßstabe wird sie mich beurtheilen, in so weit sie überhaupt auf meine Unbedeutendheit Rücksicht nimmt. Mein persönliches Ansehen wird durch diese Begebenheit weit mehr steigen als fallen, wie Dich die Zukunft bald belehren wird. Aber finde auch das sichere Gegentheil statt, so würde ich mich dennoch wegen der Erlangung weit soliderer Güter überentschädigt halten, und mir Glück wünschen. Mein Gefühl ist jenes eines im Gefangnis Vergessenen, der endlich Wortes Sonne in Freiheit wiederersieht. Du schenkst nie den tiefen Abscheu, den ich vor meiner Lage in Preußen fühlte, recht gefaßt zu haben.

o gleich ich mich genug darüber ausgesprochen und meine feste Absicht, mit freuvilligem Ungemisch aller Art verbunden, Dich hinlänglich darüber hatte beschreiben können. Die Kesen waren, wie die Anlagen, ein Mittel zum Vergessen, und beide haben mir sonderbarer Weise die einzige Kenommee gegeben, deren ich theilhaftig geworden bin, wie die Verle, welche die Menschen schäpen, mir die schmerzliche Krankheit der Miel ist. Gott gebe, daß ich künftig die gesunde Kraft habe, aller ferneren Kenommee, aller Ambition vor den Menschen zu glänzen, aufrichtig zu entsagen, und nur an Freundesband das Glück zu suchen, jetzt, wo die Bedingnisse da sind, uns es finden zu können - und ich hoffe dies Treide mich nicht weiter nach Ehre, gute Schnude, denn das ist die einzige gefährliche Klippe, treite mich vielmehr nach dem Hafen der Ruhe und Vergessenheit, wo allem das n ihre Glück des Alters, und v alle ist selbst der Jugend, gefunden wird. Wir haben jetzt ein größtentheils disponibles Vermögen von 800,000 Thalern, wovon ², haar, ohne Verbindlichkeit gegen irgend jemand, frei wie der Vogel in der Luft unser Nest zu bauen, wo es uns gefällt. Ich habe mir geglaubt, daß Welt noch so gnädig mir zuletzt die Welt beschleeren würde, und wir verdienten in den Abgrund gestossen zu werden, wenn wir diese wahrlich unverdiente Günst nicht mit Glückseligkeit erkannten, denn zufrieden und froh zu sein ist der der Göttheit würdigste Dank. Der Himmel erleuchte Dich, v. citate Schnude, verlaß aber die Muslauer Cede je eher je lieber, damit der Jauber gelöst werde. Sprich nun mit Vethe, da Du alles weißt, und verlange von ihm meinen Brief an Dich. Schnudl, sei lustig wie

Dein Lou."

Die Schritte, die Lucie rechts und links in Tepliy unternommen, waren Pädler noch weit empfindlicher als die Barmhertze, die sie ihm unmittelbar gemacht, und er schrieb

ibr darüber aus Konstantinopel, den 18. August 1839, wie folgt:

„Liebe Schnude.“

„Je mehr ich darüber nachdenke, je mehr krankt es mich, daß Du uns so unungherwen vor den bedeutendsten Personen, und einem großen Theil des Publikums en spectacle gegeben, und lacherlich gemacht hast, Dich durch eine *désespérée* de *Jocrisse* (da sie nur auf einem Phantom Deiner Einbildungskraft beruht) mich, indem Du mich als einen Menschen ohne Vernunft und gesunden Menschenverstand, als einen wahren Unmündigen dargestellt hast, der die Rolle des ersten besten Abentheurers werden muß, der sich vornimmt, ihn anzuführen. Wie gut mag mich dies dem Könige, dem Fürsten Metternich rekommandiren! und die rasende Idee, den Fürst Metternich bei der Freundschaft Deines Vaters zu beschwören, den Herrn von Muskow auf seiner Reise aufzuhalten! Du siehst übrigens, daß man dies alles nur ruhig angesehen hat, um Deinen erkrankten Zustand zu schonen, daß der Fürst Metternich niemanden aufgehalten hat, und daß der Fürst Wittgenstein nur den nichtigsten Brief geschrieben hat, der als eine wahre Satyre in seinem Munde gelten kann, und dem es deutlich an der Styrne steht, daß er ihn nur schrieb, um Dich mit lauterer Manier los zu werden, und indem er mir dies zu verstehen giebt, sich bei mir wegen seiner Einmischung entschuldigt.“

„Ich wiederhole es, die Verwirrung in Deinen Jahren, und bei der Weltverwirrung und Menschenkenntniß, die Du doch endlich besiegen solltest, ist mir völlig unegreiflich.“

„Wie viel diskreter hat sich hier Pothe benommen, der von allem längst unterrichtet war, das ganze Geschäft bereits in Fanden hatte, und dennoch, seiner Anweisung fest getreu, selbst gegen Dich bei der gewaltigen Noth nichts davon erläutern ließ. Jetzt, da ich ihn dazu autorisirt habe, Dir alles mitzutheilen, wirst Du erfahren, daß es dardane

nicht meine Idee war, irgend etwas ohne Dich abzuschießen, sondern Dir nur, da ich Dich besser kenne wie Du mich und Dich selbst, die Sache bis dahin zu verheimlichen, wo die Präliminarien fast beiprochen und verhandelt wären, um eben dem unnützen Spektakel zuvorzukommen, das Du jetzt angerichtet, und Dir selbst unsägliches Sorge und Noth à propos de bottes zu erbarren.“

„Der Himmel hat es anders gefügt, und ich resignire mich mit meinem alten Motto: *que tout est pour le mieux, quand on ne peut plus le changer*. Auch will ich Dir keine Vorurtheile von nun an mehr machen, und bitte Dich nur, der Zukunft wegen, Die wohl zu imprimiren: daß der Grund aller dieser großen Unannehmlichkeiten einzig und allein in dem Mangel zweier Dinge bei Dir liegt:

„1) der ungerechten Beurtheilung meines Verstandes wie meiner Vernunft;“

„2) der unzulänglichen Ergebenheit in meinen Willen.“

„Mein Betragen ist durchaus consequent geblieben“:

„Ich habe von jeher Muskau zu verkaufen gewünscht, folglich die Gelegenheit benutzt, die sich dazu darbot.“

„Ich habe dies mit der sorgsamsten Vorsicht gethan, ohne mich, bei der scheinbar großen Facilität, weder zu einem undortheilhaften Verkauf bereben zu lassen, noch mich in irgend etwas zu binden.“

„Ich habe Dich nicht davon ausgeschlossen, sondern Dir nur das Geheiß verichwiegen, bis es ganz reif sein würde, und der Augenblick eingetreten, wo man sich endlich wirklich wurde binden müssen, und bei diesem Schluß nicht nur gestattet, sondern befohlen, Dich mit hinzuzuziehen.“

„Du dagegen hast mir zuerst Muskau's steigende Prosperität verheimlichen lassen, und Dich dann einer narzischen Verzweiflung, mit den wildesten Unternehmungen gepaart, überlassen, weil Du Dir auf ein Carolath's Weltliche hin eingebildet, ich habe mir, wie ein Pinzel, Muskau von

„Heren von Aufhang in Konstantinopel abescamstren lassen““

„Aber von Reden ist hier der Reichthümige, Unüberlegte? Wenn Du noch zweifelst, so sei sicher, daß es kein Anderer than wird. Nun aber Streusand darüber: Du hast einen Raufh gehabt, läst, wie ich zu Gott hoffe, jetzt nachtern geworden, und wirst als reinge und fidele Schande mit wider entgegnetreten, und für das ganze Leben Doctoret und Daz samleit quand-mème geloben. Dann findest Du auch in mit den alten, treuen, lullenden und nachsichtigen, schnell vergebenden und vergessenden

Vou.“

„P. S. Um eine Sache bitte ich noch juche Deine equipée mit nichts zu entschuldigen. Sage auch nicht, daß sie nur aus Liebe zu mir entstanden sei. Desmal hast Du nicht aus Liebe, sondern ganz subjectiv gehandelt, und was man sieht und hochachtet sieht man auch nicht so leicht für debonnaire an abgeredet, daß eine Liebe mit solchen Resultaten wirklich etwas gefährlich wäre, und zu dem Aueruf veranlassen konnte. Gott schlage uns vor unieren Freunden, die Reinde wollen wir uns schon selbst abhalten Das größte Zeichen wahrer Liebe von der Frau zum Mann ist Wehorjam und Vertrauen. Jetzt, Dreischande, den Friedensluß“

Der Bruchwechsel wurde nun über die Sache fortgesetzt. Lucie wurde mit der Zeit nicht milder und bekannener, sondern hurzte fort in ihren bitteren Vorwürfen; sie sprach Puckler von dem Geld, mit dem er sie verlaufe, sie erklarte, eine solche That könne nur gerechtfertigt sein, wenn man esend genug war, um seine Ehre zu kommen, oder so rannert disilunde, seinen Untergang vor Augen zu sehen. Er dagegen stellte ihr vor, daß es thericht sei, anzunehmen, daß ohne Muskau's magischen Namen mit einemmal Austerlich über ein Vereintreiben masse, als wenn er, wie Peter Schlemihl

seinen Schatten verkauft hatte: und indem er sie ernst ermahnte, Vermunft anzunehmen, hatte er doch Mitleid mit ihrer Verblendung, wie er es nannte. Sie moge sich beruhigen, sagte er hinzu, daß wenn er auch Muskau verlasse, er darum nicht entwurzelt sei, denn er sei Herr seines Stoffes gewiesen, der Stoff aber nicht im geringsten sein Herr. Er künzte im Weist und in der Phantastie, und die wußten sich immer und überall die Materie genügend zu formen. In der That machte er schon Pläne von einem Anlauf in schönerer Gegend, too ein dankbarer Aeld für sein Werre sich darbote. Aber was ihn begeisterte, konnte Lucie nicht reizen, die alter den Jahren nach, und alter in ihren Gefühlen, nichts Neues wollte, sondern ihren festen Hals fest unverändert zu behalten wünschte, und der die Fesseln, die der Besitz Pädler auferlegte, lieb waren, da sie ihn in seiner Anselast beschränkten.

Es ist notwendig, diese Angelegenheit so ausführlich zu behandeln, da sie für Pädler's Beziehung zu Lucie von entscheidendem Einfluß blieb, und ihn trotz aller später stattgefundenen Verlobnung eimermaßen enttauschte über den Grad ihrer Anhänglichkeit und Hingebung, und ihn zu dem Glauben brachte, daß ihre Liebe zu Muskau größer sei, als die zu ihm.

Mit solchen Eindrücken war es, daß Pädler den 25. August 1830 von Konstantinopol nach Wien abreiste, wo das Geschäft mit dem Grafen Renard definitiv abgeschlossen werden sollte, und wo er auch mit Lucie zusammentreffen wollte. Das war für beide freilich nicht das Wiedersehen, wie sie es sich seit vielen Jahren vorgestellt hatten. Muskau, das sie sonst verband, stand wie ein feindliches Wesen zwischen ihnen.

Pädler fühlte sich umgibt, als er sich in Puppstere zur Donaufahrt einschiffte: die Sorge und der Verdruß, den ihm Lucie's Bräue verursachten, wirkten ungünstig auf seine

Stimmung, das Wetter war stürmisch; in dem ihm unge-
 wohnten Donauklima bekam er eine heftige Erkältung noch
 dazu. Dies alles zusammen mag dazu beigetragen haben,
 daß er auf dem Schiffe von der Cholera befallen wurde.
 Er, der in den fremden Welttheilen so oft dem Tode in's
 Antlitz geschaut, der ihn durch Klima, Aetier Pest, Mias-
 malschläge, Zersürme, wilde Thiere und Aufrührungen aller
 Art so vielfach bedroht hatte, und der allen Gefahren glück-
 lich entzungen war, sollte nun noch zum Beischluß auch diese
 letzte Prüfung bestehen. Er brachte vierundzwanzig Stunden
 unter den heftigsten Schmerzen zu, während deren man für
 sein Leben fürchtete. Ein Arzt war nicht auf dem Schiffe.
 Nachbaba stand ihm holdvoll bei. Der Kapitän gab ihm
 endlich eine starke Dosis Opium, worauf die Krämpfe nach-
 ließen. Seine gute Natur überwand die Krankheit. Aber
 die ermattende Nachwirkung fühlte er noch lange; er war so
 abgemagert, daß ihm die Ringe von den Fingern glitten.
 Wehmüthig dachte er nach, wie er sich gekümmert und ge-
 grämt wegen Luciens Briefen, und wie nun beinahe sein
 Tod der Sache eine andere Wendung gegeben, und den Ver-
 lauf von Maslau verhindert hätte. „Wäre ich gestorben,“
 schrieb er an Lucie, „so hättest Du es freilich behalten, aber
 Du wirst es doch so besser für Dich finden, wie ich mir
 schmeichle.“ Je mehr er sich dem Norden näherte, noch
 schwach und angegriffen, je mehr kam er zu der Ueberzeugung,
 daß er zu der Erhaltung seines Lebens und seiner Gesund-
 heit eines wärmeren Klima's bedürfe, und dies war ihm nur
 ein Grund mehr, sich von Maslau befreit zu wünschen.

Nachbaba war aus Angst, ihren geliebten und einzigen
 Beschützer in der Welt zu verlieren, mit ihm mager ge-
 worden. „Es ist bestimmt,“ schrieb Nach-
 babas an Lucie, „sie ein Jahr lang in Pension zu thun,
 und ich hoffe sie unterzubringen ebe, wir uns wiedersehen, so
 daß sie Dich in keiner Hinsicht stören wird.“

Lucie war Pädler bis Pestsch entgegengekommen. Dort aber erwartete ihn eine neue schmerzliche Enttäuſchung. Als er Briefe emſing, eröffnete er auch darunter einen, den er an ſich gerichtet hielt, der aber vom Oberregierungs-rath (Gravell) an Lucie geſchrieben war. Es ging daraus klar hervor, daß Lucie heimlich, ohne Pädler's Vorwiſſen, ſich an Gravell gewandt und ihn beauftragt hatte, in ihrem Namen gerichtl. Proteſt gegen den Verkauf von Muſkau einzulegen, und darauf hinzuweiſen, daß Pädler durch ſeine Erhebung in den Fürſtenſtand gebunden ſei, Muſkau nicht zu veräußern, weil er ſich verpflichtet habe, ein Majorat zu ſitzen. Pädler war tief verletzt, und erblickte in Lucie's Benehmen geradezu einen Verrath. „Ich vergeiße ihn,“ ſchrieb er an Lucie, „aber ihn zu vergeſſen liegt nicht in meiner Macht. Es iſt die letzte und bitterſte Enttäuſchung meines Lebens.“

Ich nehme ſie indeß mit vollkommenſter Ruhe auf, als etwas Weiſehenes, und ergebe mich in mein Schickſal. An unſerm beiderſeitigen Intereſſe bitte ich Dich aber, zu thun was Du kannſt, um die Weiſter, die Du gegen mich heraufbeſchworen, ſo weit niederzubannen als Du es vermagſt. Die Wendung, die man genommen, Muſkau als von mir zum Thronelehn erklärt) auszugehen (wahrscheinlich eine Erfindung des Gravell'schen Genies), wird mich wahrſcheinlich, da nun eine ſolche Proteſtation ſchon eingetragen iſt, zwingen, um den freien Peſch wieder herzuſtellen, auf den preußiſchen Fürſtentitel zu renonciren, und die erhaltene Entſchädigung wieder zurückzuzahlen — denn der Sklave an der Kette in ſolcher Weiſe will ich doch nicht bleiben. — Ich ſehe eine traurige Zukunft voraus, fühle aber die Kraft, ſie mit völligem Gleichmuth zu tragen, obgleich nun allein geſaſſen. Dein treugebliebener Freund.“ Lucie ſuchte ſich ſo gut ſie konnte zu entſchuldigen und nahm ihre Proteſtation vom Hofgericht zurück, wodurch denn Pädler, der

nie lange großen konnte, sogleich wieder milder und herzlicher gestimmt war.

Er war leicht gerührt, und der Anblick seiner alten Freundin, die Kraft der Lebendigen Gegenwart und der Erinnerung eines so lange gemeinsam zugebrachten Daseins veranlaßte ihn, seine Wünsche zu opfern, und dem Willen Luciens nachzugeben: er brach die Unterhandlungen mit dem Grafen Menard ab, und Lucie ging als Siegerin aus dem harten Kampf hervor.

Doch unjenern größeren Antheil erregt der Unterliegende, der sich wahrlich selbst unterschätzte, wenn er zuweilen behauptete, daß er wenig Herz habe. „Der Arzt hat durch die Aufopferung eines mit so großer Begierde verfolgten Wunsches an die Liebe und Freundschaft,“ schrieb Gravel an Lucie, „den achten Adel seines Herzens erprobt, und durch diese Selbstüberwindung einen Sieg gewonnen, der ihn höher stellt als alles was er mit Hülfe des Glüdes hätte gewinnen können. Der Lohn alles Guten ist in ihm selbst enthalten und seine innere Zufriedenheit, so wie Ihre innige Dankbarkeit, sind die besten Perlen davon; nächst ihnen kommt die moralische Achtung aller edlen Menschen; aber auch die Zeit wird kommen, wo der Arzt in dem Fortbesitze seiner schönen Standesherrschaft, und in dem, was er als Maquat des Landes und als Schöpfer eines neuen Pandlebens für die deutschen Grundherren bedeutet, sich wohlgefallen und sich selbst belohnt dadurch erkennen wird.“

Als Lucie Pesth wieder verließ, um nach Hause, nach dem geretteten Mankon zurückzureisen, nahmen Von und Schnude wieder den zärtlichsten Abschied, und er schrieb ihr aus Komorn, wohin er einen Ausflüg gemacht, den 21. October 1839, nach der Trennung: „Mein Herz ist voll von Liebe für Dich, laß dies Dein Trost und Deine Ueberzeugung sein, und alles Uebrige wird gut gehen, es mag sich wenden nach welcher Seite es will.“ Lucie dagegen schrieb aus

Wien den 22. Oktober 1839: „Dich zu missen ist sehr schwer; wenn man noch ganz warm Dein Andenken vor sich hat, fällt man sich schwer in die Entbehrung so angenehmer Gesellschaft, so launiger, so geistvoller, so lieblicher, und dann und wann so liebender.“ Dazu mischte sie die Bemerkung ein: „Warum bin ich nicht jung, und nicht aus Abyssinien!“ Auch nannte sie ihn wieder „den Engel ihres Lebens“. Nach dem Gewitter war heitre Luft und Sonnenschein eingetreten.

Achtunddreißigster Abschnitt.

Freude in Muskau. Gesellschaftsleben in Pesth. Nachbaba. Geringe Aufnahme in Wien. Auch und Auchin von Kettebach. Derzogin von Saran. Graf von Malzan. Fürstin Schwarzenberg. Gräfin Zichy-Kecseri. Fürstin Lichtenstein. Gräfin Jagay. Gräfin Hunyadi. Gräfin von Juch. Freyburg. Die ungarische Opposition und Franz Pulszky. Ausreise mit Nachbaba. Lucies steigende Eifersucht. Nachbabas Leiden. Tod König Friedrich L. d. heims des Dritten; dessen Urtheil über „den großen Doctor“. Lucies Erkrankung. Marienbad. Neue Verhandlungen über Nachbaba Krankheit. Aufsuht in Muskau.

In Muskau war großer Jubel, als die Fürstin mit der Nachricht zurückkehrte, daß der Verkauf rückgängig geworden. Sie ge. oß den vollen Triumph, wahrzunehmen, mit welcher Freude dieses Ereigniß aufgenommen wurde. In der That zeigte sich bei diesem Anlaß von allen Seiten die größte Verehrung und Anhänglichkeit für Pudler. Sein Geburtsfest wurde glänzender als jemals gefeiert. Lucie hielt eine große Cour ab, wo sie von allen Offizianten und Muskauser Baronen mit Beweisen der Theilnahme und Befriedigung überhäuft wurde. Die Gartenarbeiter ihrerseits erklärten, sie wollten ihrem guten Herren drei Tage umsonst dienen, aus Freude, daß er sie nicht verlassen habe. Die ganz Armen, die nur von der Unterstützung des Standesherrn lebten, stimmten im Schloßhof das Lied: „Herr Gott, Dich loben wir“ an, als Bedeum, daß ihnen der geliebte Herr erhalten bliebe. Beim Schall der Pöller ließ man Pudler hoch leben. Abends waren Festmähler veranstaltet, die ganze Stadt, Arm und Reich, war froh und vergnügt, und die Jugend tanzte bis zum Morgen.

Püdler wurde unterdessen von der eleganten Gesellschaft in Besitz auf das Schmeichelhafteste aufgenommen und fetirt. So sehr er sich eigentlich nach Einsamkeit und unabhängiger Ruhe sehnte, so konnte er sich doch nicht ganz aus den Kreisen der großen Welt zurückziehen. Auch Machbuba, die übrigens beinahe immer leidend war, wurde als Püdler's Pflügelkind überall ausgezeichnelt, und gewann durch ihre Anmuth und Herzensgute, ihren Takt, ihre Natürlichkeit und Klugheit den liebevollsten Antheil. Die Gräfin Thurn bezeugte ihr eine wahrhaft mütterliche Anhänglichkeit, Frau von Steinlein, mit ihren beiden schönen, lebenswürdigen Töchtern, behandelten Machbuba wie eine geliebte Freundin des Hauses; ja, wir dürfen sagen, daß jeder der dieses edle und merkwürdige Naturkind näher kennen lernte, ganz von ihr bezaubert war.

Püdler schrieb den 2. Jänner 1810 in sein Tagebuch: „Machbuba bildet sich immer lebenswürdiger heran. Ich will sie nun ein Jahr in Pension thun, und dann zeitlebens bei mir behalten. Für ihre Zukunft habe ich schon durch mein Testament gesorgt, das in Wien legalisirt werden soll. Gott gebe, daß ich bis dahin nicht sterbe. Denn wie der Himmel es beschloffen hat, hier oder dort werde ich leben, des bin ich sicher.“

Auch in Wien wurde Püdler überall gefeiert und geehrt, vom Kaiser, von den Prinzen, in allen Kreisen, die er betrat. Er war dankbar dafür, aber doch für solche Welt-erfolge etwas abgestumpft. Obgleich kam ihm der erste Winter nach einem sechsjährigen Aufenthalt im Orient hart an, und eil hatte er durch Krankheit zu leiden. Zuweilen verfiel er in melancholische Stimmungen, in welchen ihm der Orient in glühender, farbenreicher Morgenpracht erschien, und Moskau wie ein verblühenes, abgestorbenes Wesen in grauem Abendnebeldunst, das ihm, je mehr es Lucie in ihren Briefen anpries und lobte, je mehr zuwider wurde. Ihm war es, als passe er weder für die Welt, noch für Moskau, sondern nur für eine ganz freie, unabhängige Einsamkeit.

In Wien verkehrte Büdler am meisten mit dem Fürsten von Metternich und seiner Gemahlin, der Fürstin Melanie, mit der Herzogin von Sagan, bei der er viele Abende zu brachte, und mit Graf Mortimer von Malhan, dem preussischen Gesandten, der später auf kurze Zeit preussischer Minister wurde, und so traurig im Wahnsinn endete. Der Fürstin Melanie huldigte Büdler mit Malhan um die Wette. Der Fürst von Metternich zeichnete Büdler sichtlich aus, und setzte ihm bei seinen Dinern seinen besten Johannesberger vor. Auch die Fürstin Schwarzenberg, die Gräfin Jich-Arrcar, die Fürstin Pechenstein, die Gräfin Saparx und die Gräfin Hunyadi gefielen Büdler sehr. Gräfin Lore Auch begnügte er mit Freuden als seine alte Freundin. Auch mit Prokech und seiner Gattin traf Büdler in Wien wieder zusammen, und hatte angenehme Beziehungen mit Franz Vizt und Friedrich Halin.

Er machte einen Ausflug nach Preßburg, obgleich der preussische Gesandte, Herr von Malhan, ihn warnte, er werde einer großen Feindseligkeit von Seiten der Ungarn zu begegnen haben. Büdler hatte nämlich in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ einige Aufsätze über die ungarischen Zustände erscheinen lassen, welche unter den Ungarn große Unzufriedenheit erregt und öffentliche Erwiderung hervorgerufen hatten. Eine dieser Erwiderungen war von dem damals vierundzwanzigjährigen Franz Pulszky, der sich so jung schon einen Namen gemacht hatte. Die Befürchtungen Malhan's bestätigten sich aber durchaus nicht. Büdler begegnete überall der größten Artigkeit, und sah mit Vergnügen dem konstitutionellen Treiben in Ungarn einige Tage zu. Der Besitzer des Hauses, in dem er wohnte, bot ihm die Wohnung auf Monate gratis an. Die bestügten Oppositionsmitglieder überhaupen ihn mit herzlichster Artigkeit. Mit Franz Pulszky, dessen persönliche Bekanntschaft Büdler machte, war er, wie er sich in seinem Tagebuch ausdrückt, „à la fleur d'orange“.

Mit Nachbuba, die er in Wien in eine Pension gegeben, machte Püdler manche schöne Ausflüge in die Umgegend, wo beide zwischen Wald und Wiesen froh und zwanglos die freie Natur genossen.

War nun die Frage wegen Rußlan zwischen Püdler und Lucie beseitigt — denn auf Kaufantrage des Grafen von Niedere und des Herzogs von Koburg ging er gleichfalls nach langen Verhandlungen nicht ein — so trat dagegen wieder die Frage über Nachbubas Zukunft unabwieslich näher heran. Püdler warf Lucien nicht ohne Gereiztheit vor, daß sie ihm das Leben damit erschwere, daß sie ihm verwehren wolle, Nachbuba nach Rußlan mitzubringen. Lucie nenne sich seine Mutter, aber seine Mutter, so wenig sie Lucien sonst gleich komme, würde Nachbuba bereitwillig in ihr eigenes Haus aufnehmen, geschweige verhindern, daß er sie in das gemeinsame führe. Er habe sich an Nachbuba gewöhnt, sie sei ihm nothig geworden, und Lucie möge nun im Nachgeben ihre unregelmäßige Liebe zeigen. Auch habe Nachbuba nur ihn allein auf der Welt, sie sei lieb und gut, er liebe sie wie ein Vater, und könne sie nicht verlassen.

Hier aber traf Püdler auf einen wunden Neld. Es zeigte sich immer mehr, daß Lucie noch auf Andere als auf Varnhagen und auf Püdler's Schriftstellerei eifersüchtig sein konnte. Es ist sehr schwer für eine Frau, von der Stellung als Gattin in das Fach der Mutter überzugehen, wie dies Lucien zugemuthet worden war. Rücksälle sind da beinahe unvermeidlich, und sie blieben nicht aus. Freilich war Lucie so bedeutend älter, und mußte sich sagen, daß gerade ein Mann wie Püdler sich nicht allein auf die alternde und mit den Jahren corpulent gewordene, jetzt schon vier- undsechzigjährige Freundin beschränken konnte, so sehr er sie ehrte und schätzte, und ihr kindlich ergeben war; daß er ihr nicht treu sein werde, hatte er ihr mit schneider Aufrichtigkeit vor Eingehung seiner Konvenienzheirath entschieden erklärt;

sie war seine „gute Schnude“, seine „dicke Alte“, seine „gute Maunne“, aber sie konnte nicht die anmuthige Nymphe für ihn sein, die seine Träume besetzte. Jedoch die Frauen halten sich leider oft für jünger als sie sind, und machen dann Ansprüche an das Leben, welche dieses schwerlich gewährt. Es bestätigte sich hier einmal wieder, was man oft bestreitet, daß das Alter nicht die Leidenschaften abstumpft. Nie und niemals ist Lucie auf jemand eifersüchtiger gewesen, als auf Nachbaba. Sie ließ Püdler keine Ruhe; auf alle Arten arbeitete und strebte sie, ihn von Nachbaba zu trennen, abzulösen. Sie beschwor ihn wiederholt, er solle in Wien „nicht allzuviel Aufsehens mit dem exotischen Personal seiner Umgebung machen“, denn Wien sei kleinstädtisch, und sein großer Ruf sei Stoff der Aufmerksamkeit genug, ohne daß es seiner bunten Gascotte dazu bedürfe. Dann hieß es wieder, er würde wohlthun, auf dem Schauplay, den er nun betrete, das Aufsehen zu vermeiden, was die fremden Gestalten seines Gefolges veranlassen mußten. Vergleichen passe mehr für einen Klattergeist, für einen jungen Tandy, als für einen Mann seiner Stellung und Bedeutung. Möchte auch manches hievon ganz vernünftig klingen, so war doch die Eifersucht stets die eigentliche Triebfeder. Dann bekämpfte sie wieder seine türkische Kleidung, die er doch eigentlich in Europa nur zu Hause als Negligé zu seiner größeren Bequemlichkeit trug. „Denn einsam — wenngleich umgeben und beschäftigt.“ schrieb sie einmal, „bist Du doch, mein theures Vind, und Du hast mir es bezeugert und bewiesen, die Ansprache Deiner Schnude würde Dir fehlen, wenn Du lange genug mit der dunklen Puppe gespielt hättest.“

Doch sah Lucie wohl ein, daß das einzige Mittel, Püdler wieder in Mustau zu sehen, darin bestünde, auch Nachbaba freundlich zu empfangen, und sie gab daher aus Klugheit nach. Die arme Nachbaba durfte übrigens

neben aller Theilnahme auch das Mitleid aussprechen, denn ihr Zustand wurde immer bedenklicher. „Die arme Nachbuba wird immer kranker,“ schrieb Püdler an Lucie, „und ihre Thränen thun mir sehr weh, denn ich sehe sie gleich dem Arzt für ein böses Zeichen an. Sie fragt dennoch fortwährend nach Dir, weil sie weiß, daß Musklauer hier sind, und freut sich Deinetwegen, daß Musklau nicht verkauft wird. Sie bittet mich, ihr armes Wesen, wie sie sagt, Dir zu Füßen zu legen. Nimm sie freundlich auf, wenn sie so weit kommt.“ Und den 15. Mai 1840 schrieb er wieder: „Die arme Nachbuba ist wie ein Skelett, und ich fürchte sehr für sie. Sie hier zu lassen, ist völlig unmöglich. Die ganze hohe Gesellschaft hat sie keineswegs als meine Maitresse, sondern als mein Pflegekind angesehen, und hiernach sehr ehrenvoll behandelt, selbst von Seiten des Hofes. Als solches, mit aller möglichen Dezenz, muß sie auch in Musklau auftreten. Sie kann ohne mich nicht existiren, ein diejen Wesen eigenthümliches Gefühl, was mit gemeiner Liebe in unserem Sinn gar nichts zu schaffen hat. Ich bin ihr alles auf der Welt, und ihr Herr in ihren Augen. Selbst Malfatti, der große Arzt, erklärte mir, daß er von ihrem schnellen Tode überzeugt sei, wenn ich mich von ihr trenne. Dies also, liebe Schande, ohne eine Spur von Verliebtheit, ist eine heilige Pflicht, die ich Vorurtheilen nicht aufopfern kann. Sei auch, Herrin, meine treue, ergebene Freundin.“

Lucie erwiderte hierauf aus Berlin, den 26. Mai 1840: „Daß die arme kleine Nachbuba so abkommt, thut mir sehr leid, ich hoffe für Dich, daß sie sich erholt, und lange noch zu Deiner Freude lebt. Ich verstehe wohl, daß sie ohne Dich nicht existiren kann, doch ein ihr nur eigenthümliches Gefühl ist solches nicht, da auf andere Weise zwar — das Nämliche vielleicht Anderer Leben auch bedingte.“

Püdler in seiner Antwort schrieb: „En effet, je ne tiens plus au monde que pour deux êtres, une mère

et une fille, toutes les deux adoptives, zwei sich entgegenstehende, durch mich vereinte Pole, in allem verschieden bis auf einen einzigen Punkt, der gemeinschaftlichen Herzensgute, und warum hänge ich so fest an Beiden? Weil ich nicht ohne die Eine, die Weiße aber nicht Weiße, leben kann, und die Andere, die Schwarze mit weissem Herzen, nicht ohne mich."

Dies war im Grunde wahr; aber Lucie wurde wenig davon gerührt. Sie behielt ihre bitteren Weisfälle, wenn sie dieselben auch nicht zeigte.

Machbuba sagte wehmüthig zu Pädler: „Sono molto malata, e non guarirò mai; desidero solamente che tu, mio Principe, sia presente alla morte mia. Non sono che un verme, e se il Dio non morisse, vivere e morire a me è eguale¹⁾).

Pädler war auf das tiefste betrübt über Machbubas Leiden, und aus innerster Natur aufrichtig, verbarg er dies auch Lucien keineswegs. Auf den Rath der Aerzte beschloß er nun Machbuba nach Marienbad zu bringen, wo sie die Kur brauchen sollte. Dann wollte er sie eine kurze Zeit mit seinen Leuten dort allein lassen, und Lucien in Berlin besuchen, da diese so sehr darauf drang, daß sie ihn zuerst allein sehen wollte. Beide hofften, daß durch gegenseitiges Aussprechen ihr Verhältniß, das denn doch an Vertrauen und Innigkeit bedeutend gelitten hatte, sich wieder herstellen sollte.

Noch bevor er Wien verließ, traf die Nachricht von dem am 7. Juni erfolgten Ableben des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten ein. Pädler schrieb darüber an Lucie:

¹⁾ Ich bin sehr krank, und werde niemals besser werden; ich wünsche nur, daß Tu, mein Fürst, bei meinem Tode gegenwärtig seiest. Ich bin nur ein Wurm, und wenn nur Gott nicht stirbt, so ist leben und sterben für mich gleich.

„Ueber den Tod unseres guten Königs sage ich nichts hier, das wollen wir mündlich besprechen. Diese ganze Region ist mir, der zum Landjunker verdammt ist, sehr fremd und entfernt, doch bedaure ich herzlich, sowohl den braven Fürsten selbst, als was Du vielleicht durch seinen Tod verlierst. Die Zukunft wird indeß auch, wie die Vergangenheit, ihre Noien und ihre Dornen bringen — und inwiefern halte ich so ziemlich alles für egal, um so mehr, da immer und ewig alles ganz anders kommt, als man es erwartet.“ Ihm lag in diesem Augenblick an Madhuba mehr als an allen Königen der Welt. Aber auch davon abgesehen konnte Rückler, mit seinem originellen, lebendigen Geiste, der nie sich zum Gewöhnlichen herabstimmte, durch das trodene, phantasievolle Wesen Friedrich Wilhelms des Dritten wenig angezogen werden, so wie dieser schwerlich weder die genialen und poetischen Eigenschaften Rückler's, noch sein schriftstellerisches Talent zu schätzen fähig war. Wie gering die literarischen und Kunstbedürfnisse dieses Königs waren, ist bekannt. Am besten befriedigte ihn Johanna von Weisenthurn, deren Schauspiele ihn herrlich amüsirten. Dagegen sagte er einmal, als er sich bei einem Theaterstück langweilte: „Das ist ja beinahe so langweilig, als wenn es vom großen Goethe wäre, wo man immer jähnen muß, daß einem die Kumbaden knaden“, eine Aeußerung, an der lebenswürdige Aufrichtigkeit, aber freilich weniger die geistige Empfänglichkeit, zu loben ist.

Unter den durch den Thronwechsel veränderten Verhältnissen gab Rückler nun die Reise nach Berlin auf.

Leidend an heftigen Nierenanfällen verließ er Wien, und brauchte vier Tage bis er nach Prag gelangen konnte. Dort behand er sich anfänglich etwas besser, aber nur, um von einem stärkeren Krankheitsanfall betroffen zu werden. Die noch kränkere Madhuba war dabei an seiner Seite. Er setzte dennoch seine Reise nach Marienbad mühsam fort, wo sich sein Zustand als ein dreitägiges, sogenanntes Fenaufieber

entwickelte. Dadurch wurde nun die Reise nach Muskau sehr verzögert, und als Lucie ihm schrieb, er möge sie ja nicht überraschen, da das sie angreifen würde, sondern sein Kommen genau melden, da erwiderte er, von solchen enttäuschungen sei er weit entfernt, und wenn er ihr eine Ueberraschung machte, so konnte es höchstens die sein, daß er gar nicht käme, oder stirbe.

Nun wurden die Verhandlungen über Nachbuda wieder aufgenommen. Lucie bestand darauf, er solle zuerst allein kommen, damit sie sich ungestört mit ihm aussprechen konnte. Demzufolge sollte er zuerst Nachbuda in Marienbad lassen, um nach etwa vierzehn Tagen zurückzukehren und sie abzuholen. Bei dem schlechten Herbstwetter und seinem eigenen leidenden Zustand war das viel verlangt. Lucie schrieb dringend: „Vielleicht gewahrst Du was ich fordere, wirst Du es erkennen, wie richtig Deine Wahl gewesen, mich als die Freundin, als die einzige zu berufen, deren Feständigkeit allein widersteht, und die kein Opfer scheut, galt es Dein Lebensglück, noch dormalen scheuen wird, tritt der Fall noch einmal ein, die eigene Zufriedenheit der Einzigen unterzuordnen. Alle Gründe, die Du haben magst, weichen daher für mich zurück, und welche sind sie, welche können sie sein? Solltest Du nicht derjenigen so viel Vertrauen und Gehorsam eingelegt haben, die Du mir willst in diesem Fall mit höherer Rücksicht vorziehen: daß Du sie um vierzehn Tage oder drei Wochen höchstens könntest allein lassen, ohne zu fürchten, daß sie darum einen Nachtheil erlabet? Und sollte sie nicht bereits Bildung des Verstandes und Gemüthes durch Dich erlangt haben, um Dir zu folgen, ruhig Deinen Willen zu vollführen? Gewiß, das wäre traurig!“ — Wädler hatte, wenn Lucie durchaus auf ihrem Willen bestünde, sie nicht in Muskau aufnehmen zu wollen, Nachbuda zu seiner Mutter geben wollen. Aber auch das wollte Lucie nicht, weil sie befürchtete, es könnte Gerede geben.

Wie sehr Budler sein armes, schwarzes Pilegeland am Herzen lag, das beweist der folgende Brief von ihm an Lucie aus Marienbad, den 20. August 1840, der sich mit Luciens oben erwähntem Schreiben kreuzte.

„Meine Herzensschmiede.“

„Ich bin so schwach, daß ich kaum die Feder halten kann, muß Dir aber doch schreiben, um Dir für Deinen lieben Brief zu danken (vom 17.), um so mehr, da Du mir, glaube ich, noch einen der meinigen, in der bittersten Laune der Krankheit geschrieben, zu verzeihen hast.“

„Ich bin in den letzten Tagen sterbenskrank gewesen, und der letzte Anfall, der mit einem zehnmal wiederholten Brechen, mehreren Ohnmachten, und den heftigsten Schmerzen im Magen und Kopfe verbunden war, hat meine Aerzte besorgt gemacht, die selbst gestanden, daß es einem Kampfe zwischen Tod und Leben glich. Indessen bin ich jetzt schon, Dank der Eigenthümlichkeit meiner Natur, die sich, so reizbar sie ist, doch auch wieder unglaublich schnell zu erholen vermag, schon viel besser, nur noch so schwach, daß ich kaum eine Viertelstunde mein Bett verlassen kann.“

„Es bleibt also dabei, daß ich circa zum 8. September, wenn der Stand meiner Gesundheit es nicht geradezu unmöglich macht, in Malslau eintreffe, und ich freue mich auch herzlich darauf. Nur sei vernünftig und herzlich hinsichtlich meines armen Pilegeländes, die noch immer einem Skelett gleicht, und deren Zustand leider so bedenklich bleibt, daß es jetzt niemand einfallen wird, sie für meine Montresie zu halten, sondern nur für ein schwarzes Rind, das ich der Sklaverei entrisse, und das ich, die niemand auf der Welt hat als ihren Herrn, doch unmöglich weder verstehen noch hinopfern kann. Denn ich versichere Dich, daß ihr Gemüth meine Gegenwart so vollkommen nothig hat, gleich einem Kündchen, das sich an seinen Herrn gewöhnt hat, daß die geringste Trennung ihr Schaudern erregt, und eine längere sie

ganz gewiß todtien würde. Jeder, ohne Ausnahme, der sie kennen gelernt, selbst die Aerzte, sind dieser Meinung. Du mußt Dich nur in die beschränkte Seele eines solchen Weibes versetzen, die nicht gleich einer gebildeten Europäerin hundert Ressourcen in sich und außer sich findet, um sich über einen Verlust zu trösten, und die, so wie sie nicht ihren Beschützer neben sich hat, sich wie jemand fühlt, der auf einer wüsten Insel ausgelegt ist. Schon aus der Pension in Wien mußte ich sie auf dringendes Verlangen Malfatti's nach einiger Zeit wegnehmen, obgleich ich sie fast täglich besuchte, indem sie nichts that als heimlich weinen, und täglich elender wurde. Und dabei klagte sie doch nicht, sondern sagte mir nur einmal, wenn ich sechs Monate weg sein würde und dann wiederkäme, würde ich die arme Madituba nicht mehr finden. Auch empfing sie mich immer freundlich und anerkennend heiter, und nur von der Directrice des Instituts erfuhr ich, wie sehr ihr Zustand sie beängstige."

„Dazu hat das Naturkind so viel Tölgung und Ehrgefühl in ihrem Charakter, daß wenn sie durch ein geringfügiges Betragen, was ihr bisher nie begegnete, oder vielleicht durch Aeußerungen, die sie verstände, auf den Gedanken käme, daß ihr Verhältniß zu mir, welches im Orient unter dem Namen Sklavin (denn so sieht sie sich immer an) nicht nur in keiner Weise etwas Erniedrigendes hat, sondern im Gegentheil Sklaven immer wie zur Familie gerechnet, und hoch über Diensthoten gestellt sind (alle Minister und Generale Mehemed Ali's zum Beispiel gehen aus seinen Hausklaven hervor), daß, sage ich, dies Verhältniß sie hier in der Achtung Anderer herabsetzen konnte, dies sie höchst unglücklich machen würde. Wo ich bisher mit ihr war, hat das Fortgefaß der Gesellschaft diese ganz aussehlückliche Lage des schwarzen Kindes aus fremder Zone, oft in einem Grade, der mich selbst verwunderte, vollkommen gewürdigt, und niemand sie anders als mein Pflanzkind betrachtet, ohne sich um das zu bekümmern."

meru, was in keiner Weise sichtbar wird. Wie traurig wäre es, wenn dies gerade auf meinem eigenen Hausaltar sich ändern und, zum Theil wenigstens, von meiner treuesten und geliebtesten Freundin ausgehen sollte — aus einem Motiv dazu, das ich unter den obwaltenden Umständen, selbst als ganz unbetheiligter Dritter, durchaus weder billigen noch ehren könnte. Gewiß, ein Moment reiflicher Ueberlegung und ein bißchen alte Liebe zu mir, wird Dich meine Ansicht der Sache vollkommen theilen lassen. Da Nachbuda übrigens vor der Hand auf dem Bade wohnen soll, das sie sehr ernstlich brauchen muß, so ist dies schon ein mezzo termine, der vor der Hand alle Strupel beiseitigt. Nur höchst ungern wurde ich sie bei der Mutter lassen, und es konnte doch nur einige Tage sein, da ihre Kur nur in Muskau beendigt werden kann, weil bei ihrer Schwache der hiesige Aufenthalt zu kurz bleibt, um die Moorbäder zu gebrauchen, von denen man sich das Meiste bei ihr verspricht. Nach des Arztes Verordnung soll die Kur in Muskau 20 Tage dauern. Sei also so gut und gnädig, ihr ein recht bequemes und hübsches Logis im Bade bereiten zu lassen, et puis nous verrons le reste à notre aise. Liebe Schnucke, ich bin hastig ohnmächtig und muß abbrechen.“

„Dein treuer Lou.“

„Hastest Du mir doch die Ananas geschickt, von denen mir Rehder schreibt! Es wäre ein herrliches Präsent für die Aurfen Melanie gewesen. Ist es vielleicht noch Zeit bis zum 2. September?“

Ein neuer Krankheitsanfall Püdler's war so bedenklich, daß Aurfst Metternich ihm seinen Leibarzt, Dr. Jäger, zuschickte, der die größte Vorsicht anempfahl. Lucie war so erschrocken hierüber, daß sie auf die erste Nachricht einen Diener nach Marienbad schickte, und bat selbst kommen zu dürfen. Die Angst und Sorge gaben ihr liebevolle Worte ein, die seinem Herzen

wohlthaten. Aber ihr unterdessen eingetroffener älterer Brief betrückte ihn. „Mein Gott,“ antwortete er, „ich will Dich nicht erinnern, daß Du mir gelobtest, mich in nichts zu geniren, und daß meine leiseften Wünsche Befehl für Dich sein sollten — ich bitte Dich nur, einzusehen, daß es hinsichtlich Machbubas sich nicht im geringsten um mich, sondern nur um das arme, höchst wahrscheinlich den Tod schon mit sich herumtragende Geschöpf handelt, das meiner bedarf wie die leuchte Bilanz der Sonne, und das ich auf die grausamste Weise mit einem aufgerafften Diensthoten in irgend einem fremden Orte, drei Wochen lang Angst und Kummer hingeben soll, warum? Damit Du Dich bequemer mit mir unterhalten kannst! C'est vraiment monstrueux, car en quoi est-ce que cette pauvre fille, demeurant aux bains, gênera nos conversations, et même au château, vous la verriez à table, et tout le reste du temps seulement quand vous le voudrez bien. Elle est si humble, si tranquille et si peu importune, et d'ailleurs si souffrante, qu'elle ne réclame que des ménagements de ma part, et ne demande rien des autres, que de la tolérer avec quelque douceur. Je vous prie de lire la lettre incluse, que la grande Maîtresse de Mad. la Palatine écrit à son amie d'enfance, la Comtesse Vally Revey, qui simplement par amitié pour Machbuba a consentie de venir ici, et de loger avec nous, pour pouvoir la soigner, la chaperonner dans le monde, et littéralement lui servir comme une gouvernante. — Vous verrez par cette lettre comme Machbuba est jugée, appréciée et honorée par une grande dame, et par une des plus parfaites créatures de femme, que j'ai jamais rencontré. Enfin, je te prie une dernière fois, ma chère Lucie, de ne pas voir un manque de complaisance, ou de tendre amitié de ma part, si j'annuë Machbuba avec moi à Muskau, mais sous tous les rapports possibles une

nécessité urgente. Ainsi, chère et bonne, ne m'en tourmentez pas davantage."

Dagegen war nun nichts mehr einzuwenden. Wädler nahm über Dresden den Weg in die Heimath. Außer Nachbuba begleiteten ihn deren Krankenwarterin und deren Jungfer, zwei Italienerinnen, der Arzt Doctor Freund, und seine eigene Dienerschaft. Er wollte im Jagdhaus, wo er die meiste Stelle hoffen konnte, absteigen, und kündigte Lucien von Honerswerda Tag und Stunde seiner Ankunft an. Krank und verstimmt konnte er keinen liebevollen Ton finden. Ueber Nachbuba schrieb er: „Die arme Nachbuba scheint unrettbar verloren, und wird schwerlich den Winter überleben, qu'on la laisse au moins mourir en paix à Muskau; mir geht es nicht viel besser. Dies Lazareth zu empfangen, wird, ich sehe es, nicht sehr amusant sein, und meine Laune, fortwährend irritirt, ist es noch weniger. Indessen, wir werden uns schon eurichten, wenn Du ein wenig auf Stimmung und leibliche Zustände Rücksicht nehmen willst, liebe Schmecke. Also auf Wiedersehen morgen dans le plus stricte incognito. Dein mehr als je misanthropischer Onk."

Unter so wenig freudigen Umständen sah Wädler nach siebenjähriger Abwesenheit Muskau wieder.

Neununddreißigster Abschnitt.

Muslau. Wiedersehen mit Lucie. Lucies Freundschaft gegen Machbuba, und ihre innere Erbitterung gegen dieselbe. Heirath Eupfang. Helmina und ihre Tochter. Reise nach Berlin. Lucies Erkrankung. Neue Störungen. Brief Pädler's an Lucie. Machbubas letzte Krankheit und Tod. Allgemeine Theilnahme. Doctor Freund über Machbuba. Pädler über Machbuba. Begräbniß Machbubas. Pädler's Geburtstagsfeier in Muslau. Breibner Jochid.

Es war die erste Septemberhalbe, als Pädler seinen Stammstüb wieder sah; der Herbstwind raschelte im Laube. Die Wehmuth übermannte ihn. Wie er Lucie sah, waren alle Erbitterung und alle Unzufriedenheit vergessen, und er begrüßte sie mit jener unwiderstehlichen Dufenswürdigkeit, die aus dem Herzen kommt. Daß Lucie freundlich gegen Machbuba war, stimmte ihn ganz weich und dankbar. Als ihn Lucie nachdem sie zehn Tage auf dem Jagdhanse mit ihm zugebracht, allein gelassen, schrieb er ihr:

„Meine Herzensschmucke!“

„Du warst noch zehn Minuten fort, als ich ganz wehmüthig ward, und mich sehr nach Dir sehnte. *Le fait est que — sans cependant que ça tire à conséquence — les absents ont un peu tort avec moi, c'est à dire que leur image pâlit plus ou moins devant moi, mais quant à vous, mon amie, je ne peux jamais vivre deux jours avec vous, sans être subjugué, et sans être pénétré d'un sentiment qui me prouve que je ne pourrai jamais me passer de ma vieille Schnucke, ni dans*

ce monde ni dans l'autre. Auch bin ich herzlich dankbar für Deine Sorgfalt für mich, die sich schon auf dem Jagdhaus in allem was zu Deinem Departement gehört, so lieblich ausgesprochen hat, und ich freue mich nun sehr auf Muskau, une fois que le mauvais moment der Disziplinanten und Schutzensilde sera passé."

„Vielen Dank auch für die Güte, die Du Nachbuba bezeugt, welche sich bald nach Deiner Abfahrt schon wieder krank zu Bette gelegt hat. Gott wird Dir das Mitleid mit diesem armen Weien vergelten."

„Ich vergaß Dich zu bitten, Helmine und ihrem Aülen viel Schönes von mir zu sagen"

„Gott gebe mir zu morgen etwas Gesundheit, und uns Allen gutes Wetter. Deine Befehle werde ich sammtlich aufs genaueste befolgen. Je passerai tristement mon temps jusqu'à demain à cinq heures! Adieu, mein Schnüderle, und seinen Stroßfuß."

„Dein treuester alter Vou, quoique vous m'ayer tenu rancune au point de ne jamais m'appeler par ce nom. Au fond Mimi est plus en faveur auprès de vous que moi, mais cela changera. Adieu, adieu."

Doch Lucie war nur äußerlich so freundlich. Hat es je einen Mann gegeben, der nicht einmal auch das Herz seiner besten Freundin bis in die innersten Fibern verletzete? Vielleicht. Aber jedenfalls gehörte Vildler zu diesen seltenen Ausnahmen nicht. Als er mit Nachbuba zur Seite in Muskau erschien, war Lucie tief, unendlich tief gekrank und erbittert.

Eine Aufzeichnung von ihrer Hand legt ihr Inneres deutlich vor Augen; sie lautet: „Ich habe es nie ausgesprochen, daß die Nachbuba nicht nach Muskau kommen solle — wohl aber erklärt, ich würde dort nie anders als unter ehrenvollen Verhältnissen leben! Wäre es nicht ein Kampf mit einer Sterbenden, oder gegen eine Sterbende

geworden, so hatte ich auch mich niemals verstanden mit ihr in Muslau zu bleiben. Ich habe sie daher, und unter solchen Umständen auf dem Jagdhaufe freundlich aufgenommen; zwei Tage war ich mit ihr dort, und eben so lange befand ich mich unter einem Dache mit der todtkranken Wittreffe des Fürsten im Muslaucr Schlosse, der mich mit Aufrichtigkeit nur, und mit mehr Schonung zu behandeln hatte, wäre sein Herz nicht für mich Eis geworden.“ Und um ihr Gefühl weiter auszustromen, dichtete Lucie bittere Verse auf die Ankunft des Schloßherrs mit der schwarzen Geliebten, der die Herrin, wie es darin heißt, weichen mußte.

Die Leidenschaft der Eifersucht macht blind. Denn bei alledem vergaß Lucie gänzlich wie ihr Verhältniß zu Püdler von jeher gewesen war, ferner vergaß sie ihr Alter, daß sie von ihm geschieden sei, und endlich, daß das arme schwarze Kind die Geliebte von niemand mehr, außer etwa die des Todesengels sein konnte.

Die völlige Abgeschlossenheit, die Püdler wünschte, konnte er denn doch nicht in Muslau durchführen. Die Offizianten wollten ihm durchaus einen feierlichen Empfang bereiten, die Schützengilde stellte sich im Schloßhof auf. Auch bestand Lucie darauf, daß Püdler sie in die Kirche begleiten mußte.

Am Schlosse fand er als Gäste Helannen, die wir zu lange aus den Augen verloren haben, und von der noch nachzutragen ist, daß sie 1824 einen Herrn von Wlacher heirathete. Püdler hatte trotz aller Zwischenereignisse die Neigung für sie nie ganz vergessen; so sah er sie auch jetzt mit Antheil wieder, nebst ihrer kleinen Tochter Namens Lucie; aber so lange er Machibaba liebte, war sein Herz ganz ausschließlich von dieser erfüllt.

Das Zusammenleben der Wiedervereinigten scheint wenig Freude dargeboten zu haben. Doch bemühte sich Püdler so viel er konnte Luciens Ansprüche zu befriedigen, und ging mit ihr Anfang October nach Berlin, da dem Ausdruck

der Aerzte zufolge Machbubas Zustand für den Augenblick keine Gefahr zeigte. Mit schwerem Herzen trennte er sich von dem geliebten Pilegeland, mit schwerem Herzen sah Machbuba ihren geliebten Beschützer abreisen. Er ließ sie in bester Obhut zurück, und machte es Doctor Freund zur Pflicht ihm regelmäßig über die Kranke Bericht zu erstatten. Machbuba war glücklich über jede Nachricht die sie von Pädler erhielt, jeden seiner Briefe empfing sie mit Freuden-
thränen; auch hatte sie so viel gelernt, daß sie ihm mit wenn auch unbeholfenen Schriftzügen in italienischer Sprache einige Zeilen auf seine Briefe antworten konnte. Zwei Portraits von Pädler, die sie in ihrer Stube aufgehängt, waren ihr eine beständige Freude, ein lebendiger Trost. Mit einigen Weichen, die er ihr schickte, war sie froh wie ein Kind. Trotz aller Leiden gab sie sich große Mühe auch deutsch und französisch zu lernen, und setzte ihren Ehrgeiz darein, schnelle Fortschritte beim Unterricht zu machen. Ueber ihre Krankheit schien sie sich nicht zu täuschen, und wenig Hoffnung Raum zu geben, obgleich sie sich nicht viel darüber äußerte.

Pädler wünschte sehnlichst nach Rudlau zurückzukehren, aber eine Erkrankung Luciens fesselte ihn an Berlin; er blieb bei ihr, aber es war ein schweres Opfer, das er ihr brachte. Seinen Geburtstag, den 30. Oktober, mit ihr zu verleben, konnte er ihr nicht abschlagen. Daß aber dennoch das Einverständnis zwischen beiden nicht befriedigend war, zeigt der folgende Brief, der einen tiefen Einblick in das gegenseitige Verhältniß gewährt.

„Berlin, den 31. Oktober 1840.“

„Liebe Lucie!“

„Es ist für unsere beiderseitige Lebensruhe unumgänglich nothig, daß ich, immer liebevoll, aber ernst, und mit der ungeschminktesten Wahrheit zu Dir spreche.“

„Du verbindest mit einem edlen Herzen und ausgezeichnetem Verstande ein, leider mir gezügeltes, unglückseliges

Temperament, das, ohne daß Du es gewahr werden oder zu geben willst, Dir und Anderen das Leben verbittert und sehr schwer macht! Die Beschaffenheit des Temperaments ist aber gerade dasjenige im Charakter eines Menschen, was bei stetem Verhältnissen über Behaglichkeit und Unbehaglichkeit des Lebens am meisten entscheidet.“

„Was nun mich betrifft, so weiß ich aus langster Erfahrung, daß, so lange ich thue was Du willst, und lereche wie Du willst, Du ganz Liebe für mich bist. So bald ich aber davon im geringsten abweiche, eine von der Deinen differirende Ansicht meiner Handlungsweise aufstelle, und dabei beharre, oder nur auf das leiseste jemand, der gerade bei Dir in Ungnade ist, gegen Dich zu vertheidigen, oder Dir irgendwo Unrecht zu geben mich unterfange, ist heftiger, gereizter Antagonismus, und wenn ich nicht allsobald eintrete eine langwierige Szene die sichere Folge.“

„Ich habe dies, von Deiner treuen Liebe in der Hauptsache (die mich aber immer subjektiv und nicht objektiv lieben wollten), überzeugt, wie ich es noch bin, und von innerer Dankbarkeit für die unumstößlichen Beweise derselben — welche ich indeß auch meinerseits gegeben zu haben mir bewußt bin — durchdrungen, viele Jahre getragen, mit mehr Kampf und Geduld als Du vielleicht glauben wirst — zu lezt aber überzeugte ich mich, daß wir auf diese Weise unseres Lebens nicht froh werden könnten. Da mir nun für eine Aenderung Deinerseits, trotz aller Liebe für mich, keine Hoffnung blieb, so waren nur noch zwei Wege offen, diese Lage der Dinge zu verändern. Entweder gänzliche Unterwürfigkeit und vollständige Abnegation meiner Persönlichkeit, oder allseitige Trennung, um allseitig den ganzen Reichtum Deiner Liebe und Deines Geistes mir fortwährend zu erhalten, ohne bei dem steten Zusammenleben — ich muß es sagen — das Opfer Deines nicht zu behebenden, unseligen Temperaments

zu werden. Ich kann vor Gott und bei meiner Ehre nicht wahrer sprechen“

„Da nun den ersten Weg einzuschlagen mir unmöglich war, und fast des Mannes unwürdig, so dachte ich gar oft an den zweiten, bis die Umstände ihn auch aus anderen, damals dringenden Umständen herbeiführten. Ich verließ Dich mit diesem Schmerz und treuester Liebe, fühlte aber doch gar bald die Wohlthat der Freiheit, und liebte Dich deshalb nur um so herzlicher in der Ferne, weil ich während meiner Abwesenheit nur mit Deinen edlen und vorzüglichsten Eigenschaften in Verührung kam, ohne durch die Schattenseite unseres Verhältnisses gequält und gequält zu werden. Diese zärtliche, dankbare Neigung, dieses festeste Vertrauen zu Dir, haben mich auch nie verlassen, und sind nur einmal in letzter Zeit durch die gegenseitigen Mißverständnisse über den Verlauf von Muskau augenblicklich bei mir erschüttert worden.“

„Dir also, meine gute Schmeide — es ist nicht zu läugnen — danke ich zum großen Theil meine Reiselust, die, wärest Du sanfter und weiblich ergebener Temperamentes gewesen, wohl schlafen geblieben wäre.“

„Ich glaubte indeß, daß jetzt fortgerücktes Alter und gesammelte Erfahrung die frühere Festigkeit und so gar keinen Widerspruch ertragende Disposition Deines Charakters sehr gemildert haben würden. Es ist dem aber leider nicht so — und auch mit Kranksein entschuldige es nicht. Krankheit sollte eher noch sanfter stimmen, und Du bist in dieser Hinsicht, gesund wie unwohl, immer dieselbe. Ueberhaupt bewaffne Dich nicht nach Frauenart bei diesen ernsten Betrachtungen mit Deiner jetzigen Krankheit. Du warst krank, und bist, Gottlob, wieder besser, hast dies auch gehern, wo selbst die kurze Dauer meines Geburtstages Dich nicht zu etwas mehr Milde stimmen konnte, hinlänglich bewiesen“

„Ich glaube also, alles Vorhergehende bedenkend, daß wir — ohne alle Empfindlichkeit, nur von wahrer Liebe und

treuer Meinung beseelt — mit einander ernstlich überlegen sollen und müssen: was für eine Disposition der Zukunft unseren beiderseitigen Charakteren am Angemessensten sein möchte, und dann ohne Hölle, aber auch ohne Rückhalt, entscheiden, in welcher Art von Stellung wir am Ruhigsten leben, und die Liebe und Achtung, die wir gegenseitig für uns hegen, die innige Seelenverbindung von der wir uns nie entbinden können, am Ungetrübtesten erhalten und genießen mögen.“

„Glaube endlich auch nicht, daß ich der Einzige bin, der in Dir ein Temperament, mit dem ohne die völlige Unterordnung nicht leicht durchzukommen ist, findet. Daß ich mit niemand deutlich davon gesprochen versteht sich, aber die stille Beobachtung Anderer belehrt auch in dieser Hinsicht. Du könntest zum Beispiel eine Probe machen. Ist sagtest Du, der Dienst bei mir sei ein sehr schwerer. Ich will es nicht bestreiten, aber stelle allen unseren Effizianten, allen unseren Dienern die bestimmte Alternative, entweder mir oder Dir separat zu dienen, und Du wirst sehen, daß sie, vielleicht ohne Ausnahme, meinen schweren Dienst dem Deinigen vorziehen. Immer nur ein Beweis, wenn es so eintreffe, daß mit mir leichter zu leben ist, als mit Dir, keineswegs daß ich besser sei als Du.“

„Nicht alle Naturen können die nackte Wahrheit ertragen, nur höhere auch die unwillkommene einsehen. Weiber in der Regel am Aller schwersten. Man soll aber vernünftigerweise nur im Auge behalten, ob diese Wahrheit von einem Freunde aus guter, oder von einem Uebelgesinnten aus feindlicher Absicht ausgesprochen wird. Hier, Lieb-Schmuck, kannst Du nicht zweifeln. Bedenke aber dann noch Folgendes:

„Wir sind Beide schon alt, können aber Beide noch eine gute Anzahl Jahre des Lebens recht angenehm genießen: soweit es Jugendmangel noch gestattet. Es ist also n-

höchsten Grade wichtig, diese letzte Lebenszeit mit Verstand einzuleiten und zu gestalten, aus und mit gutem, treuen Herzen, aber auch ohne alle Verblendung über das, was vielleicht nicht zu ändern ist. Nicht dem Ideale nachzujagen ist Weisheit, sondern mit Rücksicht auf das was wirklich ist, das Beste zu wählen.“

„Dein alter, Dich immer unverändert
liebender On, quand-même.“

So weit hatte er geschrieben, als ihn wie ein Blitzstrahl die Nachricht von Doctor Areund aus Mustau traf, daß seine Wadhuba den 27. Oktober sanft dahingeschieden sei. In tiefsten Schmerz aufgelöst, fugte er dem Briefe an Lucie noch die Nachschrift bei:

„O mein Gott! In diesem Augenblicke eröffne ich den eben empfangenen Brief. Lies ihn — und denke Dir meine Gefühle. Gott schenke diesem armen Weisen, das reiner war wie wir Alle, jetzt eine glückliche Geburt! Meine Thränen fließen ihr unaufhaltsam.“

Den Tag vor ihrem Tode versuchte Wadhuba noch an Pückler zu schreiben, und als die Schwäche sie an der Fortsetzung hinderte, sagte sie zu Dr. Areund: „Scrivete un buon, buon addio al mio caro Principe!“ Den anderen Morgen hatte sie sich wieder etwas erholt, scherzte mit ihren beiden Mädchen, und dankte ihnen dann ernst und herzlich für ihre treuen Dienste. Als die Mädchen sie zu trösten versuchten, sprach sie die Gewisheit aus, daß sie heute sterben müsse. Zwei Offizianten vom Hause, denen sie sehr gut war, kamen sie zu besuchen; Doctor Areund machte sie auf deren Gegenwart aufmerksam; da bat sie ihn, er möge das Fenster öffnen, da sie nicht sehe. Ihr Auge sah bereits nicht mehr. Dann lag sie noch eine Stunde ruhig und bewußtlos, und schlief

¹⁾ Schreiben Sie ein gutes, gutes Lebewohl meinem lieben Arzten.

mit ruhigen Athemzügen ein. Eine Lungenblutwinducht machte ihrem so jungen Leben ein Ende. Die Aerzte erklärten, die Anlage der Krankheit sei eine angeborene gewesen, und Nachbaba deshalb unter allen Umständen dem Tode zwischen dem fünfzehnten und zwanzigsten Jahre verfallen gewesen, und die klimatischen Verhältnisse hatten ihr Ende nicht beschleunigt.

Ihre ganze Umgebung war tief erschüttert. Nachbaba können und lieben war eins. Ein herzlicher Brief von Büdler an sie, traf erst nach ihrem Tode ein. Doctor Freund schrieb darüber an Büdler aus Rußlau, den 29 October 1840: „Durchlauchtigster Kärst! Gestern Vormittags langten die dem Fräulein zugedachten Sachen, die deren nicht mehr bedarf, sammt dem Schreiben an dieselbe hier an; ich habe wie ein Kind dabei geweint, und schame mich auch der Thränen nicht; denn ihr vortreffliches Gemüth, aus dem ihre geistige Seite ganz zu bestehen schien, und das so gewaltig nahe in die körperliche hinübergreift zum Nachtheile ihrer Gesundheit, verdiente so aufrichtige Beweise des Bedauerns. Doch warum bedauern? Sie, die Gluckliche jetzt, hat ausgerungen, nachdem sie noch in den letzten Stunden ihres Lebens in dankbarer Erinnerung an ihren höchsten irdischen Wohlthäter und treuesten Freund gelebt hatte. Dieses letztere, das nicht in dem Kurfürsten, wohl aber in dem großmüthigen und edlen Herzen desselben seine Quelle hat, muß auch in Euer Durchlaucht das schöne Bewußtsein daraus hervorfließen machen, alles für die arme Hingekedene gethan, und kein noch so großes Opfer gescheut zu haben, und dieses beruhigende Bewußtsein ist das schönste Andenken, das die Selige Euer Durchlaucht zurücklassen konnte, weil es zugleich das unverwundlichste und wohlthuerndste ist. Möchte dasselbe doch gleich den Anfang damit machen, den gerechten Schmerz Euer Durchlaucht über den Verlust dieses Naturkudes in etwas zu verringern, und möge die allgemeine

Theilnahme, die man dem Andenken der armen Nachbuba so ungeheuchelt schenkt, auch den Schmerz Euer Durchlaucht wahrhaft theilen und lindern."

Für Pudler war der Verlust Nachbubas ein unerträgliches, der ihm tief in's Herz schnitt; selbst Lucie wurde von seinem Weinen gerührt. Auch schrieb er ihr aus vollem Herzen wie folgt:

„Liebe Schmucke!"

„Wenn Dich mein geistiger Brief etwas aufgereizt hat, so verstehe ihn doch halb, nach Deiner sell'squalerischen Art, nicht falsch — nimm nicht bloß das Herbe heraus, und übergehe das Gute, immer Liebende, Treue und Aufrichtige darin, denn meine innige Liebe für Dich ist eben so wahr als mein gerechter Tadel. Sieh, ich habe jetzt nur noch Dich auf der Welt -- nur zwei Wesen darin waren mir wahrhaft theuer. Du, die ich immer obenan gestellt, liebte und ehrte ich als sichere, vielgeprüfte, treue mütterliche Freundin, Nachbuba wie der göttliche Vater eine Tochter lieben kann, die nur an ihm hängend, folgsam und sanft, nie etwas Schroffes in ihrem Umgang darbot. Denn ihre kleine Eifersucht, die sich, wiewohl selten, jählich leidenschaftlich äußerte, konnte mir nur schmeichelhaft sein, um so mehr, da dies arme Wesen so ganz und vollständig von mir abhing, und es rührt mich immer zu Thränen, wenn ich nur jetzt, wo sie dahin ist, die unerlöpliche Geduld und Grazie zurüchrufe, mit der sie jede meiner Launen ertrug, und zu beschwichtigen wußte. Wie sie war, war sie ganz für mich gemacht, wie sollte man das nicht lieben, aber ihre Eigenschaften waren von der höheren Art, daß ich wohl mit Wahrheit sagen kann, ich habe sie noch mehr um ihrer selbst willen, als um meiner willen geliebt. Gott möge sie jetzt für alles das durch andere Wesen belohnen, da ich nichts mehr für sie thun kann."

„Also, meine Schmucke, Du bleibst mir nun allein"

Futler war bewegt und ergriffen, und doppelt betrubt, daß er während Wachsbus's letzten Augenblicke nicht gegenwärtig gewesen. Die ganze Innigkeit des Gemüthes und die Kraft der Liebe, deren er fähig war, brachen hervor in diesen erschütternden Augenblicken. Der Ausdruck seines Wehthums zeigt sich in seinem Briefe an Doctor Freund aus Berlin vom 31. October 1840. Er lautet:

„Sie haben es gut gemeint mich nicht unnütz ängstigen zu wollen, und doch werde ich mich nie darüber trösten können, der armen Wachsbus nicht die letzten Augenblicke oder doch die Annäherung ihres Todes durch meine Gegenwart verfaßt zu haben. Ich kannte sie besser als irgend jemand, meine Thränen würden ihr schmerzlich wohlgethan haben. Ach, mein lieber Freund, dieser Verlust geht viel tiefer bei mir, als Sie Alle zu glauben vermögen. Er ist für immer auf dieser Erde unerleßlich für mich, und ein großer Trost wäre es nur mir gewesen, die Arme, die ich noch nie verlassen, gerade im Tode nicht haben verlassen zu müssen! Hatte ich meiner ahnenden Vorahnung gefolgt, so wäre ich zur rechten Zeit dagewesen — Gott hat es nicht gewollt! Und mir bleibt der bittere Schmerz und eine Sehnsucht, welche die Zeit vielleicht schwächen, aber nie mehr befriedigen kann; denn ein bedeutendes Seelenleben habe ich mit diesem achten Kinde der Natur verlebt, und frömmere bin ich an ihr geworden, als durch alle Pläher und menschliche Worte. Werde ich sie einst wiedersehen? Nur darauf giebt das stille Grab keine Antwort, mein Schluchzen verhallt in seinem steinernen Gewölbe.“

„Ach, wie die Arme selbst einst sagte: „Wenn nur Gott nicht stirbt!“ — Wenig davon“

„Wenn es auch möglich ist, bewahren Sie mir ihr Herz, um es für meinen Kultus an einer lieben, einsamen Stelle aufzubewahren. Auch kann ich ihren Körper nicht auf dem Friedhofe lassen.“

„Adieu, mein guter Doktor! Dank für Ihre treue Sorgfalt. Ist es nicht sonderbar, daß ich an Nachbaba schrieb, wie sie schon mit dem Tode rang, oder ihr Geist vielleicht schon hinüber war, und ich sie zum erstenmale *mis caro angelo!* in diesem Briefe nannte? Wie wenig glaubte ich damals auch, daß die Gefahr so nahe sei, wenn ich auch der Hoffnung auf dauernde Gesundheit schon lange ein schmerzliches Ballet gegeben hatte.“

„Sie haben wohl Recht, es ist schwer, eine geliebte Person für immer zu verlieren. Sehr schwer.“

„H. Pädler.“

„Hat Nachbaba meiner denn am letzten Tage gar nicht mehr gedacht — und hat sie nicht vielleicht dem bittern Gedanken Raum gegeben, ich sei nur abwesend geblieben, um sie nicht sterben zu sehen? So grausames Unrecht sie mir damit gethan hatte, so quält mich diese Idee fortwährend.“

Nach Nachbabas Dahinscheiden wurde von einem Maler aus Sorau eine Zeichnung von ihr gemacht, und von ihrem Kopf, ihrer Hand und ihrem Fuß ein Gypsabdruck genommen. Am 29. war ihre Beisetzung; ihre Dienerinnen kleideten sie in orientalische Tracht, und legten sie in den reich mit Kränzen und Blumen geschmückten offenen Sarg. Gegen Abend trug sie die Allaundergwerksknappschaft mit Fackeln und Grubenlichtern, der Direktor und die Steiger voran zu Grabe. Der Superintendent Pegold, ein braver, vortrefflicher Mann, und der andere Prediger gaben ihr das Geleite; die beiden Dienerinnen, die Ärzte, der Generaldirektor Wethe, der kleine Mohr, den Pädler mitgebracht, und die Beamten, so wie die Bürger und das Volk von Stadt und Umgegend folgten. Der Zug ging über die Straße beim Amtshause vorüber durch die Stadt nach dem Kirchhofe. An der Gruft sang der Schulchor einen Choral. Viele Thränen des Mitgefühls und tiefer Mährung wurden

vergossen für das arme Kind, das so früh dem Dasein entzissen worden. Die Fackeln der Bergknappen und die leuchtenden Sterne erhellten die dunkle Nacht. Diese traurige Feier fand Statt am Vorabend von Büdler's Geburtstag.

Es mischte sich dies wie ein schwarzer Schatten in die Freude, mit der man den Geburtstag des nach so langer Abwesenheit in die Heimath zurückgekehrten Standesherrn zu begehen gehofft hatte; die Anstalten dazu waren bereits getroffen. Am Morgen wurden die Geschenke abgeschossen; es war ein heitrer Herbsttag, die Baumgruppen des Parks glänzten von der goldenen Sonne beschienen, in tausend Farben. Abends war Festvorstellung im Theater, mit einem von Leopold Scherer gedichteten Prolog. Doch blieb auf Anordnung des Generaldirektors Bethe die fürstliche Loge hinter und verschlossen. Nach dem Theater war Ball: im Tanzsaal stand die Wüste des Fürsten, umkränzt von Blumen und Cypressen, bestrahlt von reicher Lichterfülle.

Am nächsten Sonntag sprach der würdige Superintendent Regold in seiner Predigt mit Theilnahme von Mladubaba, und lobte des Fürsten väterliche Fürsorge für sie.

Vierzigster Abschnitt.

Büdler reist nach Muskau. Luciens Trostworte. Seine Antwort.
Weiteres über Nachbuba.

Büdler reiste den Tag, nachdem er die Unglücksbotenschaft erhalten, den 1. November allein nach Muskau ab, in dunkler Nacht, die er schlaflos zubrachte. Und mit welchen Gefühlen! — Lucie blieb in Berlin. Sie schrieb ihm von dort den 2. November 1840: „Herzlich bitte ich Dich nun nochmals, Dich in Deinem Gram zu fassen. Wohl will der Schmerz über einen empfindlichen Verlust sein Recht haben — und es liegt selbst ein Trost darin, einen solchen Schmerz gefühlt und getragen zu haben. Doch wie alles auf Erden: man muß die richtige Seite des Erlebnisses auffassen. Und so — hast Du nur Gründe der Verabzigung, in dem was Du der Verstorbenen gewesen bist, was sie Dir auch war.

Wie selten ist es, daß man ein Weisen zu Grabe tragen sieht, mit welchem man in engerer Verührung stand, und sich nicht dies Versehen, dies Unrecht an ihm begangen zu haben vorhält — war's auch nicht Abhülfe; die Unvollkommenheit unserer Natur, die Verschiedenheit der Auffassung und der Gemüthsverfassung, sie hatte gekränkt und mißverstanden, verlegt oder mißfallen müssen. Hier saub alles dieses nicht statt, und so weit Deine Macht und Liebe reichte, hast Du die Lage von Nachbuba verschönt und versucht! Eine höhere Macht legte ihr die Krankheit auf. Und wie wohl ihr, daß sie ihr Leidensziel erreichte, wie tausendmal wohl ihr, daß sie, was doch so leicht hatte kommen können, nicht erlebt hat,

daß sie Dich verloren! Nun ist sie Dir vorausgegangen, und wer weiß wie nahe Dir die Seele, die Du lebstauerst! Ein Schutzgeist sanft und mild vielleicht, Deine kommenden Tage zu erheitern, Dir einzulassen, was recht und wohl sein wird zu Deinem Heile jeder Art, Dich belebend in jeder frohen, harmlosen Empfindung, aufrichtend bei jedem truben oder drückenden Ereigniß. So, mein Freund, sieh diesen Todesfall an, und wo ich nicht weiter zu trosten vermag, da sende Gott Dir Frieden und die Ruhe in Deine Brust."

Daß Lucie in demselben Briefe Büdler bat, er möge Dr. Freund nicht im Schloß wohnen lassen und nicht als täglichen Gast zu Tische bitten, keimes, daß sie alles zu entfernen trachtete, was den tief Betrübten an Nachbutha erinnern konnte, und daß sie diesen ersten Augenblick dazu wählte, zeigte recht ihren leidenschaftlichen Eifer.

Büdler antwortete aus Muskau, den 5. November 1840: „Liebe Schmeide, ich habe Deinen Brief vom 2. in meinem geliebten Nachbutha Todtenbett erhalten, wo ich zwölf Stunden in tiefemummer, und oft in Schmerz ganz aufgelöst zugebracht. Aber vergebens habe ich sie auf meinen Knieen gebeten, mir irgend ein Zeichen zu geben, daß es ihr wohl gehe, und sie sich noch der Vergangenheit erinnere - vergebens hatte ich den Spiegel der Toilette so vorgerückt, daß ich ihn zu meinen Füßen mir gegenüber hatte, um vielleicht ihres lieben Gesichtes, und ihrer treuen, klugen Augen darin gewahr zu werden. Kein Gesicht aber erschien mir, keinen fremdartigen Laut vernahm ich, nur die Thür knarrte häufig im Winde, und eine Maus lief einmal von unter dem Kissen her quer über die Stule unter meinem Bett. Hatte sie sich kund zu thun vermocht, gewiß, sie hätte es gethan! Denn so viel Liebendes und Rührendes habe ich auch jetzt von ihr gehört.“ Die Bitte wegen des Doctor Freund hies Büdler zurück, mit der Bemerkung, so etwas nur vorzu-
[blagen, wurde der armen Wilken nicht eingefallen sein.

Bei dem wie ihm sei, in der wehmüthigen Gemüthsverfassung, in der sich Pädler befand, gab er doch der alten Gewohnheit nach, seine Gefühle wie sonst gegen Lucie auszusprechen. Die Briefe, die so klar sein Inneres zeigten, war glauben sie den Lesern nicht vorenthalten zu können:

„Ruslau, den 6. November 1840.“

„Liebste Schnude.“

„Ich habe heute auf Nachkubas blumenbekränztem Grabe im Scheln des Wendes viel heiße Thränen vergossen, und aus tiefstem Herzen für ihr Wohl gebetet, und Sonntags wird der Superintendent ihrer, als meines Pflegekindes, auch in der Kirche noch einmal ehrenvoll gedenken. Glaube mir, er wird selten das Lob einer Dahingeshiedenen aussprechen, deren Gemüth edler und unschuldiger war. Darum war ihr auch der Tod nicht furchtbarer als eine Reise, und sie hat in keinem Augenblick ihres Lebens bis zum letzten, wo sie so ruhig wie ein müdes Kind entschlief, die mindeste Scheu davor an den Tag gelegt. Oft unterhielt sie sich, wie mir Karoline erzählt hat, in ihrer eignen Sprache mit meinem Vilde, abwechselnd zu Gott betend, und äußerte einmal, sie sei zuirieden, ja sie wünsche vor meiner Rückkunft zu sterben, denn ich sei selbst noch zu krank und schwach von viel Ertrittenem, und der Schmerz, sie sterben zu sehen, könnte mich mehr angreifen, als ich vielleicht zu ertragen vermöchte.“

„Sie soll als Leiche viel freundlicher und glücklicher als im Leben — das in den letzten Zeiten so schwer für sie war — ausgesehen haben, und die fremdesten Leute haben sie nicht ohne tiefe Rührung betrachtet können.“

„Gott mit ihr und mit uns, und einst vielleicht ein süßes Wiederfinden! Denn ihr Herz war edel, und kein Eigennuß hat je die zärtliche Verbindung unserer Seelen getrübt. Dem Doctor Freund kann ich es nicht genug danken, daß er den vortrefflichen Einfall gehabt, ihr Gesicht, Hand und Fuß in

Gyps modelliren zu lassen, was Schöbel sehr gut ausgeführt hat. Dies Andenken ist mir um so theurer, da ich leider kein Bild von ihr habe. Hoffentlich besitzt Du noch die so ähnlichen Augen, die ich Dir einst schrieb, und ich bitte Dich inständig um deren Rückgabe. Und nun lassen wir die Todte ruhen! Vielen Dank für die so schnell überickschten Leute und Sachen, wie für alles Häßliche in Muelau, die behagliche, geschmackvolle Einrichtung, deren Werth ich täglich mehr erkenne. Auch sieht der Schloßhof ohne die Blumenanstellung unendlich besser aus, und ich bin der Meinung, daß man ihn immer so lassen muß. Der Erbprinz von Weimar war hier, und hat alles sehr schön gefunden, und wirklich, es kann wenig behaglich lieblichere Wohnhäuser geben, als das Schloß jetzt ist."

"Komme bald, meine gute Schnude, einswelken habe ich immer drei Personen bei Tisch, was mich recht wohlthuend zerstreut, und noch ich auch fortzuschau wünsche, wenn auch nicht täglich. Adieu, und ein herziges Kuckeln."

"Dein treuer Lou."

"Muelau, den 7. November 1810"

"Liebe Schnude."

"Ich mag es anstellen wie ich will, ich kann mich nicht darüber trösten, daß ich nicht wenigstens noch einige Tage vor ihrem Tode meine arme Nachbaba habe warten, und ein Gespräch aus tröstlicher Seele mit ihr hatten können! Und nur mir allein mache ich die bittersten Vorwürfe darüber, denn so bald der Arzt in Berlin erklärt hatte, daß auch nicht die mindeste Gefahr bei Deiner Krankheit mehr stattfinde, hatte ich kommen und sollen abreisen. Hatte sie nur noch die Freude meines letzten Briefes, und der ihr überschickten Sachen als ein Zeichen meines fortdauernden Andenkens erhalten aber auch dies kam erst wenige Stunden nach ihrem Tode an. Sie muß an ein Vergessen meinerseits mit bitterem

Vertraut geglaubt haben, obgleich sie zu mild und gut und liebevoll war, um es zu äußern; ich fürchte es aber um so mehr, da ich ihr oft im Eiderz zu sagen pflegte: „Nimm Dich in Acht, mich nie von Dir zu lassen, denn wenn ich Dich einen Monat nicht mehr gesehen haben werde, denke ich gewiß nicht mehr an Dich.“ Und darauf antwortete sie immer mit einer ihr gar hübsch stehenden altflugen Miene „O, mein guter Zidi, das weiß ich, das weiß ich sehr wohl, aber ich lasse Dich auch nicht gehen, und wenn ich's nicht hindern kann, so wirst Du bald hören, die arme Nachbaba sei nicht mehr.“ Dann küßte ich sie, und liebte sie mehr denn je — und dennoch hatte sie im prophetischen Geiste gesprochen! Dieser Vorwurf wird an mir nagen bis ich ihr folge. — Bitte, schide mir ja, so schnell Du kannst, ihr halb durchschnittenen Bild, wenn es in Berlin ist, sonst hat es Zeit bis Du herkommst, was hoffentlich nicht mehr lange anstehen wird. Deinen Brief No. 2 habe ich erhalten, und mit Aufmerksamkeit gelesen, aber Du hast wahrlich ganz Unrecht, Dir über mich und meine stets unswandelbare Gesinnung für Dich solche trübe Gedanken zu machen. Nimm mich nur ein bisschen auf meine Art, und wolle mich nicht ohne Noth noch irgend weientlichen Vortheil für Dich selbst, genieren, so ist ja das Verisammensein mit Dir das Liebste, was ich mir auf der Welt nur wünschen kann, denn mit wem kann ich laut denken wie mit Dir!“

„Vergiß nicht, liebe Seele, daß Du mir das Weisencabinet einrichten, und auch die Vorhänge in der Bettstube machen lassen wolltest. Das letzte ist wirklich läßliche, denn ich sehe mich in den Spiegeln zweimal hintereinander im Bett liegen, ganz wie im Sarge. Mais sans vous je ne sais rien ordonner. Adieu, und komm bald.“

„Dein treuer Lou.“

„P. S. Ich höre von Schmidt, daß Du außer dem türkischen Sabel auch einen Tabaksbeutel von vier Farben

mit dem ungarischen Wappen, als zu dem ungarischen Bauernkostum gehörig, nach Berlin genommen hast. Bitte bringe mir diesen wieder zurück, da er in das Tabakabinet zum großen Festher Pfeifenkopf gehört, zu dem er appart verfertigt wurde."

„Nachdem ich gestern die Mitternacht, von niemand gestört, im einsamen Schein des Mondes, auf Nachbudas Blumengrave, wo nur das Säuseln des Windes in den dürren Blättern der Bäume hörbar war, herangewacht, und viel gebetet und geweint, ist sie mir endlich, wenngleich nur im Traume, erschienen. Sie stand, als ich erwachte, (im Traum), an meinem Bett in ihrer Nameludenkleidung, wo sie mir immer am besten gefiel, und war so frisch und lieblich, voll und kräftig, wie in ihrer besten Zeit, und lächelte mir mit heitrer und schallhafter Miene die Hand zum guten Morgen. Von ihrem Tode, schreckliches Wort! wußte ich im Traume nichts, doch aber hatte ich die dunkle Idee ihres Krankseins behalten, und freute mich daher innig über ihr gesundes, üppiges Ansehen. Nun sprachen wir viel, und erlebten allerlei im Fortgang des Traumes, von dem mir aber keine deutliche Erinnerung geblieben. Auch als ich auf ihrem Grabe saß, und mein Gesicht in die bethauten Blumen getaucht, geschah etwas Eignes. Ich bat sie, wobei sie sich immer so großes benahm, wenn sie sich nicht zeigen konnte, mir wenigstens einen Kuß auf die Wange zu drücken. In diesem Moment fuhr ein plötzlicher und heftiger Windstoß über mich hin, und eine der Blumen berührte mich mit einem ganz ähnlichen Gefühl an der linken Wade, als es der sanfte Kuß Nachbudas so oft zu thun pflegte. Du wirst, meine gute Schande, über diese Phantasieen lächeln, mir aber waren sie doch ein Trost, denn der Verlust des lieben Kindes hat tief in mein Herz gegriffen, und wenn ich mich zerstreue und sie momentan vergesse, fühle ich bald wie einen Vorwurf darüber."

Den 12. November 1840 schrieb er: „Verzeih, liebste Schnude, daß ich in mehreren Briefen Dir nur von Wachbaba geschrieben, aber Du bist ja meine treueste, vertraueste Freundin, vor der ich allein mein Herz ausschütten kann. Ich selbst will aber jetzt, so viel ich kann, an andere Dinge denken, denn die immer wieder aufgeregte Wunde reißt mich auf.“

Nach noch anderer Seite sprach Pädler seinen Kummer aus; er schrieb an * * * aus Muskau den 14. November 1840: „Meinen besten Dank für das interessante Buch, und weitere gute Theilnahme an meinen Angelegenheiten. Leider bin ich jetzt zu betrübt von dem hartesten Schlag, mit dem das Schicksal mich heimsuchen konnte, um außer diesem tiefen Schmerz noch an irgend etwas regen Antheil nehmen zu können. Ich habe verloren, was mir im irdischen Leben durch nichts mehr ersetzt werden kann; eine Seele, deren von der Natur allein verliehene erhabene Schönheit, durch innigste Umgebung mit mir veremigt, mehr zu meiner eigenen Veredlung beigetragen hat, als alles, was die sogenannte civilisirte Welt mir bisher geboten hat.“

„Sie ist gestorben, wie sie gelebt, in großartiger Unbefangenheit, trotz aller Entstellungen der Krankheit voll Grazie, mit wehmüthiger Heiterkeit bis zum letzten Augenblicke, und die Natur selbst hat sie heilig gehalten, denn nicht der mindeste Todeskampf ging ihrem Ende voran. Sie entschlief so sanft wie ein müdes Kind, und ihre Leiche behielt mehrere Tage lang einen Ausdruck der Verklärung, der ihr ganz fremde Personen bis zu heißen Thränen rührte.“

„Dies war eine wahrhaft Fromme, Gott noch so nahe wie Eva im Paradiese, ehe ihr die Frucht vom Baume der Erkenntniß geboten worden war, und mit Erstaunen hörte ich sie oft Worte sprechen, die man Christus hätte in den Mund legen können. Und eben so ächt, naiv, naturgemäß und unverstellt war sie in ihren Fehlern, was wir nämlich

Fehler nennen, und diese liebt man eigentlich am Besten bei geliebten Wesen, während man die Vollkommenheiten mehr bewundert, ein Weib, das der Verehrung näher steht als der Liebe, wenigstens auf Erden."

"Doch genug von einem Wesen, das Sie kaum dem Namen nach gekannt, das aber gewiß, wären Sie ihm im Leben begegnet, denselben Zauber auf Sie ausgeübt haben würde, von dem ich mehr oder weniger Feden ergriffen gesehen habe, der auch nur die kürzeste Zeit mit ihr in Berührung kam."

"Verzeihen Sie mir deshalb um so mehr, wenn ich jetzt von nichts anderem sprechen kann."

„Ihr aufrichtig ergr. Diener
H. F.“

An Lucie schrieb Pädler den 15. November 1841 „Liebste Schwester. Ich bin recht traurig über Dein anhaltendes Uebelbefinden; doch hast Du vollkommen Recht, Dich nicht eher auf den Weg nach München zu machen, als bis Du Dich vollkommen hergestellt fühlst."

"Was mich betrifft, so geht es mir wie es mir unter den elenden Umständen gehen kann, und die Zeit läuft wohl schon leise an, ihr freilich wohlthatig, doch eigentlich schauerhaftes Recht zu üben! Arme Wahnha! Auch Dein Andenken wird in den Hintergrund treten; doch gleichgültig kann es mir nie werden. Ich habe mehr Liebe für sie gefühlt, als ich mich deren fähig hielt, und das war vielleicht zugleich mein heftigster Schmerz und mein bester Trost. Hart aber trifft mich jetzt von neuem der Verlust des treuen Bildes ihrer Augen! Ruhe doch noch, vielleicht findet es sich noch."

"Du schreist mir ja gar nichts mehr von Berlin; wir streuen mich doch damit ein wenig. Nur die Visionen danke ich bestens, und ich verzeihe sie auch in ledlicher Gesundheit; aber meine alte Flugscheitler hat noch nicht wieder

Vielleicht auch diese mit der Zeit! Von dem Heuge werden 50 Ellen gebraucht nach der angegebenen Breite. Vergiß auch nicht die nothigen Sachen zur Arrangirung des Piesenkabinetts mitzubringen; denn meine kleine Einrichtung gefällt mir und beschäftigt mich sehr, je mehr ich mit ihr vertraut werde, und sie nach meiner Nequemiheit einrichte, denn die muß bei Wohnzimmern selbst aller Eleganz vorangehen.“

„Noch sind indeß meine Sachen kaum zur Hälfte geordnet. Auch vermißte ich noch gar viel von dem Ueberflandten; jedoch fanden sich die Säulen und vier Figuren des Zofies, so wie die beiden Vöcher aus Rhinogeroshorn. Mit Thronen in den Nuzen habe ich Wladubas Sachen geordnet und selbst ihre Kleider kann ich mich nicht entschließen auszumachen. Ein eigenes Kabinet, das letzte, ist für sie allein bestimmt, es ist das einzige, das immer kalt bleibt wie ihr Grab!“

Ein großer und tiefer Schmerz hat immer etwas Achtungsgebietendes. Von allen Vöberstehenden wurde Wladler die innigste Theilnahme bezeigt. Die Damen, welche Wladubas kennen gelernt, betrauertem herzlich ihren Verlust. Wie ehrenvoll das Andenken war, welches dieses seltene Weib auf der Erde zurückließ, mochte unter anderem ein Brief der Grafen Thaur beweisen, die an Wladler schrieb: „Ja, lieber Freund, ich habe, indem ich mir Ihre hebrige Trauer vergegenwärtigte, dieses theure Mädchen wie eine liebe Tochter beweint.“ In ihr liegt das süße Grub ein Herzenskinder, wie es unser süß-voriges Europa selten hervorbringt. Ah, dieses gute Mädchen, welches ich so oft im Vergleiche mit Anderen übertrug, wobei sie sich so arm an Geistesbildung fand, krag Schöbe von Kutzreicht, von Fähigkeiten an Verstand und Scharfsinn, mit der sich munde Europäerin gebrühet hatte. Ihnen, lieber Juch, der Himmel an der von mir hochverehrten Achten nicht eine Freundin verliessen, die mit Ihnen getrauert, deren Engelherz unerforschliche Mittel für Ihre

Pflege zu Gebot hat, deren hoher Geist treffende Gründe zu Ihrer Beruhigung wußte, so fand mein Mitleid keine Worte, um Ihren Gemüthszustand zu beklagen, und ich konnte Sie nur versichern, daß Ihr tiefes Leid tiefen Anlaß an Donau's Ufern in meinem Herzen findet, welches Nachbuba nicht bloß geliebt, sondern auch bewundert. Wie fest und edel war ihr Charakter, wie heftig ihre südliche Gluth, und wie wußte sie diese unter der Herrschaft zarter Weichheit zu zähmen. Wie glühend war ihr Verlangen nach Geistesentwicklung. (Denn gebildet für alles Edle war er mit ihrem ersten Athemzug). „Dem Lernen soll meine Zeit gehören, nicht dem Besuchabstatten“, sagte sie mir. Trug nicht vielleicht der Wunsch, mit dem Beginne des Lernens auch gleich die höchste Stufe des Wissens zu erreichen, mit zu ihrer Aufreißung bei? Ich sollte es fast glauben, denn Personen, die die Wohlthat der Früchte, die die Zukunft dem Werke deut, nicht kennen, stellen an die Gegenwart die dringende Forderung, zu leisten was ihr Herz begehrt, und dieses ungeduldige Verlangen entsprang auch nur dem Wunsche, ihrem lieben Herrn zur Ressource zu dienen. Sie hat mich durch ihre Anhänglichkeitsaußerungen oft zu Thränen gestimmt; sie waren alle so wahr, so rein, so entfernt von allem Eigennutz.“

Auch die Gräfin Adelheid von Carolath, Luciens Tochter, schrieb an Büdler einen liebevollen Weileidsbrief, in welchem sie Nachbuba mit Goethe's Mignon verglich.

Wenigstens hatte Büdler den Trost, daß das Schicksal ihm verstattet hatte, das holde Kind so glücklich zu machen, als Liebe und Fürsorge dies irgend vermögen.

Einundvierzigster Abschnitt.

Befchwerung. Reise nach Dresden. Gottfried Semper. Zusammen-
treffen mit der Mutter. Tod von Luciens Enkelin. Arthur Abel-
hard von Carolath. Heinrich Raabe und seine Gattin. Theodor
Mundt. David Strauß. Der Schnelläufer Rensen Ernst. Der
Zwerg Billy Maier. Versuch an den Höfen von Weimar und Rudol-
stadt. Stenarnde Berühmtheit. Rissingen. Besuch beim König Lud-
wig von Bayern in München. Kurze Unterhaltung dort. Pücker
als Hofmann. Frankfurt am Main. Rothschild. Heidelberg. Die
Schloßruine. Baden Baden. Der König von Württemberg. Besuch
auf dem Johannisberg bei dem Fürsten von Metternich. Der Hof
von Berlin. König Friedrich Wilhelm der Vierte. Prinz und Prin-
zessin von Preußen. Prinz und Prinzessin Karl. Herzogin von
Sagan. Gräfin Henriette Kossel geb. Sonntag.

In der Ede und Leere seines Verlustes fand Pücker
noch am meisten Befriedigung sich wieder mit der Verwaltung
von Muskau, und mit den Arbeiten im Park zu beschäftigen.
So brachte er seine Tage, trotz der winterlichen Jahreszeit
größtentheils im Freien zu, und Abends im stillen Dunkel
ging er zu Nachburs Mumengrab, und unterhielt sich mit
ihr, als wenn sie noch lebte. Zeitweise kam auch Luise von
Berlin nach Muskau. Sein lebhafter Geist begann allmählich
sich den Aufendungen zuzuwenden. Er las viel, überlies
sich seinen Gedanken, seinen vielen Korrespondenzen. Im
Sommer 1811 machte er einen Ausflug nach Dresden, wo
all sein Künstlerinn angeregt wurde, durch die Bauplane
des gewesenen Gottfried Semper, die dieser ihm vorlegte. Im
Hotel traf Pücker zufällig mit seiner Mutter zusammen.
Er fand sie noch unglaublich jung aussehend, eine Eigen-
schaft, die ihr Sohn von ihr geerbt hatte, dabei lebendig wie

Quecksilber, und trotz ihrer 71 Jahre beizah sie noch kaum ein graues Haar. Sie wollte ihn, den sie in so vielen Jahren nicht gesehen hatte, sogleich in's Theater mitnehmen, wo ein Taschenspieler seine Kunst machte. Ein paar Tage lebten beide dort zusammen, dann trennten sie sich wieder mit großer Hartlichkeit.

Der Sommer 1841 brachte ein trauriges Ereigniß, von dem besonders Lucie betroffen wurde: ihre Enkelin, Adelheid, geb. Prinzessin von Carolath, und vor kaum einem Jahr mit ihrem Vetter, dem Fürsten Ludwig zu Schöneich Carolath vermählt, starb noch nicht achtzehn Jahre alt, in der Blüthe der Jugend und Schönheit.

Mit den Vertretern der Wissenschaft und Literatur hatte Pädler viele Anknüpfungen. Wernhagen hatte ihn mit Heinrich Laube und Theodor Mundt in Beziehung gesetzt. Ersterer hatte nebst seiner schönen und liebenswürdigen Frau, Aduna, bereits während Pädler im Orient war, mit der Fürstin Bekanntschaft gemacht, die beiden sehr angethan war, und sowohl das Talent und die große Begabung Laube's zu schätzen wußte, als sie auch zugleich in der Nähe der Doctoren Laube eine angenehme und erheiternde Gesellschaft fand. Als die politischen Verhältnisse des jungen Deutschlands vor sich gingen, und Laube zu mehrmonatlichem Festungsarrest verurtheilt wurde, durfte er seine Strafe zu Kuslau verleben, und wohnte dort auf dem einsam poetischen Jagdhaus, dichtend und dem Raadvergnügen obliegend. Als Pädler Lemke'sete, und er und Laube sich persönlich kennen lernten, waren sie schon gegenseitig mit einander vertraut, und befreundeten sich nun noch mehr. Der Dichterin Laube zu Ehren vermuthlich hat Pädler auch eine seiner Ehen im Park die „Adunaeide“ genannt, als gleichzeitige Erinnerung an die geistreiche Freundin und die nordische Wölsin. Laube hat nach Pädler's Tode in einem Aufsatz in der „Neuen Aften-Poste“ sein Zusammensein mit ihm lebendig geschildert.

Außer Dauter beabsichtigte Pudler auch David Strauß ein sorgenfreies Asyl in Muskau zu geben, als dieser seines religiösen Arelinnus wegen in der Schweiz Verfolgungen ausgeleitet war, und er schrieb ihm in diesem Sinne aus dem Orient unbekannterwege. Strauß war ihm sehr dankbar dafür, aber die Sache kam nicht an Stande.

Die Lust am Sonderbaren und Auffallenden legte Pudler niemals ganz ab. Er hatte irgendwo in seinen Schriften den damals berühmten Schnellläufer Menien Ernst erwähnt, und gebeten, wer den Mann antreffen könne, möge ihm ihn zusenden. Darauf ihm trat eines Tages der Schnellläufer wirklich bei ihm ein, da er von einem Bekannten des Fürsten unterrichtet worden, daß man ihn begehre. Da war nun ein neues Spielzeug gefunden! Pudler nahm Menien Ernst in seine Dienste, ließ ihm eine phantastische Kleidung machen, mit einer lichtblauen goldgeschulten Mütze, und einer gleichfalls lichtblauen, goldgeschulten Prieststirne zum Umhängen, die an einem verlickten Riemen befestigt war, und in diesem Anzug lief der Mann nun als Bote hin und her, und kam oft von Muskau nach Berlin, wo natürlich seine Erscheinung genugte, daß Tausende von Straßengängen jubelnd und athemlos hinter ihm herjaugten, und daß vor dem Hause, in das er eintrat, sich ein ganzer Anlauf von Neugierigen bildete, und die Thure besetzte. Pudler amüsierte sich sonderlich an allem diesem, und ließ sich von Menien Ernst seine Schicksale und Abenteuer erzählen. So blieb der Schnellläufer längere Zeit in Muskau.

Lucie hatte unterdessen die Bekanntschaft des damals etwa siebzehnjährigen Jüerzes Billy Waffer gemacht, ließ ihn sich von dessen Eltern alireten, sorgte für seine Erziehung und Ausbildung, und behielt ihn als Sekretair und Gesellschafter beständig in seiner Nähe. Auch dieser trug verschiedene phantastische Anzüge, in denen er aliewechselnd erscheinen mußte.

Im Sommer 1842 besuchte Püdlcr den Weimarer Hof, wo er sehr ausgezeichnet wurde. „Il va sans dire qu'il y a eu grande présentation de mes chevaux arabes, que les mains de toutes les Altesses impériales et royales ont caressés, et que tout Weimar a admiré au Belvédère. Ces chevaux et Joladour¹⁾ sont mes qualités les plus saillantes," schrieb er an Lucie von dort. Aber auch die Lust an Gartenanlagen, die dort herrschte, war ein Element, das viele Anregung darbot, und besonders der damalige Erbprinz Karl Alexander befragte Püdlcr beiseit um seinen Rath, welcher auch einen grobkartigen Plan für Ottersburg entwarf, auf einem Gebiet, ausgedehnter als das von Muskau, wo ihm Berge, Wasser und Buchenwald ein dankbares Material zum Schaffen dünkten.

Von dort ging Püdlcr nach Rudolstadt, wo er den Besuch des Fürsten und seines Bruders Albert empfing, den er von Berlin her kannte. Im Schlosse wurde ihm ein großes Zimer gegeben, und der Fürst machte Ausflüge mit ihm und dem Prinzen Karl von Hessen nach Schwarzburg und dem Thiergarten.

Ueberall zeigte es sich, daß Püdlcr's Verühmtheit seit seiner Reise in den Orient noch bedeutend zugenommen hatte. In Rudolstadt standen von früh bis spät eine Masse Menschen vor dem Gasthof versammelt, den er bewohnte, um ihn, oder den türkisch gekleideten Mohren, oder die arabischen Pferde zu sehen, und viele Personen boten inständigst um die Ehre, ihn wenigstens einen Augenblick besuchen zu dürfen; beionders viele Geistliche waren darunter, die ihm also seinen weltlichen Freisinn um seiner Verühmtheit willen vergeben haben mußten, und Alle machten dem Schriftsteller die begeistertsten Lobeserhebungen. Auch in Weimar war ihm Aehnliches begegnet. Gedichte wurden ihm zu Tugenden zugewendet

¹⁾ Der Mohr des Fürsten von Püdlcr.

In Rüssingen sah sich Pädler einige Tage das bunte Padeleben an, und traf Barnhagen, General Tettenborn, Buttud, eine ganze Masse alter Bekannten. Dann machte er in Prülkenau dem König Ludwig von Bayern seine Aufwartung, der dort ganz bürgerlich lebte, sehr lustig war, und ihn zum Mittag mit ein paar anderen Herren einlud, wo man sich mit einer ziemlich leichtfertigen Unterhaltung und allerhand Anekdoten die Zeit vertrieb. Als Pädler mit dem König in den Promenaden von Prülkenau spazieren ging, hatte er Gelegenheit seine Geistesgegenwart als Hofmann zu zeigen. Als sie nämlich einen jähren, felsigen Abhang niederklettern mußten, hatte der König die größte Mühe festen Fuß zu fassen, und schwankte einigemal, so daß Pädler, der noch immer behend wie eine Gämse klettern konnte, glaubte zur Unterstützung ihm den Arm reichen zu müssen. In dem Augenblick wie dies geschah, rief Baron Daun, ein Univeritätskamerad und großer Hünstling des Königs, Pädler in's Ohr: „Um Gotteswillen, helfen Sie ihm nicht, das nimmt er entseßlich übel.“ Gleichzeitig wandte sich der König auch schon sehr verdrießlich nach Pädler um, und rief: „O, was glauben Sie, daß ich Hülfe brauche?“ — „Ach, Ihre Majestät, ich bitte tausendmal um Vergebung,“ erwiderte Pädler ohne sich zu besinnen, „im Begriff auszuglitschen, und Ew. Majestät so nahe, habe ich instinktmäßig Ihren Arm ergriffen, mich daran zu halten, und bin ganz beschämt über einen so großen Verstoß gegen alle Entsette.“ Dies setzte König Ludwig in die vergnügteste Laune. „Daun, Daun,“ rief er laut lachend, „der Kürst wäre gefallen, wenn er sich nicht an meinen Arm angehalten hätte. Ha ha ha, Kürst, man muß jung bleiben, nicht wahr? Sie sind auch noch jung. Fünfzig vorbei darf man sich nicht gehen lassen, alles mitmachen, wie vorher, Kürst, nicht wahr?“ — „Mir aus der Seele gesprochen, Majestät,“ verheyrte Pädler. Baron

Daun, der zur Seite stand, drückte aber Füdler die Hand, und flüsterte: „Bravo, gut aus der Affaire gezogen.“

In Frankfurt am Main besuchte Füdler eine andere Art von König nämlich den Geldkönig Herrn von Rothschild, dessen Haus, und Menagerie und Gärten er sehr bewunderte. In Heidelberg entzückte ihn das alte Schloß, das er für die schönste Ruine auf dem Continent erklärte, die Alhambra, die er nicht gesehen, vielleicht allein ausgenommen. In Baden-Baden amüsirte er sich vortrefflich in der herrlichen Gegend, die er ein Paradies nannte. Er fand den König von Württemberg dort, der ihn sehr artig empfing, und dem er viel vom Orient erzählen mußte, und der ihm dagegen seine besten Pferde vorführte. Füdler glänzte seitwärts mit seinen arabischen Pferden. Auch die Tochter des Königs zeichnete ihn sehr aus, wie die ganze elegante Welt, so viele Personen von Bedeutung und Rang, daß selbst die bloße Namensaufzählung zu lang wäre. Als Schriftsteller, als Fürst, als Lion, als Gärtner, als Pierdeliebhaber und Kenner, als Reisender wurde er von allen Seiten gefeiert. Doch war er immer hin und wieder leidend, und klagte im Vertrauen gegen Lucie oft, daß Jugend und Gesundheit dahinschwanden, und daß auch die Geldmittel für seine Stellung nur knapp reichten, denn die Vergrößerung der Einnahmen von Muskau wollte er nicht so groß finden, als man sie ihm geschildert hatte.

Doch war von Baden Baden ein Ausflug nach dem Johannisberg, zum Fürsten von Metternich, immerhin zu verlockend für ihn, um ihn nicht zu unternehmen; er trat unerwartet dort in den vollen Gesellschaftssoal, und wurde vom Fürsten, so wie von der Fürstin Melanie mit lauter Freude begrüßt. Schloß und Anlagen prüfte er mit künstlerischem Blick.

Nachdem Füdler lange mit dem Berliner Hofe geschmollt, und sich trotz alles Zuredens von Lucie dort mit

sehen gelassen, mußte er sich doch endlich daselbst zeigen. Dem König Friedrich Wilhelm dem Vierten wurde er zwar freundlich empfangen, und ersterer beehrte auch einmal Muskau, von dem er sehr entzückt war, doch gehörte Pudler nie zu den Günstlingen, deren dieser launenhafte Monarch so viele hatte, und nie entstand irgend eine wahre Sympathie zwischen ihnen. Mit dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen, und dem Prinzen und der Prinzessin Karl dagegen entspann sich das beifertigste Freundschaftsverhältniß. Auf den Wunsch der ersteren übernahm er es, die Vorarbeiten von Babelsberg zu leiten, wo er wieder oft bei dem ungünstigsten Wetter als Gärtner thätig war, und Wunder von Schönheit und Glanz ausführte. Auch in der schönen poetischen Beihung des Prinzen Karl, Glorinde, ertheilte er manchen guten Rath. Den beiden Prinzessinnen, denen er in ihrer ersten Jugend schon an dem Weimarer Hof begegnet war, bevor er seine Reise nach England antrat, war er mit Verehrung und Verehrung ergeben, und freute sich, daß beide ihn auf jede Weise auszeichneten. Von dem Eindruck, den er von ihnen empfing, als er sie zum erstenmale sah, machte er damals Lucien eine Schilderung, die hier ihre Stelle finden möge. Er schrieb aus Weimar den 17. September 1828: „Ein langes Gespräch mit den beiden allerliebsten Prinzessinnen, das sehr animirt war, machte mich in der That bedauern, daß ich kein Prinz bin, denn beide, jede in ihrer Art, die ältere sentimental und schwärmend, die zweite muthwillig und los, sind reizende Wesen, dabei von dem feinsten und natürlichsten Ton, wie der elegantesten Tournaire. Alle anderen Damen sahen wie Kammerjungfern gegen sie aus. Il paraît, quand à moi, que je ne déplaçais pas ici, et vous savez que j'ai besoin d'être un peu approuvé pour être content et aimable.“

Die Herzogin von Sagan beehrte Pudler in ihrer hohen Stellung, und gab auch für den Park von Sagan manche

Rathschlage. Er wollte das Schöne nicht für sich allein haben, am liebsten hatte sein künstlerischer Sinn die ganze Welt verschönt.

Doch trotz allem Anreiz mochte sich Püdlar weder dem Hofdienst, noch der Gesellschaftswelt lange widmen, und er vergreub sich meistens, und oft in melancholischer Stimmung, in den Wäldern von Muskau. Lucie war mehr in Berlin als er, und schilderte ihm das Leben in der Residenz, — aus derselben Zeit, die Varnhagen's „Tagebücher“ umfassen, in scharfer, oft sehr satirischer Weise. War Varnhagen nicht zufrieden, weil er den Fortschritt, die Entwicklung der Freiheit wünschte, so war Lucie dagegen verstimmt, weil sie den Fortschritt nicht liebte, weil sie dem alten Regime angehörte, der Zeit Friedrich Wilhelms des Dritten, den Wittgenstein u. s. w. Aber in den Ergebnissen ihrer Beurtheilung stimmte sie mit Varnhagen oft überein.

In Berlin begegnete Lucie in Gesellschaft einmal der Gräfin Rossi, der ehemaligen Henriette Sonntag. Welche Augen mögen da von beiden Seiten unter der Mähe gegläht haben, welche Erinnerungen mögen da wachgerufen worden sein! — Die Gräfin Rossi feierte den Triumph, die Fürstin Püdlar ganz zu bezaubern und für sich einzunehmen. Lucie schrieb über dieses Zusammentreffen an Püdlar im Februar 1844 wie folgt: „Gestern nun gab Louise¹⁾ mir zu Ehren eine kleine Soirée, die allerliebste war, wenn sie mir gleich so übel bekommen ist. Es waren lauter junge hübsche Leute beisammen, und Gräfin Rossi war so unendlich gütig um meinethalben zu singen — wenigstens sagte man mir's so. Nein, Herüber geht gar nichts! Den Eindruck zu beschreiben, den es auf mich machte, vermag ich nicht. Ich brach in Thränen aus. Du wirst mich gewiß ein bißchen ridicule finden, aber ich

¹⁾ Gräfin Louise von Püdlar, die Gattin des Grafen Edwin von Püdlar, und Mutter des Grafen Heinrich von Püdlar, des jetzigen Besitzers von Branitz.

konnte nicht anders, und nur meine innere Bewegung so gut als möglich betheiligen, nicht gut genug war, daß die holde, leuchtende Stimme es nicht gewahr wurde, und sie hat heute gesagt: alles Lob der Welt mache keinen Eindruck mehr auf sie, wenn aber ihr Gesang jemand tief rühre, das gehe ihr zu Herzen mit Wonne. Sie ist hinreichend, diese Frau, obgleich nicht schön mehr, und ihre sonstige ästhetische Erscheinung ganz verändert. Das erste war, daß sie sich nach Dir erkundigte. Sie sang die Romanze aus Tisbello, die, welche Trudemona vor ihrem Tode anstimmt. Mein Vou, Du glaubst nicht, welcher Jubel, ja eine wahre Zoulerrei. — Es accompagnirte sie ein Virtuose auf dem Cello, aus der Gesellschaft, ein Graf von Aleminung, mein naher Verwandter, der hier angestellt ist; ein sehr interessanter junger Mann, und der allgemein respektirt und gern gesehen wird. Ich dachte viel an Dich, und weiß, daß Du Dich auch angezogen gefühlt hättest. Wahrscheinlich, wenn man so viel Liebenswürdigkeit als Du in die Wirklichkeit der geselligen Mittel, und die der Unterhaltung zu legen versteht, da solltest Du Dich nicht so vereinsamen — etwas noch lieben, außer Anlagen.“

Fudler antwortete darauf aus Moskau. „Daß Dich die weichen Kissen so entzückt hat, wundert mich nicht, da ich dinstelbe in vergangener Zeit hinlänglich empfunden, und Du erst 15 Jahre zählst! Mein Enthusiasmus ist alt geworden wie ich selbst, doch wer weiß ob er nicht auch noch einmal wieder jung wird. Vor der Hand bin ich so abgestorben, wie der jarstige Winter im Leichentuch um mich her, und nach der großen Welt namentlich sehne ich mich am allerwenigsten, mit all' ihren Sängern, Sängerinnen, Musikanten und Komödianten aller Art.“

1) Fudler pflegte scherzend zu behaupten, Lacie fühle noch immer so jugendlich wie zu fünfzehn Jahren.

Rathschläge. Er wollte das Schöne nicht für sich allein haben, am liebsten hätte sein künstlerischer Sinn die ganze Welt verichont.

Doch trotz allem Anreiz mochte sich Püdler weder dem Hofdienst, noch der Gesellschaftswelt lange widmen, und er vergrub sich meistens, und oft in melancholischer Stimmung, in den Wäldern von Muskau. Lucie war mehr in Berlin als er, und schilderte ihm das Leben in der Residenz, — aus derselben Zeit, die Varnhagen's „Tagebücher“ umfassen, in scharfer, oft sehr satirischer Weise. War Varnhagen nicht zufrieden, weil er den Fortschritt, die Entwicklung der Freiheit wünschte, so war Lucie dagegen verstimmt, weil sie den Fortschritt nicht liebte, weil sie dem alten Regime angehörte, der Zeit Friedrich Wilhelms des Dritten, den Wittgenstein u. s. w. Aber in den Ergebnissen ihrer Beurtheilung stimmte sie mit Varnhagen oft überein.

In Berlin begegnete Lucie in Gesellschaft einmal der Gräfin Rossi, der ehemaligen Henriette Sonntag. Welche Augen mögen da von beiden Seiten unter der Mäse gegläht haben, welche Erinnerungen mögen da wachgerufen worden sein! — Die Gräfin Rossi feierte den Triumph, die Fürstin Püdler ganz zu bezaubern und für sich einzunehmen. Lucie schrieb über dieses Zusammentreffen an Püdler im Februar 1844 wie folgt: „Gestern nun gab Louise¹⁾ mir zu Ehren eine kleine Soirée, die allerliebste war, wenn sie mir gleich so übel bekommen ist. Es waren lauter junge hübsche Leute versammelt, und Gräfin Rossi war so unendlich gütig um meine Schwächen zu singen — wenigstens sagte man mir's so. Nein, hierüber geht gar nichts! Den Eindruck zu beschreiben, den es auf mich machte, vermag ich nicht. Ich brach in Thränen aus. Du wirst mich gewiß ein bißchen ridicule finden, aber ich

¹⁾ Gräfin Louise von Püdler, die Gattin des Grafen Eulens von Püdler, und Mutter des Grafen Heinrich von Püdler, des jetzigen Besitzers von Brand.

konnte nicht anders, und nur meine innere Bewegung so gut als möglich verbergen, nicht gut genug zwar, daß die holde, leuchtende Stimme es nicht gewahr wurde, und sie hat heute gesagt, alles Lob der Welt müsse keinen Eindruck mehr auf sie, wenn aber ihr Weisung jemand tief rühre, das gebe ihr zu verzeihen mit Wonne. Sie ist hinreichend, diese Frau, obgleich nicht schon mehr, und ihre sonstige ästhetische Erleuchtung ganz verändert. Das erste war, daß sie sich nach Tir erlaubte. Sie sang die *Mormane* aus *Stello*, die, welche *Teodora* vor ihrem Tode annimmt. Mein Veu, Du glaubst nicht, welcher Zauber, ja eine wahre Zauberei. — Es accompagnirte sie ein Virtuose auf dem Cello, aus der Welt drüß, ein Graf von Stemmung, mein naher Verwandter, der hier an'stelt ist; ein sehr interessanter junger Mann, und der allgemein respektirt und gern gesehen wird. Ich dachte viel an Dich, und weiß, daß Du Dich auch angezogen gemüßt hättest. Leibelich, wenn man so viel Vielenswürdigkeit als Du in die Wagschale der geselligen Mittel, und die der Unterhaltung zu legen versteht, da solltest Du Dich nicht so vereinnamen — etwas noch lieben, außer Anlagen.“

Pauler antwortete darauf aus Andau: „Daß Dich die besten Kunst so entzückt hat, wundert mich nicht, da ich d. halbe in vergangener Zeit hinlänglich empfunden, und Du erst 15 Jahre zählst¹⁾. Mein Enthusiasmus ist alt geworden wie ich selbst, doch wer weiß ob er nicht auch noch einmal nieder jung wird. Vor der Hand bin ich so abgestorben, wie der gottlose Winter im Verhexten um mich her, und mich der großen Welt namentlich lehne ich noch am allerwenigsten, mit all ihren Sängern, Sängerinnen, Musikanten und Romodianten aller Art.“

¹⁾ Pauler pflegte stets zu behaupten, dass er noch immer so jugendlich wie zu fünfzehn Jahren.

Zweiundvierzigster Abschnitt.

Verkauf von Muskau an den General Grafen von Kestis, und zwei Grafen von Haffeldt. Das Rittergut Waldstein Steudt, im sechzigsten Jahre unabhängig und schuldlos zu sein. Brief an Lucie Laciens Nummer. Pudler's Abreise von Muskau. Dieben's Asienreise mit Lucie. Mit Leichten in den April 1811. Berlin. Der Hof. Gartenanlagen in Habsburg. Der Grafen von Muskau. Prinzen und Prinzessinnen. Alexander von Sarsfeld. Bettina von Arnim. Barnhagen von Ense. Konstitution. Geschichte. Das neue Lyceum. Zahl, Vierde und einhundert. Geschichte. Die neue. Schöner. Die neue. Ausarbeitung. Pudler's Urtheil darüber.

Am Beginn des Jahres 1813 gewann Pudler an's neue immer mehr die Ueberzeugung, daß es für die Ordnung und Unabhängigkeit seiner Verhältnisse nothwendig sei, Muskau zu verkaufen. Er hatte allmählig auch Lucie an diesen Gedanken zu gewöhnen, und sie für denselben zu bestimmen gesucht. Nachdem ein wiederholter Kaufvertrag des Grafen Hedern zu seinem Abbruch geführt wurde, kam er mit dem General Grafen von Kestis und zwei Grafen von Haffeldt darüber einig, für die Kaufsumme von 1,700,000 Thaler, wobei er sich aber verpflichten mußte, das in der Nähe von Weimar, und May gelegene Rittergut Waldstein als Tausch für einen weit höheren Preis als es werth war, anzunehmen. Immerhin aber trüb Pudler ein antichinesisches Vermögen zu neuen Verfügungen, und er entledigte sich aller Schulden, aller Lasten und Verpflichtungen.

Es ist ihm vielfach verdacht worden, daß er seinen eigenen Behuf, seine geniale Schöpfung dahingegeben; aber dies beweist nur einmal wieder, daß die meisten Menschen nur Aßz bereit sind, die Handlungen Anderer zu tadeln und zu verurtheilen, ohne doch die Beweggründe und die tröstlichen Ursachen zu kennen, welche diese Handlungen veranlaßten. Die Aristokratie freilich, die gewohnt ist, aus Stolz und Hochmuth, um des äußeren Ansehens willen, weit mehr als aus uninger Familienliebe, auf solche Erbgründer einen hohen Werth zu legen, die konnte es entschliessen, daß er das Schloß seiner Vater aufgab, und Vuer, die solche aristokratische Gefühle theilte, urtheilte ebenso; aber nicht aus Mangel an Patriot, sondern aus Nothwendigkeit that Pustler diesen Schritt, und die Vorurtheilslosen mußten dagegen es zahlreich anerkennen, daß der edle Arzt es vorzog, anstatt eines verachteten, bedrängten Standesherrn, ein einfacher, unabhängiger Privatmann zu sein, und sich hierzu muthig entschloß, bevor es zu spät war. Es war eigentlich ein tiefer Eudämonismus in Pustler's Natur, der mit seinem Ehenheirathen eine annehmliche, und die Verwirrung seiner Finanzen war ihm untraglich. Wenige, die Pustler kannten, mögen es nur möglich gehalten haben, aber es ist doch wahr, daß ihm erst im sechzigsten Jahre seines Lebens vergönnt war, unabhängig und ohne Schulden zu sein. Dieses Bewußtsein machte ihn wahrhaft glücklich. Auch lächelte er, daß es noch eine andere, unmaßendere Heimath für ihn gäbe, als die Scholle: er, dessen vieljähriger Wunsch alles umflöhte, hatte sich die Welt zum Vaterlande gewählt. Und da er die Abtrugzeit als die letzte Pflicht des Menschen ansah, so mußte er, daß er in neuem Leben überall einen neuen befriedigenden Zielungsplatz finden könne. Nur Vuer that es ihm leid Muslau zu verlassen, aber er hatte sie nach Kräften dann er zu werden. Er starb ihr, die sich gerade in Berlin aufhielt, aus Muslau den 20. März 1845:

Viele Luzifer. Das große Opfer ist der unermesslichen Nothwendigkeit gebracht. — Ohne diese wäre es nicht geschehen. Jeder von uns allein hätte vielleicht mit großer Einschränkung kümmerlich, oder wenigstens mit höchster Einschränkung, Muskau's Behauptung können. Wir beide zusammen waren, und dies ist meine unumstößliche Ueberzeugung, können zwei Jahren, höchstens in dreien, unmittelbar bangenroth gewesen. Denn um praktisch zu arbeiten, muß man sich keine Ideale imaginärer Möglichkeit bilden. Die Dinge und Menschen nicht ansehen wie sie sein könnten, sondern wie sie sind, also auch wie wir sind. Wir können und müssen Gott auf den Knien danken, daß er uns noch vor Thorheit Rettung gesandt hat, nachdem wir sie fruchtlos wie Kinder abgewiesen.“

Dann malte er in glänzenden Farben aus, wie sie sich in Waldheim eine neue Behausung errichten könnten. „Dann ist es auch“, sprach er, „aus der elenden Fingering in frischere Natur überzugehen, aus einer Fickelinsengrund in eine wirkliche, und, ach Gott, ohne Noth und Angst und rabenfittiger Sorge“

„Vertrauben in der Sand,
In die Ferne winkten Berge,
Und gar schönes Land.
Es lebe Arthur Lucia!“

Am Schlusse des Vortrags mischt sich denn doch auch einige Wehmuth in den heitern Ton. „Wenn Du willst“, heißt es dafehl, „welche Standhaftigkeit ich habe zeigen müssen, um diesen Mann zu Stande zu bringen, welche Bemühungsbewegung mir das ewige Wühlen verursacht — so nurdest Du mich bedauern. Gott sei Dank, es ist vorbei, doch hat ein dreißigjähriges Elend meinen frischen Muth so sehr gebrochen, daß ich mich über nichts mehr recht freuen kann, und auch in der paradisißschen Umdrehung den Todten Kopf der Waise nur herüber schauen sehe. Ich bin so ab-

gemerkt, daß ich das Glas, selbst wenn es da wäre, nicht mehr zu fassen vermög."

Doch Vuer den Verkauf Maslans als ein Ringlad be-
reichte, brauchte wohl kaum erst erwähnt zu werden. So
rahe den Erwähnung, hatte sie ohnehin nicht mehr viel Lebens-
lust. Lebte sie schon vorher beinahe immer zu Klagen, so
hatte sie nun dazu den doppelten Stoff. In der That war
es für die arme Frau ein sehr harter Schlag, weit härter
als für Pädler. Sie starrte in leidenschaftlichen Thränen
die Aushänge-Magen, ihrer Vornaise, ihrer Bettin, ihres
Krankens. Sie erschau sich abdasches, heimathloses, die
gemittelte Wohnung in Berlin, meinte sie, konnte ihr nichts
thun, wenn sie nicht dorein einen kisten Verbleib habe.
Sie jammerte, daß ihr so Unmögliches noch vor ihrem nahen
Tode hätte antreffen müssen, man wisse nicht wie bald ihre
Stunde schlagen würde, sie rannte dem Grabe zu, und für
sie, die Verzichte und Vereinsamte, sei auch der Tod das
Beste. Seit achtundzwanzig Jahren hatte sie hier geherrscht
und gewaltet, und manches Gute und Schöne gestiftet, hier war
sie als stolze Frau von dem hohen, vielbewundernten Frau-
en zum Leber das Leben, und festlich eingekleidet worden, wo sie seine
Anwesen entstehen und herrlich sich entfalten sah. Wäre sie
früher gestorben, so rief sie bitter, so würde man jetzt mit
Verkauf auch ihre Asche an den Wenigbittenden verkauft
haben, nun aber sei Maslan zur Waare geworden, da Pädler
es von sich stoße.

Nachdem der Verkauf abgelaufen, wollte Pädler so
bald wie möglich abreisen, um bei der Uebergabe nicht gegen-
wärtig zu sein, um sich zu zerstreuen, und zugleich um die
neue Wohnung zu besichtigen, die er noch gar nicht konnte, zu
bestimmen.

Auch er hatte früher eine schmerzliche Empfindung, als
er von seinem Maslan Abschied nahm, daß war er ruhig
und gelacht. Jetzt er in früherer Jugend seine Schöpfung

begonnen, hatte er in mehr als dreißig, beinahe vierzig Jahren, gewiß nahe an eine Million dafür ausgegeben, und bezeichnend für seinen Charakter und für seine treue und uneigennützigte Kunstliebe ist es, daß er während der langen Unterhandlungen, wegen des Verkaufs mit verschiedenen Käufern, noch über 100,000 Thaler auf die Anlagen und Bauten verwendete, und im Thiergarten von fünf Stunden Umfang selbst das überflüssige Holz nicht schlagen ließ, um das urwaldliche Ansehen des Ganzen nicht zu stören, obgleich er unbeschadet des Verkaufs dort große Summen hätte herausziehen können. Es ist dies gewiß ein seltenes Beispiel großmüthigen Schonheitsinnes.

Viele Thronen flossen in Muskau, als man den geliebten und verehrten Fürsten scheiden sah. Jeder wollte ihn noch einmal betrachten, noch einmal begrüßen, ihm herzlichste Wünsche und Tausendgeheule ausdrücken. Seine hohe, edle Gestalt war noch jugendlich schlank und kräftig, schön und imponirend, als er zu Pferde stieg, und zum letztenmal durch seinen Park ritt, und sein Auge auf den Plantagen ruhen ließ, die er angelegt. Es war ein trüber, stürmischer Tag, und alles sah melancholisch aus. Als er nach beendiztem Ritt wieder an der Schloßterrasse anlangte, da wandte er plötzlich um, und galoppirte rasch davon.

An Lucie schrieb er, den 2 April 1845, aus Dresden „In Muskau war das Wetter fürchterlich als ich abritt, und alles sah wahrhaft abscheulich aus, und ich dankte Gott, als ich aus dem Bereich alles sandigen Eigenthums war, ohne auch nur den geringsten Schimmer von regret, car au fond, je n'ai jamais aimé Muskau, j'étais toujours lontanx d'un oasis dans le désert, und machte meine Anlagen mit Ruth, aus einer Art von Verzweiflung“

Solche Aeußerungen können nur als leidenschaftliche Uebertreibungen des Augenblicks gelten, die er sich selbst und Lucie einzureden suchte.

In Dresden verweilte er einige Tage, und fuhr dann weiter nach Schlesien. „Als ich das Schloß von Stolpen vor mir sah,“ heißt es in seinem Tagebuch, „ging der Mond riesengroß und blutroth, noch bei lepter Tageshelle, dicht neben den alten Thürmen auf, was mich recht selig und fromm stimmte, als sei mir Gott wie dem Moses im flammenden Busch erschienen. Ich warf dabei links noch einen Abschiedsblick auf die Kirfernwälder und blauen Höhen in der Richtung von Muskau. Obgleich ich dieses mit all seinen glänzenden Sorgen nicht einen Augenblick regretire, so hätte ich es doch aus Pietät (sein angeborener Belig, wo man lange gewohnt, legt wohl eine solche auf) nie verkauft, wenn nicht die Spezialitäten meiner Lage mich vollständig dazu gezwungen hätten. Ich dachte auch an Lucie, und ihren sehr natürlichen Kummer darüber.“

An Lucie schrieb Wädley weiter über den Verlauf von Muskau, und seine Stimmung sprach sich jetzt klar und offen darin aus: „Liebe Schnude. Ich kann Dir nicht sagen wie ruhig, wie glücklich ich mich fühle, seit ich Muskau's Qual und Unsicherheit hinter mir habe. Mein ganzer Charakter wird milder ohne diesen ewigen Pfahl im Fleische. Ich fühle jetzt, daß selbst eine noch weit beiderdnere Lage hinsichtlich des Vermögens mich ganz eben so zufrieden stellen würde, und ich danke fortwährend aus vollem Herzen der unbekannten, unergründlichen Macht über uns, die ein so großes Glück für meine alten Tage zugelassen. Es mag sonderbar erscheinen für die, welche mich nicht genau kennen, die nicht wissen daß Freiheit und Sicherheit meine höchsten Güter sind, alles andere fast Nebensache, was äußere Umstände betrifft — es wird, sage ich, solchen sehr sonderbar erscheinen, aber ich kann Dir versichern, daß auch nicht so viel als ein Sonnenstäubchen beträgt, in meiner Seele ist, was einem regret über den Verlust von Muskau ähnlich sehe. Es ist nichts in mir als reine Freude. Daraus launst

Du fühltest, wie viel ich von diesem schrecklichen Berg, mit dem ewigen Schwert über meinem Haupte, gelitten habe. Du hast das nicht empfinden können, weil Du unsere Lage nicht so scharf beurtheilen konntest, auch kennst Du stündlich und täglich daran erinnert wurdest, endlich auch Trauen mehr den Augenblick als die Zukunft fortwährend im Auge hatten. Jetzt danke Gott, denn Du warst in Muelon in kurzem eben so unglücklich geworden, als ich es mit ganzerer Einsicht in unsere Lage schon lange war. Ich hatte mich wie aus einem bösen Traum erwacht, und sage frech aufstöhnend: Weillob, es war nur ein Traum. Hast zu gut, um nicht an den Ring des Polykrates zu denken, denn ich bin an's Glück zu wenig gewohnt. Mein Glück war bisher immer nur Rettung, unerbittliche Rettung vom Verderben. Ich nehme es daher auch nur zaghast an, um die Götter nicht zu erzürnen. - Wie Du nun dies alles aufnehmen, wie Du es in Dir wieder spiegeln wirst, weis ich freilich nicht, denn unsere Skarifiere sind sehr verschieden, und so ansichtslos und tren wir einander zusetzen sind, haben wir uns doch wohl oft gegenseitig nicht begrüßt. Indes, es scheint mir fast unmöglich, daß Du nicht meine Verabigung, wenn auch nicht meine Freude, theilen solltest, und eine feste Stellung, selbst eine beschränkte, ist doch ein großes Glück."

Am Montag trat Pädler mit Lucie zusammen, wo sie denn gemeinschaftlich ihre neue Wohnung ansahen. Schloss Waldstein erwies sich als eine Burg von malerischem Ansehen, aber zeigte sich sonst zu dawerndem Ansehen ganz ungeeignet. Auf der halben Höhe eines Berges gelegen, erstreckte sie allen Wassers, das stark mit Eiskeln benutzungslos werden mußte. Dabei war die ganze Umgebung ohne Oekonomie, und außer dem eine halbe Meile entfernten Wagners keine Stadt in der Nähe. Was Pädler aber am meisten interessirte, war, daß der frühere Leuzer, General Moser, einen Theil der prächtigen Wäldungen, die den Berg bedeckten, hatte nieder

lassen lassen. Pudler ertrug die Täuschung über seinen Ankauf guten Muthes. Er sagte lachend, mit Waldstein sei er in den Kessel gefall'n, und die romantische Lust, eine Besitzung zu kaufen, ohne sie vorher gesehen zu haben, so wie die romantische Nothwendigkeit, alle Leute nur ehrlich zu halten, das man nicht von ihnen betrogen werden, koste ihn diesmal 100,000 Thaler.

Während Vorne die für sie sehr schmerzliche Aufgabe hatte, nach einmal nach Muslau zu gehen, dort ihre Sachen einzuräumen, und alles zur Uebergabe an die neuen Besitzer einzurichten, genoss Pudler seiner neuen selbstigen Unabhängigkeit. Auch ging er nach Berlin, wo er wieder viel beim Prinzen von Preußen war, bei dem er den Kurprinzen von Hessen und den Kronprinzen von Württemberg sah. Der ganze Hof zeichnete ihn aus, nur der König war kalt und fremd, und unzufrieden mit dem Verkauf von Muslau; er war freilich viel zu sehr an Pudler's Motive zu legen. Mehr noch als das Hofleben in Berlin beschäftigten Pudler die Anlagen in Fabeberg, die er mit ganzem Eifer leitete, und für die sein ganzer Glanzreichtum erwacht war. Doch klagte er auch zuweilen über den Zwang, den ihm diese Arbeiten auferlegten, und meinte, er könne noch immer nicht zur Freiheit der Werke kommen, die Kunstzeit durch die Kiste, wohin sie will.

Als Pudler mit dem Prinzen von Preußen in Potsdam Berg spazieren ging, und bemerkte, daß man während seiner Abwesenheit einige Abänderungen an seinem Planen, nach Angabe eines dortigen Architekten gemacht hatte, verdross ihn dies so sehr, daß er dem Prinzen geradezu erklärte, wenn man diese Arbeiten nicht wieder hermitte, so müsse er darauf bestehen, daß eine Tafel dabei errichtet werde, mit der Inschrift, daß er unschuldig an dieser Verunstaltung wäre, was er der Erlaubnis seines Muses schuldig sei. In der That war seine Verunmüthung als Candidat-Carrier so groß, daß es ihm leicht wurde, seinen Willen durchzusetzen.

Die schöne Ausschmückung der Terrasse am Schlosse zu Babelsberg war ganz sein Werk, und er arbeitete ebenso bereitwillig für einen Anderen, als für sich selbst.

Einmal ließ der Prinz von Preußen an den Gärtner von Muskau schreiben, wenn derselbe einige Tage abkommen konnte, möchte er doch kommen, um wegen Anlagen auf dem Babelsberge guten Rath zu geben. Der Gärtner kam, ließ sich anmelden, wurde herangerufen, und siehe da! es war der Fürst selbst, der mit Recht versichern konnte, er sei der Gärtner von Muskau!

Die Prinzessinnen waren wieder sehr liebenswürdig gegen Rüdler, und mit der Prinzessin von Preußen und der Prinzessin Karl hörte er in Babelsberg einer Vorlesung Alexanders von Humboldt zu. Auch Bettina von Arnim sah er wieder viel, die er im Verlauf der Jahre vermüthiget geworden fand, wenn auch immer noch excentrisch genug. Es war die Zeit, wo sie mit dem König Friedrich Wilhelm dem Vierten in Beziehung stand, und auch den Prinzen von Preußen häufig sah, der Landpartieen mit ihr machte. Mit Vornhagen setzte Rüdler unwandelbar die freundschaftliche Beziehung fort. Man sprach damals in Berlin von der Konstitution, die der König schon damals zu geben dachte, aber Rüdler kümmerte sich anfänglich darum sehr wenig, und das neue Opernhaus unterhielt ihn besser als die Politik. Auch freute er sich, daß sein Stall für den ersten in Berlin galt, seine Pferde Aufsehen machten, und daß er einen englischen Deadgroom fand, den er in seine Dienste nehmen konnte. Zum erstenmale gefiel ihm Berlin sehr gut, wozu seine allgemeine gute Stimmung viel beitrug.

Unterdessen wurden die Konstitutionsgerüchte härter. „Hier sieht es wunderbarlich aus,“ schrieb Rüdler den 25. Juni 1845 an Lucie, „und ich freue mich auch in dieser Hinsicht täglich, aus der Gasse heraus zu sein. Les choses commencent à avoir l'air du commencement de la fin, et

la constitution octroyée trop tard, mettra le comble à la confusion. Selbst unser Prinz von Preußen sagte nur vor einigen Tagen: „Ich sehe was kommen wird, und muß es fern, werde ich mich am Fuße des Vesuv zur Ruhe setzen.“ Die unsinnige Geschichte mit Rühl, und die unverantwortliche Behandlung Schöffer's stießen vollends dem Haß den Boden aus, und die allgemeine, durch das ganze Land gehende Unzufriedenheit nimmt einen wahrhaft drohenden Charakter an. — Der Einfluß der Königin, das heißt ihrer Clique, dominiert im Augenblick, mais rien n'est stable ici que le mécontentement universel.“

Pudler verließ Berlin, und kam gerade in Leipzig an, als dort von den beklagenswerthen Vorgängen auf dem Hofmarkt alles in Aufregung war, die zu dem berühmten Gedicht Ferdinand Freilgrath's „Leipzigs Todten“, den Anlaß gaben. Pudler sprach eine Reihe Personen von allen Parteien, gleich zuerst seinen Freund Laube, und so wenig die Politik sonst sein Lieblingsgebiet war, so nahm er doch lebhaft Antheil an dem Vorgefallenen. „Merkwürdig ist es,“ schrieb er an Lucie aus Leipzig den 17. August 1845, „wie ungeachtet sich bei jeder Gelegenheit unsere nordischen Convernements benehmen, und Milde wie Strenge immer nur mal à propos anzuwenden wissen. Geht es so fort, so können wir noch bedenkliche Dinge erleben, besonders da sich die Bewegung ganz in's Religiöse hinüber zu spielen scheint, wo die Deutschen, wie die Geschichte lehrt, allein wirklich reizbar sind, während im Politischen ihnen von jeher alles ungestraft geboten werden konnte. Die Leipziger Begebenheit ist eine große Warnung. Wohl denen, die sie zu beherzigen wissen, und die tiefer liegenden Ursachen derselben einzusehen im Stande sein werden. Der Deutsche ist ein geborener Sklave der Autorität, daher auch wesentlich religiös — aber eben deshalb ist auch nur eins bei ihm gefährlich, nämlich wenn die weltliche Macht mit der Gottes feiner Meinung

nach in Konflikt geräth. Dann bekommt er Muth, Energie und Konsequenz. Man hat ihn nun gerade auf dieses Feld gebracht, und es unglücklicherweise gleich von vorn herein mit Blut, mit unschuldigem Blut gedüngt, (denn die Erschossenen und Verwundeten sind bloße Spaziergänger und Gouvernementsbeamte, Postsekretaire, Polizeidiener u. s. w., weil man, so lange die Schuldigen in Aktion waren, nur gezielt, als diese fort waren aber erst auf das bloß neugierige Publikum losgeschossen. Quelle horrible sottise!)“

Dreihundvierzigster Abschnitt.

Hofstaat und Wäldlust. Der Leinweber Hof. Die Prinzessin Karl von Preußen. Die Großherzogin von Weimar Der Großherzog und die Großherzogin von Weimar. Gartenanlagen. Der Gärtnerei Hof. Prinz und Prinzessin von Preußen. Jean von Goethe. Dr. Wiese von Leipzig. Koonig von Mainz und seine Gattin. Graf und Gräfin von Preußen. Gotha Die Königin Victoria von England. Prinz Albert. Die Prinzessin von Kent. Der König und die Königin der Belgier. Weimar und seine Umgebung. Regensburg des Kaisers Maximilian. Vögel. O. Vogel. Garten und Wäld. Prinz von Preußen. Philippthal. Herzog Bernhard von Weimar. Die Menen von Holland. Berlin. Wäld. in Vögel. Herzog Friedrich Wilhelm der Vierte. Eine neue Liebe.

Den weiteren Sommer benutzte Büdler zu einem Ausflug nach Thüringen, wo er seine Zeit in die Schenken des Thüringerwaldes, und in den Umgang der Persönlichkeiten des Gothaer Hofes theilen konnte, zwei so verschiedene Elemente, Hofstaat und Wäldlust mit einander verbindend. Auch ging er an den Weimarer Hof, für den er stets eine besondere Vorliebe hatte. Er fand dort die gutmüthige und schöne Prinzessin Karl. „Am 2. März“, schreibt Büdler an Lucie aus Weimar den 21. August 1845, „fuhr ich im Talbury heraus¹⁾, et cette fois-ci sans me vanter, j'étais à dîner et durant le soir, le bon de la journée, avec la Princesse Charles pour lionne, qui jouit du sans gêne de Weimar. Die Großherzogin war von sehr merke Wäld, denn es ist so viel liebenswürdige Wäld

¹⁾ Zu der Großherzogin in Belvedere.

in ihrem Benehmen, was gewiß sehr schwer, dreifach schwer bei ihrer unglücklichen Taubheit sein muß.“ Er sah die Anlagen wieder, die vor drei Jahren auf seinen Rath in Velvedere gemacht worden. In Eiterburg beim Erbgroßherzog und der Erbgroßherzogin wurde Pädler's Rath auch wieder als Gartenautorität in Anspruch genommen, und er unterhielt sich mit dem jungen Gartner Stal, der die dortigen Arbeiten leitete, wie mit einem Kollegen. In Pädler's Tagebuch heißt es unter dem 21. August 1845: „Den heutigen Tag von früh 11 Uhr in Eiterburg bei dem Erbgroßherzoglichen Paare zugebracht. Muthige Natur, herrlicher Buchenwald, bequemes Schlosschen mit sehr interessanten acht alten Meublen, und sehr liebenswürdige Wirthe. Er herzlich gut und lechelig, sie ausgezeichnet in jeder Hinsicht, freundlich, und doch sehr gebildet, ganz natürlich, grazios.“

Auch der Prinz und die Prinzessin von Preußen kamen, den Weimarer Hof zu vergrößern. Kämer sah Pädler nur Bergmann's Frau Emilie von Goethe, deren Schwester, Art. Meise von Pogwisch, den russischen Gesandten Baron von Maltz, den gemüthvollen Dichter und seine liebenswürdige Gattin, und den Grafen und die Gräfin Larochefoucauld.

Dann machte er einen Ausflug nach Wehra, wo eben die Königin Victoria von England, Prinz Albert, die Herzogin von Kent, und der König und die Königin der Belgier zum Besuch waren. Mit allen diesen Personen unterhielt er sich als guter Gesmann, und wurde überall gekürt und geehrt. In Wehraheim lebte er einige Tage einam in der Natur.

Daran war er wieder in Weimar, wo er zuletzt die Umgebung durchkreuzte, um alle ihre landschaftlichen Reize kennen zu lernen; er sah Neuhof, dem Herrn von Niederst geberig, und mit Arenden erndelte er, daß in der romantisch beleagerten Burg das recht in Ehren und Interesse und ein Ma

Frater Martner, sein eigener Schüler, der schon früher erwähnte Herr G. Regold, der Sohn des Muslauer Superintendenten, dort in Pädler's Sinne gewirkt und gewaltet hatte, so daß der Fürst erklärte, in der Haltung sei nichts, in der Anlage wenig besser zu machen, und der Reichthum der Ausschmückung sei ausgezeichnet. Ueberall mußte er bestätigt finden, daß die vielen in den letzten Jahren vorgenommenen Naturveränderungen durch die Anreizung seines Wartnerles sowohl, als durch das Muslauer Vorbild entstanden waren. Die Wartburg besuchte er auf Einladung des Erbgroßherzogs, auch beim Herzog von Meiningen in Altenstein mußte er Rath über die Parkanlagen geben, nicht minder bei dem Herzog von Coburg in Reinhardsbrunn, wo ihm die Herzogin selbst beim Absteigen half. Es war wie ein Weltstreit, ihm alle Gärten und Pausen Deutschlands vorzustellen.

Da wir hier einmal nur von Gärten oder von Prinzen zu reden haben, so mag auch noch erwähnt sein, daß Pädler den Prinzen von Hessen-Philippsthal in Barchinæ begleitete, und nach seiner Rückkehr in Weimar bei der Großherzogin, die ihn scherzend den *solitaire de Lichenstein* nannte, den Herzog Bernhard von Weimar wieder sah, und die Königin von Holland kennen lernte. „*Pour revenir à moi*,” schrieb er an Zucco den 10. October 1815, „*je puis dire que ma vanité n’a jamais été plus flattée que dans ces derniers temps passés. Eh bien, je ne saurais plus en être heureux. Je sens trop bien que ce ne sont que les derniers rayons d’un soleil qui dorment avec le plus d’éclat au moment de s’éteindre. J’ai acquis trop tard quelque renommée.*“ Pädler hatte ab und zu melancholische Augenblicke, wo er glaubte, er sei dem *Gedächtniß* des Lebens entwachsen, und zum Hellen Welt hier zusammengekrümmt.

Anfang November eilte er nach manden Din und bezug nach Berlin zurück, um auf dem Fildelerweg, wo ihn die Prinzessin von Preußen schon lange mit Ungeduld erwartete, seine Anlagen dieselbst fortzusetzen. Er machte seine Anstrengung; mit die heftigste Erkaltung, nicht das allerschlechte Wetter konnte ihn abhalten, wie ein einfacher Arbeiter thut, zu sein.

Zweimal empfing ihn auch der König in Charlottenhof, und Padler meinte auch in seiner Thunfisch-Salate armada zu haben; daß diese übrigens nicht sehr groß war, das er sehen war aus einem Briefe Padler's an Victor von Berlin den 28 November 1845, in welchem es heißt: „Demolirgeachtet bin ich immer ausgegangen, und auch diesmal schon in Charlottenburg beim König gewesen, der diesmal sehr gut zu sein scheint, und mir sogar beim Abschied sagte: Sans adieu, mon cher Prince.“ Was mehr ist, als ich mich dieser von Sr. Majestät rühmen konnte, dont la physiognomie exprimeait plutôt en me congédiant: Allez à tous les diables.“

Auch der folgende Zug, den Buchhagen auf, macht, zeigt, daß das Verhältniß kein rosiges war. Es liest in dessen Tagebuch vom 22. Januar 1846: „Am Dienstag bei der Hour, als der Fürst von Padler den König heimkommen sah, zog er sich etwas zurück, und sprach mit Humboldt, damit der König ihn nicht zu beachten brauche. Dieser aber hatte die Absicht gemerkt, trat nun näher heran, und fragte etwas rauh: „Warum ziehen Sie sich denn in die Reserve?“ — „Ach, Gew. Majestät“ — erwiderte Padler — „ich gehe ja noch weiter zurück, zu den Invaliden! Wollen Sie Majestät mich aber noch zur Reserve rechnen, so wird mich das sehr bepluden.“ — „Was sollt abzu denn? Sie sehen ja aus wie ein Apfel! Wie Sie wieder herkommen, da sehen Sie aus wie eine Citrone.“ — Padler, um auf die unangenehme Bild nichts stutzig zu werden, erwiderte darauf: „Natürlich,

denn ich bin aus den glücklichen Ländern, wo die Entreenen blühen" — Der Mann ging hierauf weiter.

Wir können aber dieses Jahr aus Budler's Leben nicht schrecken, ohne eines Umstandes zu erwähnen, den er bis an sein Ende als einen der bedeutendsten und wichtigsten für sein Herz betrachtete. In seinem sechzigsten Jahre wurde er von einer wahrhaft jugendlichen Liebe und Leidenschaft zu einer jungen, schönen und liebenswürdigen Frau ergriffen, und — was ihn in lechzendes Erstannen setzte, diese Weibliche wurden ganz und auf das lebhafteste erwidert. Er wurde nicht minder geliebt, als er selbst liebte. Allerdings war er noch immer ein vollkommen schöner Mann, und sah so viel jünger aus, als er war, daß man glauben sollte der gekennntwolle Graf von St. Germain habe dem Anaben, den er liebte, etwas von seinen Zauberkräften mitgetheilt, und daß Budler's alte Freundin, Frau von Zepel in Weimar, ihn *Nivon de L'enclos en homme* nannte. Aber dennoch wußte er die Thatfache, daß er im Alter noch mehr als in der Jugend Erfolge bei den Frauen hatte, vor allem seinem Schriftstellerruhm, und dem Namen eines Originals, der sich noch durch diesen weit mehr vertreten hatte, zuschreiben.

Die Frau, die er liebte, die jetzt zwar schon längst das Grab deckt, deren Namen wir aber nicht verrathen wollen, da von diesem Geheimniß nie der Schleier gezogen wurde, nahm eine hohe Stellung in der Gesellschaft ein, und war ihrem Gatten bisher gewissenhaft treu gewesen. Es handelte sich hier nicht um die Kunst einer leichtsinnigen Kokette, sondern um die begeisterte Umgebung einer Frau, die, ihrer Natur nach edel und wahr, wohl wußte, welch ein Unrecht sie beging, indem sie ihren Gatten tauschte, und die sich dieses Unrecht bitter vorwarf, das einen tiefen Schatten auf ihr Liebesglück warf, und sie nie zu wahrer Befriedigung kommen ließ. Auch Budler war bald nicht mehr beglückt durch das

halbe Verhältnis, weil er zu tief liebt, um nicht den ausschließlichen Besitz der Geliebten unter jeder Bedingung zu wünschen. Wir lesen in seinem Tagebuch: „Die Viole abfordert mich. C'est la seule femme que j'ai jamais rencontrée, qui me rendrait parfaitement heureux si elle était la mienne. Ce n'est rien que ces saveurs, quand on ne peut la posséder! Oui, c'est une femme que le bon Dieu semble avoir faite expresse pour moi, mais qu'il ne veut pas m'accorder en punition de mes péchés. Belle, jeune, gaie, spirituelle, amusable de tout comme un enfant toujours prête à tout entreprendre, mobile, douce, complaisante, d'une santé brillante et d'une bonté d'ange, instruite, parfaitement élevée, passionnée pour la littérature et riche d'imagination, également contente de se faire lire et de causer toute une journée au coin du feu ou de courir à cheval par monts et par vales du matin jusqu'au soir. — Quel bonheur indicible quelle douce félicité de tous les instants que de posséder une pareille femme exclusivement et toute à soi et quel tourment de voir ainsi le bonheur sous sa main, et ne pouvoir plus le saisir, parcequ' on est venu trop tard! car elle n'est marié que depuis quelques années à son mari, petit, trapu, gros, bourru, grossier jaloux et égoïste à un point fabuleux.“ — Comme Tacite itatet sagt er hinzu: „Je souffre comme à vingt ans de la passion que j'ai pour cette femme séduisante.“ Auch inmitten der Natur, die ihn stets so sehr entzückte, dachte er nur der Geliebten. „So heimlich smaragdgrüne Thäler,“ schreibt er, „so himmelansteigende Bergwände, so prachtvoll von der Sonne vergoldete Waldmassen, so voll durch die kaskadenartige rauschende Flüsse, um umarmenden Reizen lieblich zu uns sprechend von Gott und der Natur — ach, es war so schön, und doch standen in meinen Augen nur Thäranen, denn das Schöne, durch dessen Nähe alles Unerreichte nur erst

seinen Werth erhält, und hundertfach verdoppelt wird, es fehlte mir!"

Baller's Herz war so voll, daß er das Bedürfnis fühlte wie in alter Zeit sich seiner Schwade, der nun beinahe Siebzugsjährigen, mitzutheilen. „Ah, ma chère Lucie," schrie er ihr, „ce que je ne croyais plus possible est arrivé. J'aime une femme d'amour, et avec passion." Er vertauschte ihr nun alle näheren Umstände dieser Neigung, und sagte hinzu: „C'est la première fois, que je rencontre une femme, avec laquelle j'aurai entrevu une existence de bonheur parfait. Cette mélancolie sans cause et sans but positive, ce mécontentement de tout, provenant de l'insuffisance de ma vie, tout cela aurait disparu et tous les écarts dans lesquels je suis tombé n'aurait jamais eu lieu. Vous mon amie, vous ne pouvez pas compléter mon existence à ce point, avec la meilleure volonté et l'affection la plus vraie, parceque ça n'était pas dans la nature, aussi peu qu'une mère peut remplacer la femme de son fils. Et puis votre caractère ne complète pas le mien, au contraire il lui ressemble en beaucoup de points les plus essentiels. Ach kann Ich wirklich lachen, aber mein Wesen kann nicht in Dir ansetzen, wie in dieser Frau. — Si je l'aurait rencontrée il y a quelques ans j'aurai pu l'épouser aucun obstacle ne s'opposait à cette union. Notez bien, mon amie, que quoique bien des fois amoureux, je n'ai jamais pensé au mariage qu'avec crainte, c'est la première femme que je rencontre dont les faveurs mêmes ne me sont que de peu de valeur, quand je ne peut pas la posséder entièrement et exclusivement, et pour tous les instants. Et c'est matériellement impossible pourtant, à moins de tuer le mari, car elle est catholique, ou de l'enlever et de la ruiner dans le monde. Même si j'avais 25 ans, je l'aime trop véritablement.

cette femme bonne pour le lui proposer — Ah ma chère Lucie, je me sens profondément malheureux, car voir sous sa main le bonheur de la vie, le bonheur de toutes les heures du jour et de la nuit, et savoir en même temps qu'on ne peut plus le saisir, seulement parcequ'on est venu trop tard — c'est l'enfer! Et supporterai-je le tourment de vivre où elle vit, et de la voir dans le pouvoir absolu d'un autre, toujours entourée d'imposteurs, épiant de rares et dangereux moments de la voir seule à des époques bien distantes — tandis que le principal bonheur pour un caractère comme le mien (qui demande un peu comme César, tout ou rien) aurait justement consisté dans les délices d'une familiarité non interrompue, une félicité journalière et sans fin, comme je ne pourrais la goûter qu'avec un être aussi particulièrement organisée pour moi comme l'est cette femme. Et m'en séparer déjà pour jamais — j'avoue que je n'en ai pas la force. Seulement quelques jours passés loin d'elle, malgré toutes les distractions d'une nature remplie de charmes, me rendent si malheureux, me donnent une si pénible inquiétude que je ne peux ni manger, ni fumer, ni dormir. Ce n'est qu'en courant à cheval que je m'étourdis un peu. — L'idée de la revoir fait battre mon cœur avec violence, mais plutôt péniblement que de joie. Dieu n'a pas voulu que je sois jamais heureux par l'amour, moi, qui aurais eu tant de disposition, si ma nature n'avait pas été constamment altérée par les circonstances. Que sommes nous! le jouet du sort, du hasard, de Dieu ou du Diable, qui sait! — Meine gute Lucie, jetzt vertritt Mutterstelle bei mir, und behandelt meine Wunde mit großer Zärtlichkeit und treuer Freundschaft. — Ein treuer Freund, auch wenn er in eine Andere verliebt ist. You"

Nicht minder innig sprach Adler von der Geliebten in dem folgenden Briefe. „Depuis que j'ai revu mon amie je suis un peu plus calme mais je ne l'en aime pas moins, car c'est vraiment une femme fait exprès pour moi par le bon Dieu, comme je n'en ai jamais rencontrée dans ce genre. S'il n'y avait pas une étrange sympathie entre nos deux natures vous sentez bien aussi, ma chère Schnucke, qu'une bonne fortune pareille pour moi à mon âge serait impossible — une femme riche, du plus grand monde, alliée à tout ce qu'il y a de plus grand seigneur en * et en * — n'ayant que 20 ans, et la réputation la plus intacte, celle de prude au fond — c'est presque un miracle. Mais nous sommes vraiment aussi en Herz und eine Seele, ayant en tout le même goût. Cependant ce mari jaloux et peinant est une horrible calamité. — C'est un ange de honte que cette femme, et je crois, Schnucke, que vous étiez la au coup comme cela quand vous étiez jeune, seulement vous ne pouvez jamais avoir eue sa douceur ni cet adorable temper qu'elle a peut-être sa qualité la plus rare. Galt Schnucke, sei nicht ungeduldig, wenn ich gegen Dich eine Andern so lobte, Du, meine treue Schnucke, so lange Du das bleibst, und nie leustest Du es nicht bleiben, thut dichs lieber, das durch die Verhältnisse doch sehr einge Diner haben kann, seinen Wert.“

J'ai rencontré trop tard la seule personne peut-être qui aurait pu me rendre parfaitement heureux, d'après l'essence de mon caractère si singulièrement compliqué, et qui n'a jamais pu se développer comme il avait, je crois été intentionné par l'idée du créateur. Es ist mehr oder weniger eine taube Taube, die abfällt. Wenn sie nicht, meine treue Freundin, daß in dieser Beziehung sich nur das geringste Mädel hat Dich lieb. Bedenke, daß unsere Verbindung im Anfang nur eine Concubinerath sein

solte, und daß wir, ich darf wohl sagen, beide, uns hundertmal mehr im Laufe der Zeit gewahrt haben, als darnach zu erwarten stand, aber gegenseitig unsere Erkennung anstellen konnten wir nicht, und überhaupt das Glück ist verflochten nur eine Chimäre. Man kann es im Traume sehen, aber ob erreichen? Ich zweifle! Wer weiß, ob selbst der immer schmerzliche Schatten eines halben Besizes bei den ungunstigen Umständen nicht schon dem Verlorbnen nahe ist? Adieu, meine treue Freundin. Ich bin traurig."

Da Lucie diesmal Pückler's Bekenntnisse liebreich und faust aufnahm, so fuhr er fort ihr alle seine Wünsche mitzutheilen. Es war in der That ein ganzer Roman, der hier sich entwickelte; heimliche, gefährliche Rendezvous wurden veranstaltet, bei denen Pückler sein Leben, seine Ehre, ihren Ruf und ihre Stellung auf's Spiel setzte, und unter solchen Gemüthsbevegungen feierte er seinen schizzenhaften Gehirnetz in den Armen der Liebe.

Aber so wenig wie Pückler konnte die junge Frau diesen Zustand der gemeinsamen Verstellung gegen einen Dritten lange ertragen; der Kampf zwischen Leidenschaft und Pflicht nahm ihr alle Ruhe, allen Frieden der Seele. Denn edle von Naturen ist Untreue, welcher Art sie sein mag, ein Gift, das jede Freude, jede Zerkunft vernichtet, sie sowohl als Pückler litten unter dieser tragischen Verwicklung, denn er, der sich sonst so wenig um betrogene Ehemänner gekümmert hatte, fühlte diesmal, von so achter und wahrer Zuneigung ergriffen, auch alles mit, was die Eheleute unglücklich machte, während andererseits die vom Schicksal inferierte Galtlosigkeit des Verhältnisses ihn zur Verzweiflung brachte.

Vierundvierzigster Abschnitt.

[illegible]

Tobold sah ein bestimmtes Ziel an, eine besondere Be-
gabung in einem Menschen auszuzeichnen, so werden diese
auch immer von allen Seiten in Anspruch genommen. Wenn
Tobold auch Muskan nicht mehr bewußt, so hörte doch seine
Gefühlskraft nicht damit auf, denn überall wurde
seine Güte zum Nutzen und Pflegen angereizt, und diese
Beachtung verlor ihn nicht mehr während seiner ganzen
Verweildauer. In Havelberg arbeitete er mit einer Hingebung, wie wenn es sein einziger Beruf wäre; mitunter ver-
ließ er die glänzende Berliner Zonen, um in Potsdam wie
ein Unbefangener seine Tage zuzubringen, täglich ein paar
Stunden in die Umgegend reichend, und die Adressen hat dem
Havelberger todkund. Auch in Weimar und in Weimungen
verlangte man zu demselben Zwecke schuldlos nach ihm, und
er that es wohl zuweilen, er habe sich mit seinen Plänen
eine Kette aufgebunden, die er nicht mehr losgerissen wurde

durch die eigene Künstlerthätigkeit. In Berlin sprach auch der König mit ihm über Landthiergartnerei, und über den Gedanken einer idealeren Stadteanlage als der bisherigen, nämlich die Städte mit Umdichtheit zu vereinigen, und ohne gerade Straßen, stets Raumbedarf mit den Läufern abzuwechseln zu lassen.

In Berlin mit Pädler zuweilen mit der Moräne von Polnathie na, deren, einer lieben würdigen und bei den Dame, sah die Herzogin von Sagan, die er als eine Frau bezeichnete, die ihm imponirte, aber die ihm nicht wohlthatig sei, er le wunderte sie, aber ohne Sympathie, was er daraus erlittete, daß sie eine elandische, er eine romantische Natur sei. Von jenemigen Persönlichkeiten sah er den ganzen Westfälischer Hof, den Kronprinzen von Preußen, und Graf Riquelme. Am meisten von allen war er bei der Prinzessin von Preußen. Im Theater bewunderte er Jenny Lind, Tambarini, und die Tänzerin Gertrude.

Zum Sommer wollte er eine Reise nach Sueddeutschland und Oberitalien machen, um dort eine kleine Wohnung, eine romantische Grotte für sich und Lucie als Wohnung anzunehmen und anzukaufen. Aber auch hierin fand er bei Lucie Widerstand. Sie hatte sich einklinken auf seine Grotte, bei Rotteus belegene Pöfingung Prant zu sein, die bisher nur von einem Pächter bewohnt war. Prant, das von einer euförmigen Sandwüste umgeben, von der Natur noch weit fuchtmutterlicher behandelt werden war, als Maslau, wünschte sie, solle man umgelaut, verbessert und angeordnet werden, um ihr, wenn auch im kleinen, Maslau zu ersetzen. Ihr gefiel dabei der Gedanke, daß auch Prant ein Walter seiner Vater, ein alter Krantenberg, und daß es nicht allzu weit von der früheren Umgebung entfernt sei. Pädler war Prant zuwider, und er bekämpfte Lucies Plan ausdücklich mit Vehementheit. Nach wußte er, nachdem er eben seine Kranten erlaubt, diese nicht zugleich wieder zu verlieren. Er

das Lucie heimlich sie möge ihn im Alter die letzte Jugendgenossen lassen. „Je suis jeune encore, hélas!“ rief er, und er bedachte noch etwas Weisheit. Er nannte Lucie stürzend Rufiana und Branyla, und bot sie im Grunde, sie möge ihn nicht zum Bau und zur Anlage von Branyl verlassen, da es dann von neuem um seine Ruhe geschehen sein würde. Doch sann sie immer auf diesen Gedanken zurück, und da er die Sorge für Lucie als eine ihm anvertraute Sache betrachtete, und ihr, während er ihr Anwesen annahm, auf jeden Fall ein ihr wohlgefallendes Bild verschaffen wollte, so unterzog er die Sache doch seiner Betrachtung, nahm er in seine Gedanken auf, und sann darnach nach, wie Branyl am besten eingerichtet und zu beschaffen sei. Er starb am 2. d. d. auch im August 1846 einen Tod, nach demselben, um sich mit Lucie ausgiebig zu betheilen, und das Terrain anzusehen.

Er fand dort seine arme Acanth sehr schmerzhaft. Da ihre geliebte Thiermutter, die einst so lebhaft und reizende Geliebte, von 12 Jahren vollen, und 10er Jahren, kehrte, dem Tode entgegen. Diese reiste auch bald darauf nach Amerika, um ihr durch ihre Blute lebendigen Trost zu geben. Die arme Geliebte starb den 18. Jan. 1846, ihren letzten und ihre einzige Tochter hinterließ. Der Vater war ein tüchtiger Züchter, und auch Züchter war beliebt, wenn auch im Laufe der Jahre andere Züchter das Thier in seinem Besitz zurücktreten ließen.

Es war eine Zuckersäckchen voller in gelbes
gelbes, das Oelmann, das Oelmann in der entzückten
Die hat nur eine erde, und hat nur, in der gelben. Die
die die entzückte, und hat nur, in der gelben. Die
die die entzückte, und hat nur, in der gelben. Die
die die entzückte, und hat nur, in der gelben. Die
die die entzückte, und hat nur, in der gelben. Die

2. The first of these is the fact that the
the first of these is the fact that the

Liebe widmete. Die wunderlichsten Vermuthungen und Gerüchten über dieses Mädchen: Exaltung, Zügel und Weisung gaben ihr alles Ansehen einer Gräfin von Pappenheim, man hielt sie allgemein für eine natürliche Tochter der Gräfin, und gab ihr mancherlei zum Fleiß lobte Vater. Der Graf von Pappenheim sagte aber bestimmt, sie sei kein Kind der Gräfin, sondern wirklich bloß angenommen, und aus Galt und Neigung so sehr geliebt. Sie war von geringen Eltern, die Tochter eines Kutshers, wurde 1793. Eine Bürgermädchen erschien am Hofe, wurde glänzend ausgezeichnet, wie eine Fürstin behandelt, ihr Stand wurde nicht weiter untersucht. Die Gräfin suchte ihr eine vertheilichte, hohe Genath auf alle Weise zuzuwenden, selbst Bartholomäus, die sich um Adelheid bewarben, für jene zu benutzen, es gelang nicht. Nach mancherlei Störungen, nachdem die Gräfin sich von Pappenheim getrennt, sich mit Pader verheiratet, bestimmten bald von sich gethan, bald wieder zu sich genommen, ergab sich eine Heirath mit einem Bräutigam von Mader. Der König befiel eine warme Theilnahme für sie, sorgte für ihr Wohl, und erhob sie noch nach ihrer Verlobung, auf Anrechnung ihrer Pilsgechwister Adelheid, die an den Fürsten von Carolsath verheirathet, unter günstigeren Umständen immer eine offene und vertrauliche Freundschaft mit dem Könige behielt, in den Adelstand. Ihr Name Langensdorf wurde beibehalten, und ihr ein demselben entsprechendes Wappen ertheilt. (Für Gräfin von Frank — ein Wul, das dem Fürsten Pader gehört — wie die Ämten Pader nannte, kostete der König sie doch nicht machen.)

Eine andere Aufzeichnung Barhagen's Alex Schmecke trägt die Ueberschrift: Von Adelheid, Fürstin von Carolsath gebornen Gräfin von Pappenheim, mir erzählt; März 1827, und lautet:

„Schmecke, Pilsgechwister der Gräfin von Pappenheim, und mit deren verstorben Tochter Adelheid in allen Studien

gleich erregten und gehalten, ja vielleicht noch vor dieser Be-
suchzeit, war ein wunderhübsches Mädchen von seltenster
Jugendfrische und Lieblichkeit; klein aber wohlgeformt,
etlich, fein und herb zugleich, war sie ein Ängstchen, an
den sich das Auge recht wehete, und von dem sich der Blick
nicht wieder abwenden mochte. Die Männer bildeten ihr
Interess, mehr als der prächtige und schöneren Adelheid, deren
Ausdruck zugleich das tiefste Weiblich und den kühnsten Seelen-
adel verband. Helene war kalt, sie schien mit den Kul-
digungen nur zu spielen, und schenkte sie dadurch nur desto
mehr. Die Gräfin von Pappenheim kam im Jahre 1816
nach Berlin. Der König bemerkte Helene im Kreise junger
Mädchen, und empfand zugleich den stärksten Eindruck. Von
diesem Augenblicke mußten auf allen öffentlichen Geläuden
und Adelsfesten an seinem Tische Platz nehmen: um die Zahl
zu vermehren, wurden die beiden Bräute von Bardeleben
mit herangezogen. Der König sagte man, sprach immer mit
Adelheid, und ließ Helene dazu an; mit beiden war er
sehr vertraut und wohlwollend, wollte durchaus nicht
Majestät genannt sein, sondern Schwester Sie, und wenn sie
den Namen ehrenreichlich immer Majestät nannten - die
Gräfin von Pappenheim hatte beiden streng eingekehrt, nie
auch eine Abweichung davon zu erlauben. So pflegte er
wohl überaus darauf zu erwidern, „Meine Erleucht.“ Auch
die Bräute von Bardeleben sollten ihn bloß Sie nennen,
und versetzten es wohl zu thun. Einmal war auf ein An-
sehen von Zaßberg, an den Tisch des Königs gesetzt worden,
und diese, das „Sie“ hörend, nahm das nur das Richtige,
und nannte den König so auch illiciter. Das nahm aber
der König abel. „Allen nennen Sie hier mit Sie“ - fragte
er - doch wohl auch nicht? Doch gar nicht so ver-
traut zusammen.“ Ein andermal forderte der König Adelheid
und Helene auf, der Mutter zuzuhören, auch nach Her-
ford zu reisen, er werde dann mit ihnen zusammenkommen, und

sie wurden manches gemeinname Vergnügen haben. Anstalts von Bardeleben — jetzige Gräfin Engström — viel aus: „O das wäre herrlich!“ Mit einem verdrehenden Seitenblick sagte der König, der es übel nahm, daß diese mit auf sich deutete, was nur jenen galt: „So? Wollen auch mit reisen? Wo denn Platz finden? In der Zischelle vielleicht!“ Und bei abtödtlicher Gelegenheit sagte der König zu demselben Frauen, die wieder den Unterschied nicht gehörig beobachtet hatte, ironisch: „Da werden Sie wohl mit einem großen Trompetenstoß empfangen werden!“ Der König liebt zwar, Treuen zu geben, gestattet aber nicht, daß man sie nehme — Der König hatte eine wahre Leidenschaft für Helminen gefaßt, er zeichnete sie aus, sie wurde am Hof und in allen Gesellschaften als eine der ersten Damen behandelt. Er wollte sie zu seiner Geliebten machen, sie zur Frau nehmen, die vortheilhaftesten Anerbietungen wurden ertheilt, aber Helmine war ohne Neigung, zeigte große Kälte und kaum Gehör; der Staatskanzler seinerseits erklärte dem Könige, wenn die Sache geschehe, würde er sein Amt niederlegen. Der König setzte indeß seine Bewerbung fort, doch ohne Erwiderung. „Mein-angebetetes, über alles geliebtes Mädchen“, schrieb er an Helminen eigenhändig. Als er abreiste nach Karlsbad, nahm er Adalheid bei der Gräfin Pappenheim, Helmine war äußerst zurückhaltend, er bot vorzuehens, sie mochte ihm etwas antun sein. Er saß neben ihr auf einer Wartentafel; da er ihre Zurückhaltung sah, so legte er zusehends sich und sie seine Reiseumne, und sagte: „So wird's Ihnen so recht sein“ nämlich so getrennt zu sitzen. Er tastete Adalheid auf die Stirn, er und die empfindende Gräfin konnten Helminen nicht bewegen, ihm Gutes zu gestatten. Er reiste fort, indem er zu Adalheid sagte: „Glauben Sie's nicht, wenn man sagt, daß die Könige ähnlich sind.“ Helmine sagte nachher einige Reue, die sie nur nicht über hatte

zeigen können, aber zu spät. In Karlsbad gab man dem Könige anderen Sinn, und jenes zerbrach sich.

An anderer Stelle bemerkt Bornhagen weiter: „Der König hatte Geliebten zur Herzogin von Breslau machen wollen; er konnte aber ihre Mäthe zu keinem Reiden einer Meinung bewegen. Die Erklärung des Staatskanzlers, daß er sein Amt niederlegen würde, wenn eine nähere Verbindung des Königs mit Geliebten — als der Pflegetochter Hardenberg's — stände, hatte den König auch abgehalten.“

Pückler suchte Luise über den Verlust Helminens zu trösten, so viel es in seinen Kräften stand, aber es gelang ihm doch nur unvollkommen; sie klagte immer, daß er sie nicht genug liebe, nicht genug bei ihr sei, ihr nicht genug ihsche. Und so sehr sie ihm stets anempfohlen, die Arbeiten zu Pabelsberg nicht abzuweisen, und sich die Günst des Prinzen und der Prinzessin von Preußen zu erhalten, so bewährte sie sich dennoch auch wieder, daß sie „der hohen Frau vom Pabelsberge“ nahe stehen müsse. Pückler und Luise blieben immer wie die Kinder zusammen, die sich lieb haben, aber sich jeden Augenblick streiten. Bald hatte sie die Hardenberg'sche Leidenschaftlichkeit, bald hatte er die Wallenberg'schen Launen, die sie sich gegenseitig vorwarfen, denn außer den Wappenschildern ihrer hohen Ahnen, hatten sie auch manche der Familienfehler mitgeerbt. Doch war Liebe und Anhänglichkeit immer der rothe Faden, der sich durch solche größere und kleinere Störungen hindurchzog.

Pückler trat nun seine Reise an, zu der ihm die Prinzessin von Preußen einen Dolch verehrte, um sich gegen die galantischen Rauber zu vertheidigen. Ein auszugreifen in die Welt war immer eine Erholung und Erheiterung für Pückler. Hier sprach er in Weimar vor, weil ihn daselbst seine in Göttersburg begonnenen Arbeiten interessirten, die in seiner Abwesenheit nach seinen Plänen von Pöpsel, der unter dessen Großherzoglicher Garteninspektor geworden war, in

seinem Sinn und Geist ausgeübt wurden. Auch in Eiteraburg hat Kaiser Alexander das geleitet. Vom Schloß bis zum Mittelpunkt des Alcesterne ließ er gegen hundert Morgen Wald unter seinen Augen zu Wieder alles kranzschneidend, in Gruppen hauen, und erzeugte dadurch bisher ungeahnte poetische Aehnlichkeiten und malerische Landschaftsbilder, die bisher im geheimnißvollen Waldesdunkel verborgen waren.

Er ging von Weimar über Heidelberg, Freiburg, Schaffhausen, Zürich, Chur und den Splügen nach Chiavenna, dann weiter nach den Seen, Mailand, Genua und Turin. Viele der Orte sah er wieder, die er in seinen Jugendtagen zu Fuß bereist hatte. Wie viele herrliche Willen erludte er am Lago Maggiore, am Comerice und in der Umgegend von Genua, wo Myrthen und Lorbeern anstatt der barmhertigen Kiefern grüntem, und alles von einem wahrheitshaften Glanz von Schönheit und Poesie umflossen war! Sich hier irgendwo anzukaufen, hatte er herrlich, bezaubernd gefunden, aber Lucie forderte anstatt dessen, daß er Primis schaffe, so wie er früher Markou geschaffen, und er mochte noch so sehr ihre „Sandpassion“ ihr vorwerfen, noch so sehr klagen, daß er inmitten der barmhertigsten Gegend umherrennend, in den nordlichen Herbst hinein, um nicht die Pflanzenzeit der Brunstigen Anlagen zu veräumen, daß er wie ein Stater dessen Aeren abgelaufen und, nach Hause kommend, daß es ihm erzeuge wie den Romyen in „Robert der Teufel“, die zur bestimmten Stunde wieder in ihr Grab kriechen müßten, nachdem sie eine Weile gelöst und getanzet haben — er that doch zuletzt uns seine gute Stunde wollte, und lebte als treuer Sohn zu seiner Mutter zurück. Die Verleumdung seit und der feinde, eigenthümliche Genuß seines Lebens spiegelt sich recht lebhaft in dem folgenden Brief aus Leipzig, den 29. August 1846: „Cara Schnucka io tanno. Ein Landplattregen hat mich hier überfallen, und droht mi“

vielleicht mehrere Tage zu bleiben, was ich beuge, um
 mein Tagebuch zu schreiben, ehe sich das Versteckene und Er-
 lebte in meinem nicht mehr starken Gedächtniß vermischt, wie
 denn überhaupt es mit mir stark bequanter geht, und ich mich
 eigentlich in diesem meinem einunddritzigsten Jahre noch nie
 ganz wohl, sondern immer id. noch leidenden habe, so daß
 der Geist fortwährend den Körper aufrecht erhalten muß,
 obgleich dieser Geist selbst auch sehr an Mraut und Energie
 nachläßt. C'est bien naturel mon Dieu, et si je ne peux
 pas m'empêcher de déplorer un tel état de décadence,
 je suis pourtant bien loin de m'en plaindre. J'ai tou-
 jours plus en toutes choses que je ne mérite, et qu'en
 probabilité je pouvais raisonnablement espérer. Mais
 quand à la finliche folie je suis toujours le même,
 impressionable et variable dans mes sensations comme
 un chamailéon. Pour le moment vous serez bien éton-
 née d'apprendre chère Sandwurm, que entouré de
 la nature la plus luxuriante et la plus romantique je
 m'en suis tout d'un coup dégoûté, et que je ne rêve
 qu'aux embellissements de Brantz pour lequel endroit
 j'ai eu une idée lumineuse, dont l'exécution pourra en
 effet le rendre non seulement supportable, mais même
 original. Nur eins beklagere ich Dich: widerwärtig mir
 nicht in Anstehen; warum? habe ich Dir hundertmal
 erzählt. Bist Du docile, wie es sich gebührt, so werde ich
 Deine Thorheit mit der meinigen treu unterstützen! geistreich
 das aber nicht, so ziehe ich meine epingle du jeu, et mon
 argent aussi, und lasse Dich faire des choux et des raves
 à ton bon plaisir, sans m'en mêler plus le moins du
 monde. Dixi und nun richte Dich darnach, denn es ist
 mein Ernst. Tout le monde s'émancipe et moi aussi.
 Die teufel hat will es nun auch einmal herrschen, wie Du
 doch ja bist lutz, et comme un oulet surchargé je ne
 veux plus faire un pas que de ma bonne volonté. Qui

Schnucke, vous avez un art diabolique de me faire soumettre mon désir au vôtre, même sans avoir l'air de le positivement exiger, parceque vous avez reconnu de bonne heure, daß ich einä der gutmüthigsten Weiberle unter der Sonne bin. Je resterai gutmüthig si vous êtes demüthig. Schnucke, Du bist eine Egoistin, die noch nie liebt als Egenthum, et puis l'amour est toujours comme cela, ainsi je vous pardonne. aber im Himmel wirst Du einst erfahren, daß meine Liebe für Dich uneigennützig war und ist, als die Demüthe für mich, ich meine in Natur und Weisheit derselben. Aussi, malgré tout mes défauts, j'ai été un Archange pour vous sur la terre, et j'espère que je le resterai. Si je meurs, vous vous passerez de moi, mais tant que je vivrai ça vous sera difficile. Heureusement que sous ce rapport là, vous avez peu à craindre, car tant que j'existerai, je serai toujours, in digne Stosseschnucke, ton fidèle Lou."

In der That gab der fidèle Lou seinen Lieblingswunsch auf, noch Szigeten kennen zu lernen, ging über den Gotthard, und lebte zu seiner „guten Alten“ in die Heimath zurück.

In Hause angelangt, wurde Pädler's gute Laune etwas gestört, weil die Papiere, in denen er nun, seit dem Verkauf von Maslau, sein Vermögen angelegt hatte, bedeutend gefallen waren; ein anderes Leid war für ihn, daß mehrere seiner orientalischen Pferde, die er so zärtlich liebte, und mit denen er so viel Aufsehen erregte, erkrankten und starben.

In Berlin sah Pädler Henriette Sonntag als Gräfin Rossi wieder. Er wohnte einem Konzert in ihrem Hause bei, in welchem sie gemeinsam mit Pauline Viardot-Garcia sang. Die beiden Künstlerinnen erschienen wie zwei rivalisirende Nachtigallen.

Maslau war unterdessen von seinen Käufern für einen hohen Preis an den Prinzen Friedrich der Niederlande

verkauft worden, was Hädler eine Thore erregte, da man eher zu hoffen war, daß die schon Zerstörung erlitten gewohnt und unterhalten werde, da ihr nun größere Mittel zu Gebot standen.

Hädler wandte jetzt Sinn und Gedanken auf Frau u. die „Sandkühler“, wie er sie nannte, und mit dem ersten Beginn der Arbeiten wuchs auch sein Eifer für die Unternehmung, die er sich Tacien zur Liebe zur Aufgabe gemacht. Es war ein seltsames Schauspiel, dieses alte Paar, den einundfünfzigjährigen Hädler, und die siebenzigjährige Thore mit der Herstellung ihres künftigen Wohnhauses, der bis zur Beendigung viele Jahre erforderte, so eifrig und anhaltend beschäftigt zu sehen. Man hätte glauben sollen, sie wären um beinahe dreißig Jahre in die Vergangenheit zurückversetzt, in die Zeit ihres Brautstandes, wo Hädler unermüdet an Muslau arbeitete. Und bei diesem jugendlichen Treiben erschien er — während seine Freunde schnell alterten — auch noch immer stattlich und jugendlich in der Erscheinung; die Zeit schien spurlos an ihm vorübergegangen, und wer ihn erblickte, gab ihm doch wohl vierzig Jahre. Er stand über der Zeit und der persönlichen Befriedigung; weil ihm am meisten am künstlerischen Schaffen gelegen war.

Fünfundvierzigster Abschnitt.

Francy.

Budler hatte sich, bevor er die Anlage von Francy unternahm, mit seinem prüfenden Verstand die Sache vollständig klar gemacht. Er sah auf der einen Seite die Langwierigkeit der tausend Dinge, die dort nöthig herzustellen waren, auf der andern Seite die Gefahr, die in seiner und Luciens Natur darin lag, wieder mit Anlagen anzufangen, und zum zweitenmale das Spiel von Muskau zu beginnen, wobei das aus dem Schiffbruch gerettete Vermögen leicht alles verbraucht werden konnte. Auch die Schwierigkeit, welche die Gegend darbot, zog er in Betracht. Aber diese Schwierigkeit reizte ihn doch zugleich, und Luciens dringendem Verlangen konnte er auf die Dauer nicht widerstehen. Die Arbeit einmal begonnen, entflammte sich seine eigene Verschönerungsleidenschaft, und ein Werk unvollendet zu lassen, widersprach seinem Künstlerethum. Wenn er zuweilen unwillig auf Francy schalt, so war das doch nur wie die Prouillierie mit einer Geliebten, der man in Liebe rathlos wieder abharrt, was man in der Festigkeit ihr Kränkendes geizt. Da konnte er denn wohl heute sagen, Francy sei ihm zuwider und une mer & boire, wo die Tausende umherflügen wie die Schmetterlinge; aber morgen erklärte er, dies Schaffen sei sein bester, nachhaltigster Lebensgenuß, und es sei einmal seine Bestimmung und sein Beruf, aus Wüsten Oasen zu machen. Heute rief er, Francy wurde der Nagel in seinem Sarje, und es

sei eine Skulpturarbeit, und morgen erklärte er, die Ueberzeugung, etwas dem großen Geiste Wohlgefälliges zu thun, entlastige ihn reichlich für schwere und bedeutende Opfer.

Die Ausstrahlungen dieser wechselnden Stimmungen, von denen die eine so wahr wie die andere, mögen durch die folgenden, an Lucie gerichteten Briefstellen aus dem Jahre 1847 in Kürze angedeutet werden.

„Eine schwerere Aufgabe als die hiesige konnte es wohl kaum geben, aber mit Talent, Ausdauer und Geld werden viele sogenannte Unmöglichkeiten überwunden.“ Den 15. Mai heißt es dann weiter:

„Die Pflanzungen gedeihen bei der äußerst günstigen Witterung, bis jetzt über alle Erwartung, sowohl im Garten, als im Walde. Von den großen Bäumen sind bis jetzt alle schon voll Blätter. Es scheint, daß die Natur mir genügen bleibt, wie ehemals, und der Sand mir voll Dankbarkeit entgegenkommt, um seinerseits zu thun, was er kann.“ Und am 1. Juli fügt er hinzu:

„Was daraus wird, nach unserem Tode, ist ja die vollkommene Nebensache. Nichts ist ewig, aber ewig schenken ist göttlich, ob für uns oder Andere, ist gleichgültig, und wer nur für sich wirken will, wirkt gar nichts. Also ehre den Mensch, er ist das Beste an mir, und vielleicht hast Du mich dadurch gefördert, daß Du mir grade das Schwerste, das Undankbarste von neuem aufgegeben, weil es wohl eben das Verdienstlichste sein konnte. Genuß ist eine relative Sache, und in der schwersten Arbeit der endliche Sieg, vielleicht der größte Lohn im Werke. Der aber nur ist bleibend.“ Den 4. September schreibt er resigniert:

„Daß die Bramiger Expedition eine halbe Maseren ist, steht fest, aber man ist einmal zur Nothheit bestimmt, und so ist es am besten, son et falle de bonne grâce zu sein. Zudem Schicksal kann niemand entgehen, *alio vogue la galère*“ — Den 9. Juli mit der Dagegen bemerkt er ganz entnervt.

„Schon in Muskau's trauriger Gegend machte ich nur Anlagen aus halber Verzweiflung, in Branz mit ganzer, und dies um so mehr, da Du selbst doch auch unmöglich eine wahre Befriedigung dabei finden kannst.“ Aber wenige Tage später schreibt er wieder heiterer:

„Es wird alles werden mit der Zeit, doch etwas Geduld ist nothig pour accomplir la dernière folie de deux vieillards, de la folle dominante et du fou débonnaire. Schnucke, c'est comme ça — mais cela ne m'empêche pas d'y trouver du plaisir, car je suis philosophe, et pourron con s'agite on vit — n'est-ce pas à-peu-près la même chose que ce soit à droite ou à gauche, au pays enchanté des mille et une nuits ou au désert? In zwanzig Jahren ist doch alles aus, im fünfzigsten Raß, et alors encore dans une nouvelle existence les folies ne manquerons pas plus qu'ici. Or, vogue la galère et tout est pour le mieux.“

Brantz ist durch Püdlers so weltberühmt geworden, daß hier gesagt sein möge, was es ursprünglich war, so wie auch vorgehend, was es unter Püdlers bildenden Händen geworden.

In Muskau hatte Püdlers wenigstens die Reife, einige Flügel und uralte Waldungen als Material gefunden, in Brantz war nichts, nichts von allem diesen vorhanden, und er mußte wie ein Gott eine Welt aus nichts erschaffen. Es darf nicht vergessen werden, daß Püdlers oft dankbar erwähnt, daß der Erste, der ihn zu seinen Paradiesöpfungen angeregt, und in seiner Liebe zur Natur bekräftigt habe, Goethe gewesen sei, der einzige Kenner Proben davon gesehen, und sich darüber geäußert hatte. Goethe mag die leuchtende Begabung in Püdlers früh erkannt haben, denn er sagte ihm: „Verfolgen Sie die Richtung, Sie scheinen Talent dafür zu haben; die Natur ist das dankbarste, wenn auch unergründlichste Studium, denn sie macht den Menschen glücklich, der es sein will.“

Interessant ist es, was Gottfried Semper, der geistreiche Architekt mit der originellen Künstlerseele, für einen Eindruck empfing, als er von Budler zu Rathe gezogen, Brangy betrachtete, als es noch in seinem Urbestande war. Pädler schreibt den 1. April 1847: „Semper ist heute angekommen, und glaubte in den April geschickt zu sein, als er Brangy sah, das ihm zu horribel in seiner Umgebung vorkam, um irgend etwas darauf zu verwenden. Ich bedeutete ihm aber, es koste schon 20,000 Thaler, und werde sehr schön werden, und er that wenigstens so, als wenn er es glaubte, meinte aber doch, er habe sich was anderes ausgedacht. Das Schloß indeß gefällt ihm, und er bedauert nur, daß es hier stehe. Nur die Dachgalerie und Dekoration der Feueressien hat er guten Rath gegeben.“ Semper entwarf auch eine schöne Zeichnung für das Gewächshaus, und gab sonst noch manche werthvolle Anweisung.

Die Besingung von Brangy ist kaum ein Zehntheil so groß als Muslau, wo allein 120,000 Morgen Wald sind. In Brangy wirkte Pädler wie ein nicht unbebringender — sondern wohlthuernder, sanfter Orkan, er ließ Seen ausgraben, und nach seiner genauen Angabe und vorgeschriebenen Form, Hügel aufwerfen und bilden. Da sehr wenige große Bäume da waren, so ließ er deren wenigstens acht Meilen weit in der Runde mit großen Kosten ausgraben, und in Brangy anpflanzen. Einen ganzen Wald hat er auf diese Art in Verregung gesetzt und eine Baumeinwanderung veranlaßt, die ein größeres Wunder ist, als wenn das Wunder von Vietnam's Wald in Macbeth sich nicht nur bausäblich, sondern der Wahrheit nach, ganz erfüllt hatte. Im letzten Vierteljahr des Jahres 1847 allein ließ Budler über hundert solcher großen Bäume kommen, und das war nur der Anfang! Die jungen Bäume, die er pflanzte, sind nicht zu zählen. Mit Recht sagt Varnhagen über Brangy. „Die Schöpferkraft, der Geist und Geschmack des Fürsten zeigten sich in allem, in Großem und

kleinem. Aus einer Sandwüste ist unter seinen Händen ein Paradies geworden. Große Bäume, die er vorfand, hat trefflich benutzt, andere von weit her kommen lassen und eingepflanzt, Millionen von Schoßlingen eingesetzt; Seen und Kanäle hat er ausgegraben, die Erde zu Fingerringen aufgehäuft, Wald- und Wiesenlande trefflich gemischt. Der ganze Boden ist von der nahen Spree unterirdisch getränkt; daher trotz des Sandes fruchtbar; das Wasser in Seen und Kanälen steigt und fällt mit dem der Spree. Was der Kunst in den Wassern geleistet, ist nicht weniger wunderbar, als was er zu Land hervorgebracht. „Erdbändiger“ nannte Malaksha mit Recht. Er hat hier mehr gethan, als in Muskau, wo er eine Landschaft vorfand, hier mußte er sie ganz neu schaffen.“

Dabei wußte Pädler einer jeden seiner Schöpfungen einen anderen Charakter, eine besondere Eigenthümlichkeit zu geben, und so war Prang keineswegs eine Wiederholung von Muskau. Wo das Gebiet des Fürsten begann, hatte die Sandwüste auf, und man war plötzlich von der bezauberndsten, anmuthigsten, lieblichsten Landschaft umgeben, die so natürlich ausfiel, als wenn nicht ein Mensch, sondern die Natur selbst sie gepflanzt hatte; erfrischende Schatten breiteten sich über die Wege aus. Pädler hatte einen Theil des Dorfes verlegt, alles mit Grün bedeckt, Boulevards und Räder im Park gezogen, der etwa 800 Morgen betrug, zuletzt wurde der Besitz bis auf etwa 2000 Morgen ausgedehnt, während 800 Morgen der Landwirthschaft gehörten. Rings um das edle, in einfachem Style erbaute Schloß ließ Pädler eine breite Terrasse anlegen, die er mit den schönsten Blumen feenhaft schmückte; die äußere Einfassung bildeten feurige rothe Geranien, die sich wie ein leuchtender Klammerkranz um das goldene Gitter des Geländers legten, und eine Fülle von Reseda fundte seine balsamischen Düfte in die Schlossfenster. Von der Terrasse weiter ruhte sich der Blick wohlthuend aus

auf den smaragdgrünen Rasenflächen und grasigen Gehäusen, die sich rings ausbreiteten. Dem Schlosse gegenüber errichtete er eine geschmackvolle Pergola, in deren schattigen Gängen Medallons nach Thorwaldsen angebracht, und Abgüsse griechischer Statuen aufgestellt wurden. Alle Nebengebäude, die zugleich zum Nutzen dienten, und hin und wieder zwischen dem Garten hervorragten, dienten nur dazu, die Landschaft zu verschönern, die im Hintergrunde von einer malerischen Gruppe hoher italienischer Pappeeln abgeschlossen wurde. War dies die Aussicht von der Ostseite, so war die Aussicht von der entgegengesetzten, von der Westseite des Schlosses, beinahe noch schöner. Da sieht man auf einem Fels, aus dem eine Schale- und Blumeninsel sich erhebt, in deren Mitte eine eiserne Statue der Schutzgöttin steht, die eben aus dem Wasser aufzustiegen scheint. Ueberall schongeformte Bäume, deren Blätterreichtum bis auf die Erde reicht, reizende Fernsicht mit dichtem Gebüsch abwechselnd, ganz hinten der Kirchturm von Nettuno, und als später das Schloß von Nettuno abbrannte, benutzte Pächter auch dies, und der Furchblick auf die Ruine trug nun mit zum Reiz der landwirthschaftlichen Wirkung bei. Die ganze Gegend macht den beruhigendsten, friedlichsten, harmonischsten Eindruck. Die Luft ist sanft und einnehmend, und so gewürzt mit Blumen-, Feld- und Wälderdüften, daß jeder Athemzug zum Vergnügen wird. Eine Bronzestatue des Fürsten von Hardenberg unter hohen grünen Eichen, die goldene Statue von Henriette Sonntag unter einer Rosenlaube sind geschmackvoll angebracht.

Das Denkmal eines treuen Hundes, mit der Inschrift: „Hier ruht die treueste Seele, welche ich auf Erden gefunden habe“, und eine Tafel zum Andenken an seine arabische Stute mit den Worten: „Hier ruht Adschameh, meine vortreffliche arabische Stute, brav, schön und klug“, gab manchem Frommen zum Aergerniß Anlaß, so wie es auch die Pfaffen verdroß, daß die Parkbesitzer den Vers Luther's:

„Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebtag“

als Aufschrift trug.

Besonders seltsam und phantastisch, wunderbar und bedauernd, nimmt sich die sechszig Fuß hohe Erdpfyramide aus, die Bädler errichten ließ: sie umfaßt einen Morgen Landes, eine Treppe führt zu ihrem Gipfel. Rings um sie her lagte Bädler einen See an, der mit den übrigen Wasserbeden und Kanälen, in die auch die Spree, vom Spreewalde her ihre Gewässer mischen sollte, in Verbindung gesetzt wurde. Im Gegensatz zu diesen Vertiefungen erheben sich malerische Hügelreihen, zu denen jene den Stoff hergegeben. Ein Maler, der aus dem Orient zurückkehrte, und Bramp besuchte, glaubte, als er die Pyramide erblickte, sich voll Entzücken nach Aegypten hinversetzt, und meinte, in den sich am Horizont abzeichnenden Dächern und Thürmen von Kottbus, 'Naro wiederzusehen'. In der That verliert man in Bramp den sonstigen Maßstab der Dinge; alles ist anders, als an anderen Orten, phantastisch, überraischend, mehrdeutigkeit.

Nach die innere Einrichtung des Schlosses war wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht. Den Glanz und Reichtum, mit dem Bädler es ausstattete, mag man auch an anderen Orten finden, aber die Hauptsache dabei war, daß es seinem unübertrefflichen Geschmade gelang, durch die Schönheit der Anordnung den äußeren Aufwand so zu veredeln, daß man die Pracht über die Schönheit stets vergessen mußte. Die türkischen Teppiche, die mittelalterlichen bunten Glasfenster, die Reihe der Ahnenbilder, die magischen Lampen und strahlenden Kronleuchter, die Waffen und Paläste, die Seltenheiten und Kunstwerke aus allen Welttheilen, die Bädler hier vereinigte, sie bildeten ein harmonisches Ganzes, welches den Blick nie verwirrte, sondern immer anzog und beruhigte. Und aus jedem Fenster zeigte sich eine andere Landschaft.

eine jede so anziehend und schön, wie wenn sie Claude Lorrain gemalt hätte!

„Ich gehe in meine Bergfabrik,“ pflegte Pädler zu sagen, wenn er seine Erdbarbeiten leitete. Und wirklich schuf er die Berge wie ein Bildbauer, nach der Form, die er angab, da, wo früher eine eintönige Ebene war. Es genügte ihm nicht einmal die Tage zu diesen Arbeiten, und noch im Mondlicht sah man ihn zuweilen in seiner türkischen Kleidung in den Gängen des Parks einherwandeln, um einem ihm folgenden Wärtner mit dem Fächer, den er in der Hand zu tragen pflegte, auf Blumen und Straucher deutend, Anweisungen zu geben. Zuweilen begleitete ihn auch der Zwerg Billy. Wer ihm begegnete, empfing einen so seltsamen, phantastischen Eindruck, daß er sich wie in ein romantisches Zaubermaheden von Dief oder Brentano versetzt fühlte, und glauben konnte, den Zauberer Merlin gesehen zu haben, und daß alles Wunderbare, was er so eben erblickt, nur ein Traumbild sei, das plötzlich in der Nacht wieder verschwinden könne.

War die Verschönerung von Brank eine gemalte Laune des Autors? Nein, sie war weit mehr, sie war eines Poeten lieblicher Traum, der zur Wirklichkeit geworden, sie ist eine schöne, großartige Dichtung, mit smaragdnen Lettern in den Sand der Lausitz geschrieben! Sie war zugleich ein Werk der Pietät für seine Lucie um der Liebe willen, und die Erfüllung einer Pflicht, die er sich auferlegt hatte in dem Wirkungskreise, der ihm als der nächste zugewiesen war, den Zeitgenossen ein nützliches und erfreuendes Denkmal seiner vollen Thätigkeit zu überliefern.

Sechsendvierzigster Abschnitt.

1447 Louis Budler Tod der Verliebten. Arbeiten in Brannz. Das Jahr 1448, und Budler's Fielung den Ereignissen acarnüder ein Volkstuch in Brannz. Tod des Fürstin Adelheid von Carolath Wien. Die österreichische Aristokratie. Graf Zander. Fürstin Julie von Wallenberg. Mathem. Salibusq. Vertheilungen. Fichtl Der Dichter Gedicht. Die Erbkönigin Sophie. Der Kaiser von Oesterreich. Abwechselnder Aufenthalt in Brannz, Treoden und Verona. Raube und seine Frau. Der falkische Hof. Die Prinzessin Amalie von Sachsen. Aeronen Bayer. Friedepole Hüttelstet für Lüne. Besuch in Palomirca beim Grafen Max von Sendenitz. Budler's Mutter. Tod von Budler's Mutter. Begräbnisstätte in der Pyramide zu Brannz. Der Berliner Hof. Die Prinzessin von Treppen. Der von Prokeisch und seine Frau. Die Herzogin von Sarnen. Der Kiemersee. Gallenorden. Apollonius von Maltitz.

Im Jahr 1447 hatte Budler den Kummer, daß sein Neffe, Louis Budler, der Sohn seiner Schwester, die an den Grafen Friedrich Pädler vermählt war, in frühreifer Jugendblüthe starb. An diesem Neffen, der ihm an Schönheit der äußeren Erscheinung einigermaßen gleich, hatte Budler von früh an einen besondern Antheil genommen, sorgte wahrlich väterlich für seine Erziehung und Ausbildung, und ging mit dem Gedanken um, ihn zu seinem Erben einzufügen. Auch die Fürstin liebte diesen jungen Mann mit wahrhafter Zärtlichkeit; schon als Knabe wurde er der kleine Lou genannt. Er war gutmüthig und heiter, und sein Verstand hatte die Grazie der Jugend. So hatte er in sorglosem Jugendalter, um das Leben in vollen Zügen genossen, geliebt von Allen, die ihn kannten, durch seine große Lebenswürdigkeit.

Auch die von Büdler so sehr geliebte junge Frau, deren früher erwähnt worden, sank in ein frühzeitiges Grab, zu Büdler's trübstem Leidwesen, der ihr Andenken sein ganzes Leben treu im Herzen bewahrte.

Die Arbeiten von Prampy vor allem nahmen ihn nun in Anspruch, nur zuweilen von Arbeiten auf dem Balstberg und Besuchen in Weimar unterbrochen. Auch ging Büdler Anfang 1848 von Weimar nach Jena, wo er in der geistigen Anregung mit den dortigen Professoren sich von der Unbequemlichkeit des Hoflebens erholte.

Die Berliner Märzrevolution erlebte Büdler in Berlin. Die Stürme des Jahres 1848 hatten in persönlicher Beziehung manches Schmerzhafte für ihn, da er mit dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen in so naher Beziehung stand. Er ließ einige Aufsätze zu Gunsten des Prinzen in den Zeitungen abdrucken; es war dies bei ihm eine Art von Rittersdienst aus Anhänglichkeit. Im Ganzen ist Büdler aber hoch anzurechnen, daß er, der sich nie und nirgends überhaßte, und sich mit bewundernswerther Unparteilichkeit beurtheilte, sehr gut wachte, daß die Politik nicht sein Gebiet sei, und er sich bei allen aufgeregten Leidenschaftlichkeiten, die um ihn brauseten, von allem politischen Handeln fernhielt. Man wollte ihn in die Frankfurter Nationalversammlung wählen, aber er verhinderte es. Wieviel Andere hätten besser gethan, seinem Beispiel zu folgen! Wenn man denkt, wie viele Unfähige sich beeifert in die politische Bahn stürzen, und wie viel Unheil sie anrichten, so muß man Büdler doppelt rühmen. In der Bewegung von 1848 hatte er auch schwerlich die für ihn geeignete Thätigkeit finden können; seiner Geburt, seiner Stellung, seinen persönlichen Beziehungen, nach gehörte er der Aristokratie an, aber er war doch viel zu klug und einsichtig, um sich blindlings zum Schutzmann der Reaction zu machen. Auf der anderen Seite war er zwar religiös ganz freisinnig, aber politisch doch nicht so weit, um ganz

mit der Demokratie zu gehen; er hatte sich also jener schwachen Mittelmäßigkeit der Mittelpartheien anschließen müssen, die bei allen ernstlichen Krisen von den beiden Extremen wie von zwei Radschaltern gemaßnet wird, dazu war er zu genial. Da das Persönliche ihn stets noch mehr als das Allgemeine interessirte, so ergab er sich in der Politik hin und wieder seiner Heldenverehrung, seiner leidenschaftlichen Bewunderung des Erfolges, die oft so weit ging, daß sie sein Rechtsgesühl verdunkelte. Bei alledem muß als eine Art Edelmann in ihm anerkannt werden, daß er zu den Wenigen gehörte, die den gestürzten Großen nicht den Rücken wandten, und so wie er den Prinzen von Preußen zu vertheidigen suchte, so schrieb er an den Fürsten von Metternich, der ihm als ein kluger Staatsmann stets imponirt hatte, und mit dem er persönlich in freundschaftlichem Vernehmen gestanden, einen antheilvollen Brief, als dieser in London sich als Flüchtling aufhielt.

Im Juni 1848 finden wir in Pader's Tagebuch die folgende bezeichnende Stelle: „Die Monate April und Mai habe ich in Brannib. zugebracht, ganz allein, und trotzdem, daß ich durch die Ereignisse schon mein halbes Vermögen verloren habe, und der Himmel allein weiß, ob der Zeit nicht ebenfalls nachgeht, meine Anlagen mit allem Eifer fortgesetzt. Es ist schon wahr, daß ich nur künstlerisch schaffend in meinem wahren Elemente bin. Dies ist mein mir von der höheren Macht über uns bestimmter Beruf, wie ich immer mehr einsehe. Meine Haupteigenschaft ist der Fleiß, der in allem das möglichst Vollkommenste zu erreichen sucht, und es zu finden versteht. Nur gehören freilich hierzu immer bedeutende Mittel, die nur im Großen und Tausende eintreten den Mäkten, nur entweder ein sehr kolossaler Reichthum, oder eine St. Simonistische Staatsverfassung gewähren konnten, wo Jedem gegeben werden soll, was zu allen gemeinnützigen Thaten irgend erforderlich sein kann. — nach meiner Ansicht die erhabenste Idee, weil dadurch allein Gütte und Staat

mit der Natur in Einklang zu bringen wäre, das Angelorene überall seine freie Entfaltung durch sichere äußere Unterstützung fände. Jeder in Wahrheit der Schmiege seines eigenen Glückes werden könnte, was, so lange die Privatfamilie, Ehe und Vererbung im jetzigen Sinn die Grundpfeiler der Gesellschaft bleiben, unmöglich ist. Einen wirklichen Fortschritt der Menschheit kann ich mir nur auf diesem Wege denken. Bis dahin laufen wir immer nur im Kreise, im cercle vicieux herum.“

Auf an Lucie schrieb Pückler aus Paris: „Ehe alles fertig ist, wird es noch 3000 Thaler kosten, wohl in der jetzigen Zeit ein schlimmer Punkt, aber nicht zu umgehen, wenn man nicht hier mit 40,000 Thalern nur ein Chaos hervorgebracht haben wollte. Der Himmel wird schon weiter helfen, wie er früher bei noch trostloser aussehenden Tagen geholfen hat. Etwas Leichtsinns aus gutem Vertrauen zu seinem Stern ist nicht so übel im Leben, und kommt meist weiter, als zu große Knechtslichkeit. Ich bin verlobt mit allem Weichleben, et vogue la galee tant qu'elle existe. Si elle fait naufrage, on meurt avec elle.“

Auf etwas später schrieb er: „Es ist eine große Last, Sklaverei und Ausgabe, die ich mir mit Paris aufgebunden, aber es ist auch ein Band, das manchen Genuß herbeiführt, und dem Leben einen gewissen Halt giebt. Ohne Sorge, ohne Mühe, ohne Opfer hat man wenig auf der Welt, und hatte man's, so qualte einen wieder die Vangeweile und der Erken, der nie aus Glend und Mangel, sondern immer nur aus unthätigem Genußleben hervorgeht.“

Um sich zu zerstreuen, verließ Pückler seine Einsamkeit, und machte Ausflüge nach Hamburg, nach Potsdam, wo er den preussischen Hof sah, und den König sehr munter und guter Laune fand, nach Berlin, Köln und Frankfurt. Von dort wanderte er zu Fuß durch den Speßart nach Rißlingen, und war so entzückt von der schönen Natur, daß ihm vor

Freude darüber die Thränen in die Augen traten. So war er auch 1848 mehr der Natur als der Politik zugewandt. In Wien langte er gerade während der Septembertage an, und gelangte nur mit Mühe in die Stadt. Nach einigen Seufzern, daß er das alte harte Leben der Wiener Aristokratie bei der politischen Spannung nicht mehr verkünde, amüsierte er sich jedoch ganz gut, kaufte Rosen für Kranz, besah Gärten und Schlösser, und die Theater; in der Leopoldstadt sah er ein Lustspiel: „Die Revolution in Rohrwinkel“, in welchem der Komiker Nestrov den Häschen von Metternich na hahnte.

Wieder in Kranz angelangt, feierte Padler seinen Geburtsstag dadurch, daß er seinen Bauern und Arbeitern ein großes Fest gab, das mit Ball und Abendessen von 5 Uhr Abends bis 3 Uhr früh dauerte. Er hatte dazu ein großes Gebäude, den Jagdhof, zu Eß- und Tanzsalen eingerichtet, alle Räume darin weissen lassen und mit Lampengurten geschmackvoll verziert. Auch der Platz vor dem Jagdhof war hell erleuchtet. Dieses Volksfest bestand aus mehr als hundert Personen, und der dreundlichzighährige Gastgeber hatte die herzlichste Freude an dem Jubel und der Archaisie die rings um ihn herrschten, ja, er selbst tanzte drei Polonaisen mit durch den ganzen Pleasureground, bei kistern Starwind und hellem Mondschein, und als alles an der Tafel sah, trank er die Gesundheit seiner Gäste, und ließ zweihundert Cigarren unter sie vertheilen, sie dann verlassend, damit sie sich ungestört ihrer Festerkeit hingeben konnten. „Diese Leute scheinen allem noch wahrhaft vergnügungsfähig zu sein,“ schrieb Padler in sein Tagebuch, „und durch welche geringe Mittel! Man muß es gesehen haben, um es zu glauben, daß Bier, Schupfenbraten, Krautsalat und Kuchen nebst einem Tanz auf Regelleiten eine solche innige Glückseligkeit vieler Stunden hervorbringen können. Was hat

wohl da der stets überdrüssige Reiche vor dem Armen voraus.“

Lucie hatte nach der Berliner Revolution vorgezogen, ihren Aufenthalt von dort nach Dresden zu verlegen, wo Budler sie von Kronitz aus öfter besuchte. Im Mai 1849 eilte er dahin wegen des am 29. April erfolgten Todes der Ärtlin Adelheid von Carolath, die im Wahnsinn starb, zum großen Kummer von Lucie, welche ihre Tochter tief beweinte. Barchusen, der sie als eine Freundin von Rachel schätzte, schrieb über ihr Dahinscheiden in sein Tagebuch den 4. Mai 1849:

„In Dresden starb am 29. April, in Folge einer Lungenlähmung, die Ärtlin Adelheid von Carolath, geborene Reichszahin von Pappenheim, eine Freundin Rahels, von ausgezeichneten und trotz mancher bedauerlichen Bemerkung edlen Eigenschaften. Daß ihre Mutter, die Ärtlin von Budler, sie überleben mußte“ — (Sie starb in völligem Wahnsinn!)“

Budler schrieb unter das Portrait der Ärtlin von Carolath, das er in seinen handschriftlichen Erinnerungsbildern bewahrte, im Jahre 1826:

„Die geistreiche Tochter einer vortrefflichen Mutter, die uns zu Geschwistern gemacht hat, übrigens die lebenswürdigste Dame des Berliner Hofes, *ce qu'il, je l'avoue, n'est pas beaucoup dire, et pas autant qu'elle mérité.* Der berühmten schonen Hand hat der Jeschner keine Gerechtigkeit widerfahren lassen, das Auge der geschlossenen Tochterin aber besser wiedergegeben.“

Budler's Liebe und Herzlichkeit war Unrein, der alten Frau, die selbst die Last der Jahre und manche Leiden zu tragen hatte, in ihrer Erschütterung der beste Trost, die wohlthätigste Freude. Doch dies Zusammensein wurde bald gestört, denn die Revolution, welche die Ärtlin in Berlin gesehen hatte, diese neue Zeit, die sie so wenig verstand, und die ihr so

antichristlich war, holte sie auch in Dresden ein, und die dortigen Maitage setzten sie in Angst und Schrecken.

Als es dort wieder ruhig geworden war, reiste Pückler nach Wien, wo er sich wieder mit der österreichischen Aristokratie vortrefflich amüßte. Er erregte Aufsehen, als er mit dem bekannten Grafen Sándor, dem Schwiegersohn des Fürsten von Metternich, im Prater erschien, in des ersteren Wagen, der mit vier kleinen allerliebsten ungarischen Schwestern fuhr, die er wie toll umherreizen ließ. Zufällig vernahm Pückler, daß die Gräfin Julie von Wallenberg in Wien sei, und ging sie zu besuchen. Ein Wiedersehen nach vierzig Jahren! – Die üppige, schöne Frau, die ihn in Neapel so entzückt hatte, war natürlich unterdessen zur alten Matrone geworden. Der Eindruck war für ihn ein vernichtender.

Pückler brachte Lucien nach Gastein, und schwebte dann im Salzkammergut umher, um, trotz Wramny, sich nach jener „Cottage“ umzusehen, dessen Suchen in den schönsten Gegenden ihm vielleicht noch angenehmer war, als das Finden gewesen wäre. Salzburg, Berchtesgaden und Fichtel gezeiten ihm besonders. Am letzterem Orte begegnete er seinem Freunde, dem Dichter Jodlitz, der in Alt-Ruffee eine Villa besitzt. Als er mit diesem spazieren ging, trafen beide, die Erzherzogin Sophie, die sogleich Pückler wieder erkannte und sich mit ihm unterhielt. Daran knüpfte sich, daß als der Kaiser von Oesterreich auf zwei Tage dort eintraf, um, von seiner ganzen Familie umgeben, seinen Namenstag zu feiern, Pückler auch dessen Bekanntheit machte.

Das Jahr 1850 reiste er abwechselnd zwischen Wramny, Berlin und Dresden hin und her. Für Lucie empfand er, je älter sie wurde, und je gebeugter sie war durch den Verlust ihrer dahingeschiedenen Lieben, um so mehr die liebevolle Hürlichkeit und Fürsorge eines Sohnes, welcher manches Opfer zu bringen er für seine Pflicht anjah. Im Januar fuhr er bei einer schneidenden Kälte von mehr als 21 Grad

Peasmar, sie in Dresden zu besuchen. Dort sah er auch Loube und seine Frau mit Vergnügen wieder, die von Leipzig herübergekommen waren. Auch am Dresdner Hofe erschienen Bäckler, doch die Unbequemlichkeit der Etiquette wurde ihm immer lästiger, und er schonte sich stets bald wieder in seine Einsiedeln von Prank. Die Prinzessin Amalie von Sachsen interessirte ihn als Schriftstellerin, Ardulem Baher, deren Bekanntschaft er in einem Saloniert machte, wo sie deklamirte, als begabte Künstlerin. Dann ging er weiter zu seinem Stiefbruder, dem Grafen Max von Seydewitz. Unterwegs schrieb er an Lucie aus Herzberg, den 18. Januar 1850. „Unterwegs war es mir sehr wehmüthig zu Muthe, weil ich Dich nicht recht wohl verließ, und indem ich mit der Plantage dem Gedanken nachhing, was aus mir werden würde, wenn ich das Unglück hatte Dich zu verlieren drangen mir recht schwere Thranen aus den Augen. Si vous aviez vu cela, je crois que ça aurait rafraichi votre coeur.“ In der That beklagten dergleichen Pictesdewerte Lucie so sehr, daß sie sich wieder wie fünfzehn Jahre fühlte.

Nicht minder herzlich schrieb er an Lucie aus Berlin, den 23. April 1850. „Daß Du aber immer noch aler eber zunehmende als vorübergehende Schwache klagst, ließ mich zu keiner ganzen Veruhigung kommen, obgleich ich immer hoffe, daß meine liebe Alte die Sache auch ein wenig durch die schwarze Brille auflekt, und mir dadurch mehr Angst macht, als Gott gebe, nothig — denn, meine Schnude — sie sei gar oder Stragbeere — gar nicht mehr zu haben, zu wissen, daß sie unwiederbringlich von der Welt geschieden sei, ist ein Gedanke, der auch weit mehr entsekt, als der an meinen eigenen Tod. Es scheint mir Deine Exstenz (wenn auch oft in Melancholies Kasten) zur meinigen so nothig, wie die Luft zum Athmen, also quale mich nicht ohne Noth, wenn ich abwesend von Dir bin.“

Auf dem Gute des Grafen von Zenderg, Butsberg, traf Padler mit seiner Mutter zusammen. Die Ahtzigjährige hatte sich wunderbar erhalten; ihr Gesicht war noch immer schön, und ihre Haare dunkel wie die einer jungen Frau. Auch in ihren Bewegungen war sie noch von jagenstarker Lebhaftigkeit. Ihr Wesen war, wie Padler fand, spärlicher und scharfer geworden, nur für ihren Lieblingssohn war sie zeigte sie eine wahre Anbetung. Doch wollte auch Padler sie lieber zu stimmen, und die einstige Lustigkeit wieder ihr anzuregen, in der sie stets grazios erschien.

Padler dachte nicht, daß dies das letztemal gewesen, da er seine Mutter gesehen. Aber bald darauf, Anfang Mai, erhielt er in Dresden die Nachricht ihres beinahe plötzlich eintretenden Todes, die ihn, obgleich seine Mutter nie wahrhaft herzlich gegen ihn gewesen, doch sehr betraf, und er ist stimmte. Er fühlte sich zugleich dadurch seinem eigenen Tode näher. Sie war ruhig und wohl bis zuletzt, und starb nach nur faufstündiger Krankheit an einem Nervenzug.

Es war in diesem Jahre, daß Padler die Arbeiten der bereits erwähnten Pyramide begann, die er zu seiner und Luciens Begrabnisstätte bestimmte. Die Ausgrabung des Sees lieferte die Erde zum Tumulus. Die Mauer wurde aus Sandsteinquadern gemacht, gerade groß genug für große Särge, die nach ihrer Aufstellung hermetisch mit Cement verschlossen werden sollten, ohne Thüre und Eingang, wie unter dem Tumulus, so daß sie ohne schwierige und kostspielige Nachgrabung jeder ungekehrten Störung unzugänglich, und von einem Denkmal gedeckt wurden, das Tausenden trotzen vermöchte. Den sinnigen Spruch des Horaz:

„Grabes sind die Vergisphen einer fernern schönen Welt“

bestimmte er als Aufschrift für die Pyramide. Zugleich als

mit ernstern Vorstellungen heitre Gedanken verbindend, wollte er auch den Spruch auf ihr anbringen:

„Allons
chez

Pluton plutôt plus tard.“

In Berlin befriedigte Büdler das Hofleben nicht mehr als in Dresden. Von der Prinzessin von Preußen bemerkte er, daß sie sehr freundlich gegen ihn sei, daß sich aber in der Politik ihre Wege trennten. Mit Protesch und seiner Frau, mit der Herzogin von Sagan hatte er angenehmen Verkehr. Nach Weimar machte er einen Ausflug, um sich für den ihm verliehenen Falkenorden zu bedanken. „Ce n'est pas grande chose,“ schrieb er an Lucie darüber, „aber immer ein Spielzeug mehr, und die herzliche Art der Verleihung verpflichtet mich zu wahren, aufrichtigen Dank.“

Gern suchte er auch jedesmal Apollonius von Maltitz in Weimar auf. „Maltitz ist immer der Alte,“ sagte er, „Dichter aus Natur, Diplomat aus Schicksal, eine edle, liebenswerthe Seele, geistreich und kindlich zugleich.“

Siebenundvierzigster Abschnitt.

Gartendienst und Hofdienst. Minister Montenucci. General Wrangel. Herr von Bismarck-Schenhausen. Ein hannoverscher Orden. London. Die Weltausstellung. Lüdler wird für seinen Sohn gehalten. Neue Annäherung zwischen Püdler und Lucie. Brüssel. König Leopold der Belgier. Hannover. Tod des Königs Ernst August von Hannover. Anstrengungen des Hoflebens. Weimar. Der Gartner Leopold zu einem Heberbedelung nach Braunschweig. Mahnung an den Tod. Juchlaum des Großherzogs von Weimar. Die Prinzessin von Preußen. Die Prinzessin Louise von Baden. Die Großherzoginnen Stephanie und Sophie von Baden. Die Fürstin von Lippe. Die Königin von Holland. Die Gräfin von Nassau. Die Herzogin von Orleans. Die Großfürstin Olga. Kronprinzessin von Württemberg. Verheiratung in Koblenz. Paris. Kaiser Napoleon und Kaiserin Eugénie. Die Tuilerien. Hofgesellschaft. Auszeichnungen. Die Kaiserliche Akademie. Die Großherzogin Stephanie. Der alte Jérôme. Die Prinzen Mathilde. Die Prinzessin Murat. Grafen Lannes de la Motte. Camarine. Luciens Tod. Alexander von Humboldt. Heinrich von

Auch das Jahr 1851 brachte Püdler im Gartendienst und im Hofdienst zu. Auf der einen Seite Braunschweig und Wabersberg, auf der anderen Berlin und Weimar, und noch dazu Hannover, wo er, wie er selbst sagte, die Hofkammer machte, ein Amt, was er doch stets bald müde wurde und die Befriedigung der Eitelkeit sich theuer erkauft hatte, denn es kam ihn doch oft hart an, bei strenger Winter Gala von Berlin die Eisenbahnfahrt nach Potsdam zu machen bei einer Parade stundenlang in gedrehter Uniform zu halten, oder in dichter Menschenmenge stehend, die Hitze zu ertragen, und in der Kirche langweilige Predigten anzuhören, die sein Ende nehmen wollten, und dergleichen mehr.

das bei sich wiederholenden Grippezuständen, und einigen Beschwerden des Alters! Dafür wurde ihm freilich manches freundliche Wort der Herrschaften, und Minister und Hofleute zugehen, sich ihm beiseit um die Wette. Er kam zu Mantuffel, dessen ungeheure Mittelmäßigkeit er allerdings vollkommen erkannte, er empfing die süßlichsten Schmeicheleien des alten Generals Wrangel, und machte auch die Bekanntschaft des Fürsten von Bismarck, der damals Herr von Bismarck-Schönhausen, der erste Redner der äußersten Rechten, und ein lieber Sohn der schwarzen Kreuzzeitung war.

In Hannover wurden Pädler auch große Ehren erwiesen, und er heßte dort auf ein neues „Spielzeug“; aber ach! das Spielzeug, welches ihm der König Ernst August verlieh, war nicht so groß, als er gewünscht, und seinen Verdruß darüber schüttete er im Vertrauen gegen seine Lucie aus, in einem Brief aus Hannover, den 1. September 1851, der lautet wie folgt: „Liebste Mama, was ich besorgte, ist nun allerdings geschehen. Un petit malheur, wo ich jedoch Gott bitte, daß mich nie ein Schlimmeres treffe. Der König hat mir durchaus, weil ich nur Generalmajor sei, nur den Stern mit Schwertern zur zweiten Klasse seines Ordens geben wollen, den er mir nun gestern zugesandt. J'ai jeté les hauts cris comme de raison. Je m'en suis plaint amèrement à Mad. de Grote et la petite Paula, et en remerciant le Roi, je lui ai dit „Ich sage Ew. Majestät meinen unterthänigsten Dank für die mir erwiesene Gnade, und bitte Ew. Majestät zugleich überzeugt zu sein, daß auch die letzte Klasse Ihres Ordens, als Zeichen Ihrer Guld, den gleichen Werth für mich gehabt haben würde.“ Seine Majestät comprit fort bien ce que je voulais dire, ainsi que toute la cour, et en me repondant. „Wat, gut,“ il s'en pressa de me quitter. Je crains bien que le temps de ma faveur est passé maintenant; cela ne battra plus que d'une aile.“

Doch war Budler schnell getrübtet, und berichtete ihnen den 3. September 1851 weiter: „Der Romzug fährt fort ganz gnädig zu sein, ungeachtet der passagieren Wolle, et à ce qu'il paraît l'époque ne sera pas très éloignée, où on me contentera tout à fait. Au reste, cela m'est égal maintenant. Comme objet de toilette c'est même plus avantageux, car le crachat aux deux épees est presque le même, et j'avais déjà un cordon bleu par dessus l'habit, mais point en sautois au col. Ainsi bien considéré, tout est pour le mieux.“

Um sich von dem Zwang der Hofe zu erholen, reiste Budler im Oktober 1851 nach London, die dortige Weltausstellung in Augenschein zu nehmen. Die neuen Eindrücke erfrischten ihn so sehr, daß er wieder wie ein junger Mann sich nach allen Seiten umthat, zuerst nach so langer Zeit sich wieder an den Merkwürdigkeiten Londons erfreute, und dann auch wieder in der Gesellschaft verkehrte. Wie jung er noch immer ansah, das möge hier durch ein Beispiel bewiesen werden. Bei einem großen Diner bei der Herzogin von Somerset sah er an der Tafel neben der hübschen Lady Seymour, und erkannte sie während des Gesprächs als die schöne Miss Sheridan, Schwester der Mrs. Norton, die er als siebzehnjähriges Mädchen vor fünfundzwanzig Jahren in London gekannt hatte, indem sie ihm erzählte, daß sie seinen Vater vor langer Zeit hier oft gesehen. Sie hielt Budler also jetzt für seinen Sohn, und das unbewusste Compliment ergoßte ihn nicht wenig.

An Lucie richtete er wieder sein ganzes Reisevergnügen, so daß die alte Freundin in der Ferne an allem theilnehmen konnte, was er erlebte. Sie waren nun ganz wieder Philommon und Paucis.

Er hatte in Dresden, nachdem wieder einige kleine Streitigkeiten zwischen ihnen vorgefallen, sich mit Lucie ver-

traulich ausgeprochen, in einer Weise, die seinem Herzen wohlthat, und die Annäherung zwischen beiden auf das schönste wieder herstellte, die seit dem Verkauf von Muskau etwas gelitten hatte. Wir finden darüber in Püdlers Tagebuch vom 15. August 1851: „Eine mir wohlthuenende Expiration mit der Mama, die so lieblich in ihren weißen Haaren. Krankheit seit mehreren Tagen, aber le coeur content.“

Und den 17. August heißt es weiter: „Ueber diese merkwürdige und heilige Kräfte des 15. vielfach nachgedacht. Hier muß ich eine äußere Einwirkung einer guten Nacht erkennen, welche eine garstige Rinde, die sich um mein Herz gelagert, wie durch eine Art Wunder ohne irgend einen sichtlichen Grund so wohlthätig geschmolzen hat, und nicht nur mich, sondern auch die andere Seele gänzlich im Guten geändert hat, wo dieselbe bössliche Verhärtung sich anzusetzen begonnen hatte. Dies ist Gnade, ich kann es auch in der rationalistischen Ansicht nicht anders ansehen, denn weder in mir noch in ihr war der Grund dazu vorhanden, wenn auch die Empfanglichkeit noch da war, die Unterstützung einer höheren Hand zu empfangen und zu segnen. Gott erhalte mir die wohlthätigen inneren Folgen dieses Tages, dies ist mein inniges Gebet.“

Und dieses herzliche Einbernehmen erwies sich von Dauer.

„Meine Herzensschnurde,“ schrieb Püdler an Lucie aus Hannover den 21. September 1851, „ich habe nur an Dich gedacht während der ganzen Reise. So alt wir sind, bleiben wir doch nur wahre Kinder, die zuerst sich küssen und lieben, dann miteinander spielen, erst scherzen, dann sich streiten, dann sich die Puppen an den Kopf werfen, dann sich wieder weinend und liebend versöhnen, und von Neue zerknirscht sind. Voilà notre histoire, qui se renouvelle toujours. Adonne, Pulverfaß und Hermann von Anna.“

Und aus London schrieb ihr Püdler in heitrem Humor den 21. October 1851: „Ich gratulire Dir zu meinem mor-

genden Geburtstag, wo es Gott gefiel Jemanden allein f. Dich zu schaffen, und zu diesem Zweck mit allen Tugenden eines Erzengels auszustatten.“ — Und weiter sagte er hin: „Eben kommt Dein Brief vom 23. als Geburtstagsgrüße: la veille du grand jour, où j'accomplis ma 66^{me} année! un âge que je n'ai guères cru pouvoir atteindre, et encore passablement bien portant. J'en rends grâce du fond de mon coeur au Dieu inconnu qui dirige mes destins avec tant de clémence peu mérité sans doute, mais enfin je suis ce que j'ai été fait — on ne m'y a pas consulté. C'est un grand mystère que votre existence, et le mieux est de la mettre à profit autant qu'on peut, sans se rompre la tête pour l'approfondir.“

Um seinen Geburtstag in der freien Natur zu feiern, wollte Püdler an diesem Tage nach der berühmten Tubularbrücke reisen, auf die er sich sehr freute, aber ein heftiges Unwohlsein hinderte ihn an der Ausföhrung, und kaum wieder hergestellt, verließ er, Lustveränderung suchend, England. Auf der Durchreise in Vessell, hatte er eine lange Audienz auf Schloß Vaelen bei dem Könige Leopold der Belgier, wo von beiden Seiten man sich in graziösen Komplimenten überbot.

In Hannover langte Püdler grade in derselben Stunde an, wo der König Ernst August mit Tode abging, und hielt es nun für schicklich dort den Trauerfeierlichkeiten mit beizuwohnen. Dazu gehörte denn auch mitten im Felde im Schanze an der Eisenbahn zu stehen, um von 11 Uhr Morgens bis halb 11 Uhr zu warten, bis der König Friedrich Wilhelm der Vierte mit allen seinen Brüdern von Berlin entrol, was freilich mit einem Handedruck von Seiten aller Herrschaften belohnt wurde. Demnache noch harter kam es Püdler an, darauf im Schloß „eine Stunde banale Warteverammlung“ auszubalten, und dann einen Marich von tausend Schritten nach dem Mausoleum im Garten zu machen, und

auf dem kalten Marmor mit nassen Füßen stehend lange verschiedene Gebete, und eine deutsche und eine englische Predigt geduldig anzuhören. Da fand er denn doch die Anstrengungen seiner Orientreise weit belohnender und amüsanter. Aber dem Hofsdiens! sollte einmal genug gethan werden!

Weit mehr Freude hatte Pückler in Weimar, wo er im Dezember eintraf, wieder als Hartner zu wirken, und wo sein begabter Schüler Beyold vortreflich in seine Ideen eingegangen war. „Hinsichtlich der Anlagen,“ schrieb Pückler an Lucie, aus Weimar den 18. Dezember 1851, „hat Beyold meine ihm hier gegebenen Ideen im Park und in Treffurth ganz meisterhaft ausgeführt, und aus dem geschlagenen Holz (XXX) Thaler gelöst. Trotzdem sieht man jetzt mehr Räume als vorher, nebst weiten, früher unbekannten Mänsflächen. Je n'aurais pu faire mieux, et j'en si bien n'ême, je crois. — Der Besuch und die Revision dieser Anlagen nehmen nebst dem Hase meine ganze Zeit hinweg.“

Im Sommer 1852 war endlich in Wramby alles so weit gediehen, daß Pückler Lucien vorschlagen konnte, aus Dresden zu ihm herüberzukommen, sein Werk zu sehen, und sich dort einzurichten. In Wramby einzuziehen war für sie der größte Lebensstolz, die größte Lebensfreude. Er pflanzte ein S von blühenden Rosen, damit seine gute Schminke aus ihren Fenstern ihren Namenszug erblickte. Die Briefe, welche die beiden geschiedenen Gatten in jener Zeit wechselten, gleichen weit mehr Liebesbriefen, als die aus ihrer Brautzeit, denn während sie sich die Leiden des Alters klagten, druckten sie jugendlich warme Gefühle aus, und jugendliche Unruhe und Leidenschaft in der Ungebild, mit der sie gegenseitig ihre Briefe erwarteten, und sich heftige Vorwürfe machten, wenn dieselben einen Tag länger wie gewöhnlich ausblieben. Lucie nannte sich oft eine Jeremia, eine Mumie, einen Schatten, eine Sage nur noch, und bot ihren Lou mit ihr Geduld zu

haben, alle Freude komme ihr einzig von ihm, den sie an-
 bete. Er trug sie auf den Händen so viel er vermochte. „O
 You, mich erhebt doch ein Gefühl,“ schrieb ihm Lucie aus
 Brannß den 6. September 1852 nach Berlin, „und ich darf
 mir sagen: nicht habe ich umsonst gelebt: ich war seine
 Freundin, seine treueste Freundin auf Erden. — Adieu.
 You, mein Sohn, mein Leben! O leite mich sanft zu Grabe.
 Da will ich ruhen, und die Seele wird von Deiner Erin-
 nerung erfüllt, zum neuen, geistigen, heiligen Vereine Dich
 erwarten. Dann wollen wir uns freuen — daß der Ab-
 schied von hier überstanden — und ich einen You, dieser
 eine Schande gefunden.“

Eine ernste Mahnung an den Tod fiel in jene Zeit,
 denn Lucie wurde im September 1852 vom Schlage be-
 troffen, doch erholte sie sich langsam wieder von diesem
 Anfall.

Im Jahre 1853 machte Budler seine gewöhnlichen Aus-
 flüge an die ihm befreundeten Höfe, und durfte sich rühmen
 das „enfant gâté des Princesses“ zu sein. In Weimar
 machte er das Regierungsjubiläum des Großherzogs mit, in
 Baden-Baden verkehrte er mit der Prinzessin von Preußen,
 die, wie er sagte, fast ein Ideal für ihn sei, mit der Prinzessin
 Louise von Baden, die er als „ein liebliches Kind an der eben
 überschrittenen Gränze der Jungfrau“ bezeichnete, mit der Groß-
 herzogin Stephanie, deren Liebenswürdigkeit ihn ganz erwar-
 mte, und mit der Großherzogin Sophie, die er eine sehr liebe,
 anspruchslose, etwas timide, aber gefühlvolle Frau nannte.
 Auf der Reise begegnete er der Fürstin von Viegny; ferner
 sah er in Koblenz die Königin von Holland, die Tochter des
 Königs von Württemberg; er beschreibt sie als: „eine noch
 hübsche, interessante Frau, mit einem sehr anziehenden Zug
 von Weiblichkeit, mit einem Ausfluß vonummer,“ und die
 Gräfin von Nassau, Witwe des alten Königs von Holland.
 schildert er als „eine Dame von viel Verstand, und großen

Manieren“ In Eisenach lernte Püdler die Herzogin von Orleans kennen; er schrieb über sie in sein Tagebuch: „Erlizige Frau, doch in ihrer etwas kümmerliten Erscheinung unter meiner Erwartung, eben so die beiden Prinzen wie die Hofdamen“ Weit bedeutender fand er die Großherzogin Eliza, die Kronprinzessin von Württemberg — die jetzige Königin — die er in Weimar sah; er schreibt über sie: „schöne, grandioſe, schon repräsentirende Frau, dem Kaiser, ihrem Vater, sehr ähnlich.“ Und noch viele, viele andere Fürsten und Fürstinnen waren hier zu nennen, mit denen er verkehrte.

Nachdem Püdler das Weihnachtsfest in Koblenz am Hofe der Prinzessin von Preußen zugebracht, begab er sich Anfang des Jahres 1854 nach Paris, um auch den Hof des Kaisers Napoleon zu besuchen. Geblendet von den Erfolgen dieses Mannes überließ Püdler sich der zugelloſesten, blindesten Bewunderung für ihn. Er fand die bereitſte Aufnahme, die ihm schmeichelte. Pracht, Luxus, Vergnügungen unterhielten ihn einmal wieder eine zeitlang wie ein junges Mädchen, das zuerst in die Welt tritt. Visiten, Soireen, Diners, Paraden, Feste jagten sich, und ließen ihm keinen freien Augenblick. Er war am Hofe, im Faubourg St. Germain, und in den Finanzkreisen gesucht —, von allen Seiten wurden außer dem Fürsten auch dem Schriftsteller Volgespräche gehalten, was ihn besonders freute. Die Tuilleries fand er prächtiger als jemals; der kaiserlichen Küche ertheilte er — und einen größeren Sachverständigen als ihn konnte es auf diesem Gebiete nicht geben — das Zeugniß, daß sie die beste sei, seit der Küche von Ludwig dem Achtzehnten beim Duc d'Orléans. Die Großherzogin Stephanie, die er in Paris wiederſah, empfing ihn auf das Herzlichste. Der Kaiser und die Kaiserin luden ihn zu ihren Hoffesten ein, wo alles von Diamanten strahlte. Der Kaiser unterhielt sich stets lange mit ihm, mit der Kaiserin hatte er immer ausſührliche Geſpräche. Auf einem Kostumball, den die Kaiserin gab, erschien Püdler

als schwarzer Spanier gekleidet, als Huldigung für Napol. Eugenie. An einem Abend, den er mit seiner Familie in den Tuilerien zu brachte, wurde er gebeten sein Gartenwerk vorzulegen, aus dem Napoleon sich mehreres abzeichnete. Auch fuhr ihn der Kaiser mehrere Stunden lang spazieren um ihm die Umgegend von Paris zu zeigen. Der alte Jérôme, die Prinzessin Mathilde, die Prinzessin Murat, Alle bewiesen ihm Aufmerksamkeit. Mit der schönen und lebenswürdigen Gräfin Storchani Tacher de la Pagerie schloß Büdler eine besondere Freundschaft, und fuhrte von da an einen Briefwechsel mit ihr, in welchem die beiderseitige Feiur des französischen Kaiserthums ihren feurigen Ausdruck fand. Auch den Dichter Lamartine lernte Büdler kennen, den er weit einfacher und lebenswürdiger fand, als er erwartet hatte, und der gleichfalls dem Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen“ viel Schmeichelhaftes sagte.

Ein trauriges Ereigniß folgte diesen Freudentagen. Der 8. Mai 1851 begraubte Büdler seine Lucie. Die Ärtin verstarb auf dem Schlosse zu Brany, inmitten der Schossung Büdler's, welche eben in vollen Frühlingsblüthe prangte. Nach den langen Leiden, die sie erduldet, war Lucie die Ruhe zu gönnen; auch hatte sie das Alter von 78 Jahren erreicht. Sie wurde ihrem Wunsche gemäß zwischen grünen Gebüsch auf dem Kirchhofe bei Brany beerdigt, und ein einfaches Kreuz auf ihrem Grabhügel errichtet, dem Büdler die Inschrift gab: „Ich denke Deiner in Liebe.“ Er bewahrte ihr Andenken mit treuer Pietät. Den Zwerg Willu, dessen sich die Ärtin so liebevoll und fürsorglich angenommen, nahm er nun in seine eigenen Dienste als Sekretair.

Lucie war es ein Trost, da ihr Muskau einmal genommen war, in Brany zu sterben. „Dich in Ruhe, in Befriedigung dort zu hinterlassen,“ hatte sie schon früher an Büdler geschrieben, „wenn meine Seele schreiet, von dem was mir irdisch am Theuersten gewesen, dieses wird eine Wohlthat sein, die ich annehme. — Und glaube, wie ich

glaube, der Weist Deiner treuesten, liebendsten Freundin, der wird Dich umschweben, immer — und gern mit Dir da weilen, wo Du in Wohlwollen und Güte ihrer gedachtest, und für sie gewirkst.“ Als zuletzt sprach sie es begeistert aus, wie innig dankbar sie Pädler sei, für alle die Liebe und Güte, die er ihr erwiesen. In ihrem Nachlaß fand sich die Feder, mit der sie ihre Scheidungsakte, die sie von Pädler trennte, unterzeichnet hatte. Sie machte die Aufschrift „Dieses ist die Feder, mit der ich die schmerzliche Einzelscheide zu meiner Ehescheidung von meinem über alles geliebten You unterzeichnete.“ Auch die getrockneten Blumen hatte sie bewahrt, die Pädler ihr aus dem Orient geschickt; auf die einen hatte er geschrieben: „Afrikanische Waldblumen für die gute Schande gepflückt von ihrem treuen You,“ und auf andere hatte Lucie selbst die Aufschrift gemacht: „An den Wern des Styr gepflückt, und mir zugesandt von dem, den ich hienieden werde auch jenseits der Wellen, die das Leben hier und das Leben dort bespülen.“

Au einem Rosenzweig hatte Pädler die Verse geschrieben:

„Beim holden Schein der zarten Frühlingssonne,
Bei Ungetwitter, Sturm und Trang.
Bei Frohsinn, Glück, und jeder Lebenswonne,
Bei Noth und Kummer jahrelang
Bleibt seiner Schande treu der Lou,
Bis Gott ihm schließt die Augen zu.“

Den Verlust von Pausan konnte Lucie nie ganz verschmerzen. Sie sah darin ein Band zwischen ihr und Pädler, das sie fest verknüpfte. „Ein Band hatte uns aufgenommen,“ sagte sie darüber, „der Jahre viele hindurch. Es umarmten sich in der Tiefe unsere Wurzeln, wie unsere Zweige in der Höhe.“

Die edle Aushim wurde von Welen getrauert, besonders auch von Alexander von Humboldt und von Heinrich Lauter und seiner Witten. Humboldt und Lucie waren seit dem Jahre 1793 mit einander bekannt, in den Jugendjahren voll

Heiterkeit und Froh'inn miteinander verkehrend, an die sie sich beide gern erinnerten. Humboldt wählte sich damals le *curieux de la nature* zu nennen. Kurz vor ihrem Tode schrieb Lucie noch über ihn und jene frohe Zeit: „Puisse le sort me laisser rencontrer tant de gaieté dans l'autre monde, et tant de distinction“ Humboldt bewahrte ihr eine große Verehrung, und Laube schrieb über sie in dem schon früher erwähnten Püdlers gewidmeten Nachruf: „Sie war alter als er und eine vortreffliche Dame. Geleitet mit allen schönen Eigenschaften großen Adels, mit großem Sinn und großer Milde, und ausgerüstet mit dem edlen Verufe zum Reuenen. Veruf ist die angeborene Aehnlichkeit in's Werk zu setzen; edler Veruf ist der hinzutretende Trieb: Gutes und Schönes in's Werk zu setzen. Die Tochter Hardenberg's hat diesen edlen Veruf einer jetzt schwindenden Adelsmacht in allen Tagen ihres Lebens ausgeübt, auch in den Tagen ökonomischer Bedrängniß. Es war ihr eine Lebens-tendenz: förderfam zu wirken auch über den Kreis der nahe-liegenden persönlichen Interessen hinaus, dem Ganzen und Großen förderfam zu wirken.“

Die meisten dieser Volsprüche sind verdient, aber wenn Laube von Milde spricht, so müssen wir doch bemerken, daß es nur eine Milde der äußeren Form sein konnte, denn wahre Milde des Charakters fehlte Lucien bei sonst vielen guten und schätzbaren Eigenschaften.

Achtundvierzigster Abschnitt.

Wurtemberg. Die Königin von Holland Koblenz. Zurückgekehrte
München. Nachen. Entfieder in Brany. Erden Verhomerung
von Brany Weise Naare. Co que femme vent. Tod Barnhagen's.
Beisitz. Liebesverhältnisse. Unbekannte Damen. Damen der
Geschichte. Prophecieung des Grafen von St. Hermann. Altbab
Baden-Baden. Metronie Paupter. Wranz Ida von Seydewitz.
Schweiz. Venediz. Wien. Graf Heinrich von Fudler und seine
liebensorwürdige Frau. Krönungsfeier in Romasberg. Wieder ein
Erden. Marienluz. Donus Zweite Lranda in Brany. Be-
suche des Königs, der Königin, des Großherzogs von Weimar, der
Prinzessin Karl, des Prinzen Friedrich Karl. Mucku. Gerlicher
Empfang daiselbit. Prinz Friedrich der Niederlande. Noch ein Erden.
Inangunien. Wanderschnuck. Vergag. Koblenz. Neuenahr Sturi
mit dem Pferde. Wackel und Talent im Fellen. Hopen. München.
Frankfurt. Stuttgart. Der Krieg von 1486. Der einundachtzig-
jährige Krieg. Der Jamie Fudler durch Jugend und Alter ver-
reuten. Tapferer und heereicher Anagn des Grafen Heinrich von
Fudler. Fudler's Kummer nicht bei der Schlacht von Neuzagray
gewesen zu sein. Noch zwei Erden. Der Canqua in Berlin. Ein-
samter Gehirzotaa im Walde in der Fuderhütte. Einamkeit in
Brany

Den Sommer 1854 verlebte Fudler in Wurtemberg,
wo er die Königin von Holland öfter wiederjah, und ihr
sehr angethan wurde, und dann reiste er zwei Monate lang
in der Schweiz umher, wie ein fahrender Ritter, meist zu
Pferde, über Berg und Thal, von einem See zum anderen,
und neue Lebensfreude kam in sein Herz im Verkehr mit der
freien Natur. Da zu Hause seine Schande nicht mehr seiner
wärtete, so war er, die Pflanzzeit ausgenommen, sehr viel

von Brang abwesend. Seinen Geburtstag feierte die Prinzessin von Preußen in Koblenz; in Mainz sah er wieder die Großherzogin Stephanie. Und dann wieder, des Hoffierens satt, zog er sich in eine romantische Einsamkeit zurück; so hielt er sich im Sommer 1855 zwei Monate lang in einer kleinen Bergstadt des Harthgebirges bei Spenner versteckt auf, ohne daß ihn irgend Jemand dort kannte. Dann ging er nach München, das er seit seinen Jugendtagen nicht wieder gesehen hatte, nach Aachen u. s. w.

Erst nach zweijähriger Abwesenheit lebte Pader im Herbst 1855 nach Brang zurück, und war nun wieder so eifrig der Einsiedler, wie er eben noch der Weltmann gewesen, sagte mit König Salomo, daß alles in der Welt eitel sei, ruhete sich aus in ästhetischem Komford, und erfreute sich an der weiteren Ausbildung seiner Anlagen. Alles sei elend und schwach in der Welt, erklärte er, außer die Kunst und die Poesie, das heißt die Schöpfungen in der Welt der Phantasie, die, wie er zu vermuthen begänne, die wahre sei. Er nannte sich mit Recht eine einsame Natur, eine Art Diogenes, nur besser gewaschen als dieser, und ein Bischen Märysk dazu. „Si j'ai quelque chose du diable“, schrieb er an die Gräfin Waxe von Trialla, die Tochter Wittnens, „c'est cela. Je suis seul. Aussi je m'occupe avec plus d'intérêt de moi, que de tous les autres, et à quelques exceptions près, j'ai une indifférence atroce pour les hommes.“

Er verließ nun ein Jahr lang sein Schloß nicht mehr mit einziger Ausnahme einer achttägigen Reise nach Potsdam, um dem König für die endliche Verleihung des großen römischen Adlersordens zu danken, und einer achttägigen Studentenreise die er ohne Diener, bloß von seinem Hund begleitet, machte. Während er als leidenschaftlicher Gärtnerkultivateur, begann der Kaiser von Brang sich immer mehr und mehr zu verdrängen, und von allen Seiten wallfahrteten die Leute dorthin, da er das Publikum stets seinen Park menschenfreundlich geöffnet hielt. Ma-

seine Freundin Frau von Scripsine schrieb er über Pranz den 20. Juli 1856:

„Es befriedigt wirklich meinen angeborenen Kunst Sinn und meine poetische Richtung nach dem Ideal in allen Dingen, aus einer Wüste ohne Baume, ohne Wasser, ohne Hügel, eine so herrliche Natur hervorgerufen zu haben, die jetzt mit Seen, Wald und von Fuzzketten eingefassten Wiesen prangt, von hundertten alter Baume belebt, das Schloß mit englisch gehaltenen Blumenarten rings umgeben ist, wo vor zehn Jahren nur eine trostlose Landschaft à perte de vue nach allen Seiten hin sich ausdehnte. Nur die, welche es früher gekannt, sieht es einer Zauberer ähnlich, und beweist, was man mit viel Geld, noch mehr Ausdauer und einigem Talent fast Wunderbares hervorbringen kann. — Ich hatte freilich in schönerer Gegend eine ganze Herrschaft mit der Umgebung einer viel großartigen Natur, für noch weniger Geld laufen können, als mir die hiesige gewaltige Schöpfung gekostet, aber ich bereue es nicht. Ich war hier ganz eigentlich der Wohltäter einer armen, bedürftigen Natur und Gegend, während dort ich nur mit ihr in Reichtum geschwelgt hatte. Verdienst und Erfolg waren hier größer, und dann ist Pranz ein altes Stammgut und Majorat der Familie, ich aber habe noch viel Sinn für alte Familien und alten Besitz. Um aber doch hier auch ein Umcum zu stiften, was im übrigen Europa kaum mehr zu finden sein mochte, bin ich auf die Idee gekommen (schrieb ich Dir nicht schon davon?), zu meinem Grabfägel einen antiken Tumulus zu errichten — eine viereckige Pyramide aus Erde aufgeführt von 120 Fuß Basis und 60 Fuß Höhe, allerdings ein schönes Unternehmen, was aber nun glücklich vollendet ist, und da ein solcher Tumulus, deren in Sardis, der Hauptstadt des alten Krosus, mehrere hundert als Grabmäler der Könige und Prinzen noch unversehrt seit länger als 2000 Jahren stehen, eben so unvergänglich ist, als ein naturwüchsiger Berg, so wird dies

Werkmal, wahrscheinlich alle Monumente jeyziger Herrscher überdauern, wie die sieben Weltwunder alle verschwunden sind, und die Tumult von Sordis gleich den Pyramiden Agypciens noch jugendlich ihre Haupter erheben."

Als Einsiedler von Vronch machte es sich Padler nun auch endlich bequem, und horte auf, sich die Haare zu färben, was er seit seiner Rückkehr aus dem Orient wieder regelmäßig gethan hatte. Wie oft hatte er geklagt, daß dies ein schwarzer Faden sei, der sich durch sein Leben ziehe! Und nicht bloß Entsetzen hatte ihn dazu bewogen! Ce que femme veut hatte auch hier seinen Einfluß ausgeübt. Lucie war es gewesen, die durchaus darauf bestand, er müsse fortfahren sich zu färben, und seine Versuche, sich von dem lästigen Zwang zu emanzipiren, waren stets an ihrer liebevollen Herrschsucht ge scheitert. Er stellte ihr vor, durch das Färben verberge er ja doch sein Alter nicht, sondern zeige nur den Wank, es zu verstellen, auch seien die Erfahrungen, denen er sich dabei immer aussetzen müsse, seiner Gesundheit schädlich — es half nichts, Lucie wollte ihn durchaus nur mit schwarzen Haaren sehen! Im Jahre 1852, wo er also bereits siebenundachtzig Jahre alt war, schrieb er an Lucie:

„Es wäre doch fast lächerlich, mich aus einer Cuckent, deren Erfolg immer zweifelhafter wird, am Ende um's Leben zu bringen, abgerechnet, daß nur diese bei den Varten alle zehn Tage wiederkehrende, höchst penible Operation ordentlich das Leben verleidet. — Au fond, c'est une duperie, qui ne trompe que celui qui l'exécute. Wenn ich mich also entschliesse zum Weiß, so store mich nicht in der Uetung; meiner Vernunft und der Sorge meiner Gesundheit. Ich habe ich auch immer hübscher in den weißen als Uonden Haaren gefunden, und das Alter können wir beide doch nicht mehr ablaugnen". Auch diese einsichtigen Worte verhallten an Luciens Eigensinn.

So unbedeutend diese Sache ist, so verdient sie doch als ein psychologischer Zug hier angeführt zu werden, da sie zeigt, daß Puckler nicht aus Gefälligkeit, sondern nur aus gutmüthiger Nachgiebigkeit gegen seine Freundin, das Haarfärben in seinem Alter fortsetzte.

Nachdem Puckler so viele derjenigen, die ihm theuer waren, verloren, traf ihn den 10. Oktober 1858 auch sehr schmerzlich das plötzliche Dahinscheiden Barnhagen's, der ihn nur wenige Monate vorher in Braunschweig besuchte, und den er in Berlin wenige Tage vor seinem Tode noch frisch und kräftig verlassen hatte. Es wurde leer um ihn, und er empfand es oft schmerzlich, denn er hatte beständig das Verlangen sich anzuschließen.

Er widmete sich nun einem außerordentlich lebhaften Briefwechsel, besonders mit Damen, der ihm gewissermaßen die Einsamkeit ersetzen mußte, und in dem er Geist, Laune, Witz und Grazie freien Lauf ließ. Liebesverhältnisse hatte er im Alter so viele, wie in der Jugend, und wurde oft getäuscht und betrogen, trotz aller seiner Menschenkenntniß, von solchen Abenteuerinnen, Glücksspielerinnen, Intrigantinnen und Spekulantinnen hohen und niederen Standes. Wie Manche wollte sich durch List und Lüge zur Äntzin Puckler machen: Wenn man Puckler in seinen letzten Jahren zuweilen Mißtrauen vorgeworfen hat, so mag man bedenken, daß er so oft zu viel vertraut, zu viel des Guten und Edlen vorausgesetzt hatte, daß es nur natürlich und unvermeidlich war, wenn er nun in das Gegentheil verfiel, und dann auch vielleicht gerade am unrechten Orte.

Die Damen, die er kannte, genügten aber Puckler noch lange nicht für seine Liebesverhältnisse; er stand auch im Briefwechsel mit einer Reihe von Unbekannten, die durch seine Einbildungskraft veredelt, ihm doppelt reizend und verführerisch erschienen. Doch selbst das war ihm nicht genug: seine Phantasie ging zuweilen zurück in vergangene Jahr-

hundert, und er setzte sich in einen geistigen Rapport mit den Verstorbenen, mit den Frauen, die bereits der Geschichte angehört, und er konnte sich zum Beispiel lange und angenehm damit beschäftigen, ob ihm die Günst der Frau von Ramtenout oder die der Frau von Sévigné mehr zugelegt haben würde, bei welchem sonderbaren Anlaß er zugleich eine sehr geistreiche Vergleichung der Geistesart dieser beiden Frauen anstellte. Er hoffte immer noch wie in seiner Jugend, der See Morgana zu begegnen; die fand er nicht. Tagegen erschien er oft selbst wie der Zauberer Merlin.

Mit den weißen Haaren geziel er nicht milder als mit den schwarzen, und seine Schönheit zusammen mit der Macht und Frische seines Geistes und Gemüths wirkten immer noch so stark, daß er auch ächter und wahrer Jüngling begegnete, neben den oben erwähnten Täuschungen. Es bestätigte sich die Prophezeiung des Grafen von St. Germain, der einst zu dem sechsjährigen Knaben gesagt hatte: „*Tu vivras longtemps, mon petit, et tu resteras jeune jusqu'à la mort.*“

Es kann keinen Mann auf der Welt geben, dem die Frauen mehr gehuldigt, um den sie sich mehr bemüht hatten, als um Pudler. Wenn die Wände des Schlosses von Brampt reden könnten, welche seltsame Geheimnisse würden sie enthüllen! Wenn er eine Schöngalerie angelegt hätte, wie König Ludwig von Baiern, sie würde nicht nur diese, sondern auch Don Juan's „Tausend und Drei“, deren Bildnisse Leporello vorzeigt, bei weitem übertreffen haben. Dies genüge hier, denn die „*Mystères de Branitz*“ können in dieser Biographie keinen Platz finden.

Vielen seiner Freundinnen und Korrespondentinnen gab Pudler phantastische Namen, und man fühlt sich in der That oft wie in ein barockes Märchen versetzt, wenn man alle diese fleurs animées ihn umkreisen und umtanzen sieht. Da gab es eine Satanelle, eine Gefate, eine Folia, einen Bacchus, ein Bonnet-rouge, eine Eidechse, eine Farsse, eine Lady

Tartar, u. s. w. und dazwischen lief das Corps der Pagen, der Slavinnen, ja sogar der Gamas hin und wieder. Sabbath und Aecnmährchen ließen sich hier oft ab.

Wir fassen die letzten Lebensjahre Pädler's kurzer zusammen, da sie sich in dem bereits angedeuteten Kreise weiterbewegten. Im Jahre 1860 reiste er in Begleitung seiner Nichte, Gräfin Ida von Seydewitz, nach Wildbad, um die Kur dort zu brauchen, und dann nach Baden-Baden. An beiden Orten traf er wieder mit unzähligen gekronten Häuptern zusammen. Dann brachte er seine Nichte in eine Pension in der Schweiz, und nachdem ihre Erziehung vollendet, behielt er sie längere Zeit zur Gesellschaft bei sich. Später verschaffte er ihr die Stelle als Hofdame bei der Prinzessin Friedrich Karl, und verheirathete sie dann mit dem Grafen von Meiß-Tuchow.

Die ältere Schwester der Gräfin Ida, Gräfin Josephine von Seydewitz, Hofdame der Prinzessin Karl, sah Pädler auch viel bei sich in Wranitz.

Im Jahre 1861 reiste Pädler wieder nach der Schweiz, und ging mit seiner Nichte Ida nach Venedig und Wien. Im Herbst nach Wranitz zurückgekehrt, hatte er dort den Besuch seines Aiderlomsnachfolgers, seines jungen Vetzers, Graf Heinrich von Pädler, dem Sohne des Grafen Sylvius von Pädler, der ihm seine liebenswürdige junge Frau vorstellte, deren Amuth, Ausbildung und Verstand auf Pädler einen sehr angenehmen Eindruck machte. Im October reiste er zur Krönungsfeier des Prinzen von Preußen, der unterdessen als König Wilhelm der Erste den preussischen Thron bestiegen hatte, nach Königsberg. Bei diesem Anlaß erhielt er auch endlich den Titel Durchlaucht offiziell bestätigt, den man ihm in der Welt zwar allgemein beigelegt hatte, aber zu seinem großen Verdruß unter König Friedrich Wilhelm dem Vierten, von dessen Ministerium ihm und allen Fürsten preussischer Ernennung abgesprochen wurde. Und weil endlich, wenn

man nur warten kann, alles kommt, was man sich früher gewünscht, so erhielt auch Püdler zugleich den neuen Orden der preussischen Krone erster Klasse; es war dies der siebente Stern, den er empfing, und der auf seiner Brust keinen Platz mehr hatte. Er selbst gestand, daß der neue Orden, selbst zur Toilette, für die heutzutage Orden nur noch Wichtigkeit hatten, zu viel für seinen Galarock sei, und fügte in seinem Tagebuch die Bemerkung hinzu: „Wie manches giebt's dieser Art, was einen in der Jugend entzückt, und im Alter als unnütz und zum Theil lächerlich, beinahe verdrückt.“

Nachdem Püdler die Krönungsfeier in Mainz und Aachen genossen, schonte er einen Grippeanfall vor, um die Feierlichkeiten in Berlin nicht auch mitmachen zu dürfen, und machte anstatt dessen lieber einen Ausflug nach Marienburg und Danzig.

Dann hatte er wieder in Braunschweig die Beiriedigung des Schaffens. Außer der ersten Pyramide legte er noch eine zweite mit Stufen daneben an, die 1862 fertig wurde. Er empfing den Besuch des Königs und der Königin in Braunschweig, sowie den des Großherzogs von Weimar, die alle seine Schöpfung bewunderten. Mehrmals erfreute ihn die wohlwollende, ihm stets gutig gesinnte Prinzessin Karl durch ihre Gegenwart, sowie ihr Sohn der Prinz Friedrich Karl.

Im Januar 1863 ging Püdler incognito, von dem Herzog Balthasar begleitet, nach Moskau, weil in ihm der Wunsch aufgestiegen war, zu sehen, wie sich dort seine Anlagen entfalteten. Doch wurde er bald im Jagdschloß vom Kaiser erkannt, und viele Beweise alter Liebe und Anhänglichkeit wurden ihm zu Theil. Die Einwohner der Stadt empfingen ihn glänzend, mit Schützenaufzügen, Illumination und andern feierlichen Ausstellungen. Diese uneigennütige Verehrung nach achtzehnjähriger Abwesenheit war ihm wohlthuerender, als wenn er noch der Kaiser gewesen wäre. Auch in ihm wirkte alle alte Liebe für Moskau lebhaft auf, und er war unendlich

ertrat, daß der gegenwärtige Eigenthümer, der Prinz Friedrich der Niederlande, mit größeren Mitteln versehen, als sie ihm jemals zu Gebote gestanden, die Pläne unter Pöpsel's geschickter Hand vollends zu verwirklichen suchte, die Püdler bereits sehr weit ausgeführt hatte. Nachdem der Prinz von seinem Erscheinen vernommen, ließ er ihn nun dringend nach Muskau zum Besuch einladen, und Püdler folgte der Einladung, wenn auch nur auf zwei Tage; man überschüttete ihn mit Artigkeiten und Ehrenbezeugungen. „Muskau mußte ich von neuem“, schrieb er darüber in sein Tagebuch, „in seiner Pracht und Schönheit der allerdings von mir selbst geschaffenen Natur bewundern, die freilich Zeit gekostet hat, sich in länger als sechzig Jahren auszubilden, in dieser Zeit aber ein Ganzes geworden, das ich selbst nie vorher geahnt. Auch erweckt es in hohem Grade den Neid und die Eifersucht aller Berliner Wärtner. Ich wünschte mein kleines Braup, wo in zwölf Jahren Zeit nur geradezu alles aus Nichts geschaffen werden müßte, hätte auch schon dies respectable Alter, und ich konnte es so sehen. Denn als ich in Muskau arbeitete, sah ich nur immer was fehlte — jetzt erst genieße ich es“

Um den Satz zu beweisen, daß man, was man in der Jugend gewünscht, im Alter die Fülle habe, möge auch hier erwähnt werden, daß Püdler im Jahre 1865 der zweithöchste Orden Preussens, das bei der Krönung in Königsberg geschaffene goldene Großkreuz des rothen Adlerordens verliehen wurde. „Wer weiß, ob ich noch lange leben werde,“ rief er aus, „um dieses letzte Spielzeug noch einmal im Dienst der Eitelkeit benutzen zu können, die leider auch bei mir ausstirbt. Kinder bleiben allerdings auch die Alten bis an's Lebensende, aber doch nur als Schattenkarikaturen der Jungen, widerwärtig statt hinreichend, ernste Narren, statt naiver Narrchen.“

Nachdem Püdler wieder eine Zeit lang gepflanzt, fühlte er im Sommer 1865 neue Wandertriebsucht, und reiste „in

die Welt" ab, das heißt von Ort zu Ort, ohne sich vorher einen Plan zu machen. So ging er zuerst nach Vervin, wo ein Liebesabentheuer ihn festhielt, dann weiter in die Rheingegend, nach Koblenz, und endlich nach dem Bad Neuenahr das ihm die Aerzte empfohlen hatten. Trotz seiner achtziz Jahre machte er überall mehrere Stunden lange Ausflüge zu Fuß und zu Pferde. Einmal stürzte sein Pferd, aber mit der Geschicklichkeit und Uebung im vom Pferd Stürzen, die er sich in England auf der Auchsjaß erworben, stand er unverletzt wieder auf, und die Leute, die Zeugen dieses Vorganges waren, wunderten sich über den weißhaarigen Herrn, der kaum wieder im Sattel, wie ein Jungling davongaloppirte. Doch sollte er bald noch größere Strapazen bestehen.

Im Herbst ging Büdler nach Vöden, wo er im Gebirge in größter Einsamkeit, lesend und schreibend und nachdenkend — denn müßig war er nie — den ganzen Winter zubrachte. War er eine Zeit lang in der großen Welt gewesen, so zog er sich immer gern in das bunte Reich der Phantasie zurück. Er las hunderte von Romanen mit frischem Antheil und gespanntem Interesse, neben allen den ernen wissenschaftlichen Werken, denen er seine eifrige Aufmerksamkeit zuwandte.

Im Frühjahr 1866 ging er über München und Atonsfurt nach Stuttgart, wo ihn die Kriegsnachrichten trafen. So viel Vorliebe er sonst auch wohl für Oesterreich gehabt hatte, so entzündete sich nun doch sein Patriotismus, und er konnte es kaum erwarten, mit in den Kampf zu ziehen. Er schrieb daher sogleich an den König, und bat ihn, seinem Hauptquartier sich als Freiwilliger anschließen zu dürfen, was zu seiner Freude ihm gewährt wurde, eine Günstigkeit übrigens, die außer ihm nur der Prinz Reuß und der Herzog von Württemberg erlangten. Seine Freunde waren besorgt, den Einundsachtzigjährigen, der in der letzten Zeit sehr kranklich geworden, sich so vielen Anstrengungen und Gefahren aussetzen zu sehen, aber er ließ sich durch nichts zurückhalten. „Wenn nichts

anderes," sagte er, „so wollte er doch wenigstens seinen guten Willen zeigen, und bliebe er im Kriege, so verlöre er ja höchstens nur einige Jahre eines alten, abgenutzten Mönchenlebens.“

Auf dem Kriegsschauplatz begegnete Badler seinem Lehensnachfolger, dem Grafen Heinrich von Badler, denn bei diesem ruhmvollen Feldzug war in diesen Reihen der Name Badler durch das schonenweise Alter, wie durch die frühe Jugend vertreten. Dem Grafen Heinrich, tapfer und begabt, ward so früh schon die Gelegenheit, sich glänzend auszuzeichnen. Er hatte mit seinem Regiment einen sehr brillanten Angriff auf ein Regiment Ulanen unter den Augen des Königs gemacht, worauf der König nachher eine schmeichelhafte Rede an dasselbe hielt, und hinzufügte, er werde der Königin schreiben, wie brav ihr Regiment die Ulanen über den Haufen geworfen habe.

Badler selbst war ganz untrosthch, daß er bei der Schlacht von Königsgrätz nicht gegenwärtig war. Seine Stimmung hierüber schildert merkwürdig ein Brief aus Berlin, den 19. Oktober 1866, an die Verfasserin dieser Blätter, in welchem er zuerst über einen Sturm klagt, der in Brandig viel Schaden angerichtet hatte, und dann fortfährt: „Das zweite Unglück war mir das Empfindlichste. Denken Sie sich, daß ich, obgleich im Hauptquartier, um die ganze Schlacht von Königsgrätz gekommen bin, durch eine frühere Disposition des Königs, freilich also nicht durch meine Schuld, auch nicht ohne mehrere, und darunter sehr bedeutende Verwundungen aus dem Hauptquartier, als zum Beispiel dem Herzog von Ujest, den zwei Militärgesandten von Rußland und Italien, selbst dem General von Zunderh, General-Anseher der ganzen preussischen Artillerie, und vielen Andern, aber was hilft das, wenn man nur einige Stationen davon entfernt einer Schlacht nicht beigewohnt hat, noch konnte, die ohne Zweifel eine der bedeutendsten in der Welt-

gehabte bleiben wird, und deren ganze Folgen noch gar nicht zu berechnen sind. Der König in seiner Herzensgüte hat mich lebhaft bedauert, und mir jetzt sogar zum Trost das Großkreuz mit der Kette des Hausordens der Hohenzollern verliehen. Ich bin ungemein dankbar dafür, aber eine selbst schwere Wunde, bei Königsgräb erhalten, wäre nur doch viel lieber! — Es ist mir im Leben vielfach schon ähnlich gegangen durch der Götter Zorn. Die schönsten Gelegenheiten wurden durch die eigenthümlichsten Hazards des Schicksals, ohne mein Zuthun, verloren, wahrhaft Verdientes blieb unbekannt oder unberücksichtigt, oder durch Intrigue angezwängt, große, ja ich darf sagen, edle Opfer hatte ich gebracht, und ihr Erfolg blieb so traurig, daß sie mir entweder nur Schmerz oder die falsche Auslegung verurtheilt haben. Dagegen bin ich für eine Menge Nichts mit Schein behangen worden, Schein verschiedener Art, entstanden durch mir nur ironisch, nicht günstig erscheinende Zufälle, weil dies aufregt und tauscht, aber keine bleibende Folge zurück lassen kann."

Außer dem hier erwähnten Orden erhielt Böttler auch noch das Erinnerungskreuz für den vierzehntägigen Feldzug. In Berlin war er beim feierlichen Einzug gegenwärtig. Seinen einundachtzigsten Geburtstag brachte er ganz allein einige Meilen weit von Berlin in der sogenannten Fischerhütte am Plattensee in einem watten Kiefernwald zu, und befand sich wohl, in der lieblichen Einsamkeit, fern von der großen Welt, die er so oft aufgesucht, und die ihm stets so schnell langweilig und lastig wurde. Bald darauf zog er sich wieder nach Pranz zurück.

Neunundvierzigster Abschnitt.

Schwere Erkrankung. Gedanken über den Tod. Besserung. Mad Witt-
dungen. Besuch der Prinzessin Karl Fudler's Lebensweise in Brany
Hausordnung daselbst. Der deutsch-französisch-Krieg von 1870 Fudler
will wieder als Freiwilliger mitziehen. Kummer darüber, daß der
König es ihm abschlägt. Beabsichtigte Reise nach Florenz. Annahme
der Kratte. Tod. Letzter Besuch von Mad Bertholda Eruger. Graf
Gernich von Fudler. Begräbnis. Frau Marie von Fuchelm-Gehag.
Graf Heinrich von Fudler, Erbe von Brany und Erbe von Fudler's
Talent für die Gartenkunst. Drei Wünsche. Mitglied des Herren-
hauses. Vizepräsident der preussischen Abtheilung für die Garten-
kunst auf der Pariser Ausstellung. Pucklera pulchella. Fudlerreis
Bildnisse von Fudler. Die Begräbnisse des Reichthums.

Am Juli 1867 wurde Fudler von einer so schweren
Ankrankung befallen, daß man den Zeitpunkt seines Lebens-
endes herangenahet glaubte. Sein Zustand war ein so unge-
wöhnlicher, daß er die Aerzte in Verwunderung setzte, die
erklärten, Herz, Leber, Lunge und Gehirn seien vollkommen
gesund, auch das Blut in ganz natürlichem Zustande, und
nur der Magen schien in vollständige Unthätigkeit verfallen
zu sein, so daß ihm alle Speise zuwider war, und er beinahe
sieben Wochen lang nur von Medizin und Getränken lebte,
wodurch er in die größte Schwäche gerieth. Trotz seines
hohen Alters überwand er aber auch diese Krankheit, die er
mit größter Geduldsruhe ertrug. Von seinem Bette aus er-
theilte er täglich seine Befehle für die Anlagen und die Ver-
waltung von Brany. Todesangst kannte er nicht. „Wie
ausnehmend gleichgültig mir der Tod ist,“ schrieb er den

30. Juli 1867 an die Verfasserin dieser Blätter, „habe ich vorher selbst kaum geglaubt, seit er mir jetzt nahe tritt. Im Gegentheil, ich schäme mich fast es zu sagen, wünsche ich ihn herbei; denn es ist wahrlich eine schöne Perspektive, ein abgenutztes, ausgebrauchtes Alter mit einer frischen, neuen Jugend, es sei wo und wie es wolle, zu vertauschen, ohne Erinnerung oder mit Erinnerung, wie es in den Weltzeichen bestimmt ist. Ich sehe mich nicht mehr im Einzelnen, sondern im Ganzen, und das ist eine mehr beruhigende und freundliche Ansicht, als alle die vielfachen irdischen Mährchen. Ich könnte hier fast zu schwärmen anfangen, aber ich will meine Phantasieen lieber für mich behalten, denn sie sind ganz individueller Natur, und passen daher auch nur für mich, der überdies körperlich zu schwach geworden ist, um sie leredam auszusprechen.“

Zum allgemeinen Staunen erholte sich Püchler langsam, stand wieder auf, und bekümmerte sich thätig um die Anlagen. Die Stille und Einsamkeit um ihn her wurde ihm nie einformig, da er in seiner Phantasiwelt Entschädigung und Anregung fand. Niemals langweilte er sich, und um so weniger, da er das seltene Glück hatte, mit seinen ungechwächten Augen bei Sonnenlicht wie bei Lampenlicht bis spät in die Nacht ohne Ermüdung den kleinsten Druck der Beutungen und die feinste Schrift ohne Brille lesen zu können.

Im Jahr 1868 brauchte er zwei Monate zur Stärkung die Kur in Wildungen, und noch immer, ein wahres Wunder für einen dreundachtzigjährigen Greis, machte er lange und gefährliche Ritte, allein, ohne Begleitung, bis in die umliegenden Waldungen, von denen er erst im Dunkel der Nacht nach Hause zurückkehrte, so daß seine Leute und seine Bekannten oft in Sorge um ihn gerietben, und Boten ausschickten, um ihn aufzufuchen.

Nach diesem Aufenthalt lebte er wieder in Braunsf., ohnleidend, oft traurige Betrachtungen anstellend, aber immer

gelebten freien Geistes. Im Jahre 1869 erfreute ihn ein Besuch der Prinzessin Karl so sehr, daß, nachdem er krank zu Bette gelegen, er sich zu neuer Stärke und Gesundheit aufraffte, und die gutmüthige Prinzessin somit ihren Zweck vollkommen erreichte, den alten Mann aufzuheitern. „Freude ist immer wohlthuend,“ schrieb Pädler hierüber aus Brantj den 21. Juni 1869 an die Verfasserin dieser Blätter, „und machte mich zu allen nothigen Vorbereitungen für diesen Besuch.“

Pädler liebte sehr, wenn er sich wohl fühlte, einige ausgewählte Gäste in Brantj bei sich zu sehen, Fremde, die ihn interessirten, und ein paar Honoratioren aus Kettbus, die er im Wagen abholen, und in der bei ihm üblichen späten Nachstunde wieder nach Hause fahren ließ. Er stand meist erst um zwölf oder 1 Uhr Mittags auf, frühstückte, schrieb, besorgte seine Geschäfte, arbeitete im Parl. Erst zum Mittag, der meistens nicht vor 9 Uhr Abends stattfand, widmete er sich der Geselligkeit. Nach der Mahlzeit nahm man den Kaffee im Pallardjaal ein, und die Herren rauchten Cigaretten, Pädler selbst seine lange türkische Pipe. Auch die türkische Kleidung trug er aus Gewohnheit und Bequemlichkeit fast immer zu Hause, und der blaue seidene Tamaklakan mit den rothen weiten Pantalons, und der rothe Äz auf den Silberknägen, standen ihm gut. Pädler hatte ein besonderes Talent sich mit allen seinen Gästen liebenswürdig und ungezwungen zu unterhalten, und besaß eine annehmende Freundlichkeit, die aus dem Herzen kam; mit großer Schärfe des Urtheils verband er jene Milde des Urtheils, die aus einfacherer Erfahrung, und aus Rücksicht gegen Andersdenkende entspringt; deshalb verstand er es mit den verschiedensten Menschen in angenehmer Weise zu verkehren, und selbst der beschränkte Orthodoxe wurde von der Liebenswürdigkeit des freisinnigen, aufgeklärten, und für die Schönheit des griechischen Alterthums begeisterten Ärtist Legabert. Seine Gespräche waren

immer anregend und geistvoll; wenn er eine Zeitlang mit dem Gatzbecker von der Kasanenzucht und allen Einzelheiten der Landwirtschaft, mit den Freunden einer guten Tafel von der höheren Kochkunst, die er so meisterhaft verstand, und zu der raffinirtesten Vortrefflichkeit zu steigen wußte, sich unterhalten, wenn er mit den Damen artig gequatscht, konnte man sicher sein, daß sein Geist plötzlich einen unerwarteten Aufschwung nahm, sei es, daß er von seinen Reisen erzählte, sei es, daß er seinen pikanten Witz in Verarbeitung von Lebensverhältnissen entfaltete, oder auch mit Tiefe und Ernst Fragen der Geschichte, der Wissenschaft, der Religion und Literatur erörterte. Dann belebte sich sein Auge in wunderbarem Glanz, und seine Züge verklärten sich. Wochten die Oberflächlichen ihn zuweilen zu gewöhnlicher Salonkonversation veranlassen, so blieb er dagegen, wenn er mit den ersten und edelsten Geistern zusammen war, nie hinter ihnen zurück, wurde nie von ihnen überlagert; er war empfänglich dafür wie eine Aeolsharfe, die bei dem leisesten Windhauch ihre Harmonieen ausströmt.

Die Hausordnung, welche zu Pramp herrschte, die vielen Schloßbewohnern als Muster aufgestellt zu werden verdiente, schildert Fudler selbst sehr getreu in einem Brief an die Verfasserin dieser Blätter vom 28. Mai 1867 wie folgt:

„Pramp'scher Hausordnung.“

- 1) Vollständige Freiheit für Wirth und Gäste.
- 2) Jederman steht auf wann ihm beliebt, und frucht sticht was er will und befiehlt, bequem auf seiner Stube.
- 3) Um 1 Uhr luncheon im Frühstückszimmer, dem jeder Gast bewohnt oder nicht, ganz nach seinem Belieben.
- 4) Wer ausfahren oder reiten will, bestellt es beim Jörmarschall Wirth. Nicht Werde stehen dazu bereit.
- 5) Der einzige Zwang besteht darin, zum Diner um 9 Uhr zu kommen, wenn der Tantom zum zweitenmal den

ner. Nur Krankheit, die der liebe Gott verhute, dispensirt von dieser Pflicht. Nach dem Kaffee ist jedes Menckchenkind wieder frei.

This is the custom of Branson-Hall."

Als 1870 der Krieg gegen Frankreich ausbrach, wollte Büdler trotz Alter und Leiden durchaus wieder mitziehen. Wie 1866 sein Patriotismus über seine bisherige Vorliebe für Oesterreich siegte, so diesmal über seine bisherige Vorliebe für Napoleon. Er wollte das Vaterland vertheidigen, um jeden Preis, und wenn er auch dabei den Tod fände. Er schrieb deshalb sogleich wieder an den König, um sich aufs neue als Freiwilliger anzubieten, und war ganz unglücklich und untröstlich, daß er nicht die ersuchte Erlaubniß erhielt. Er schrieb darüber, indem er über Sorgen und Verdruß klagte, wie folgt, aus Braniß den 24. Juli 1870 an die Verfasserin dieser Blätter: „Nest ist aber außerdem alles noch viel schlimmer geworden. Der ganz unerwartete Krieg mit Frankreich hat begonnen, und ich, der noch immer lebend bin, habe mich dennoch unserem so gnädigen König als Volontair im Hauptquartier angeboten, aber bei dem Trouble, der hier herrscht, und den enormen Geschäften, die unserem Heere jetzt obliegen, habe ich noch keine Antwort erhalten können. Ohne diese darf ich aber eigenmächtig nicht thatlich auftreten, und da ich viele Feinde und deshalb Feinde am Hofe habe, und mancher Verläumdung ausgesetzt bin, so hat man mich als kranken halbinvaliden mehr außer Acht gelassen als sonst. Dem Alter hängt sich gern das Unglück an, und ich empfinde dies bitter, gehe aber noch nicht alle Hoffnung auf, der ersten Schlacht mit Frankreich beizuwohnen, und lieber werde ich dort den Tod finden für König und Vaterland, als in der Ungenueise des langsam absterbenden Alters zu vergehen.“

Die nach einiger Zeit eintreffende eigenhändige Antwort des Königs lautete, daß er Büdler bei seinem hohen Alter

unmöglich in dem ausgebrochenen Kriege eine Anstellung zuweisen konnte, da er in seinem Zustande den Anstrengungen sofort unterliegen müßte.

Dem mußte Büdler sich denn freilich fügen, so schmerzlich es ihm war; an den Siegen der deutschen Nation nahm er begeisterten Antheil. Nun aber wünschte er ein warmes Klima aufzusuchen. Er wollte Italien wiedersehen, und Florenz zum Ziel seiner Reise machen. Die Vorbereitungen und Anstalten dazu ließ er bereits treffen, aber er war zu lebend, um nicht die Ausführung beständig verschoben zu müssen. Sein Gedächtniß begann abzunehmen; allmählig konnte auch dieser seltene Geist, und dieser seltene, kräftige und elastische Körper die zerstörenden Einwirkungen der Zeit nicht mehr ganz besiegen. Eine der hartnäckigen Grippen, deren er schon so viele bestanden, warf sich ihm auf die Brust. Anhaltende Fieberanfälle kamen dazu, Phantasieen stellten sich zuweilen ein, die Kräfte erschöpften sich.

In der Nacht vom 4. zum 5. Februar 1871 endlich entschlammerte er sanft und schmerzlos in begonnenen 86. Lebensjahre. Ost hatte er gesagt, er möchte am liebsten an langsamer, nicht zu schmerzhafter oder bedingender Krankheit, nicht gewaltiam, sondern ruhig und mit Grazie sterben. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt. Seine Stütze worden schon im Tode wie sie es im Leben stets gewesen waren. Das leuchtende Silberhaar umfranzte die hohle Stirn; Milde und Ruhe verkörerten sein Antlitz.

Wenige Wochen vor seinem Tode besuchte ihn noch die treue, vieljährige Dienerin und Pflegerin der Ältesten, Madame Veritasda Gröger, von Muskau aus; er empfing sie stets wie eine ihm gleichstehende Freundin des Hauses, und achtete sie, wie es die vortreffliche Frau verdiente. Er war noch ruhig genug, um ihr, wie er stets zu thun pflegte, den Arm zu geben, um sie zu Tische zu führen, und alle vergangenen Zeiten wachten in ihm lebhaft auf, sobald er ihrer

aufschlag ward. So erschien er, angeregt dadurch, auch Madame Gruger frischen und klaren Weinstes; aber als sie beide nach der Tafel sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen hatten, und in den Lebensstühlen sich beim Kaffee gegenüber saßen, da sagte er plötzlich zu ihr. „Sagen Sie mir, Ihre Freundin, sind wir eigentlich in Mord?“

Wann diese Phantasieen begonnen, ist schwer anzugeben.

Er starb allein, nur von seinem Geheimsekretair, dem Herzog Villm Kaffier und namen übrigen Leuten umgeben. Sein Nachfolger in Brannp, sein Vetter, der junge Reichsgraf Heinrich von Püdler, war im Dienste des Vaterlandes mit den deutschen Truppen in Frankreich. Auch hatte man Püdler von ihm in den letzten Jahren zu entfernen gesucht, obgleich er ihm ursprünglich wohlwollte, und er sowohl als Lucie den Eltern des Grafen Heinrich, dem Grafen Zuluwias und dessen Gattin Louise, sehr zugethan gewesen waren. Manche Intriquen wurden in der Umgebung des alten und alleinstehenden Fürsten anzeiponnen; er selbst ohnte dies zuweilen schmerzlich, und konnte doch nicht alles durchschauen, nicht alle Tuden wahrnehmen, mit denen man ihn zu umstriden suchte. Er vertraute und misstrante oft an der unrichtigen Stelle. Wer wollte ihn deshalb verurtheilen; es lag dies mehr in den Umständen und Verhältnissen, als in seinem Charakter.

Püdler's Vorschrift gemäß, war sein Begrabniß einfach. Er hatte bestimmt, daß man sogleich nach seinem Tode seinen Körper verbrennen, und nur seine Asche in dem Ehrenandengrabe beigesetzt werden sollte. Die Testamentsvollstrecker glaubten dieser Bestimmung nachzukommen, indem sie den Tag vor seiner Bestattung auf chemischem Wege seinen Leichnam zerstörten; sie ließen ihn mit Kalk, Schwefel- und Salzsäure begießen. Diese Substanzen waren so stark, daß Augenzeugen bemerken wollten, die Palmen, die als Ausschmückung seinen Sarg umgaben, hätten von der giftigen

Ausströmung gelitten. Ehe diese Bezeichnung bekannt wurde, nahmen die Aerzte die Leichenöffnung vor, und erklärten, daß alle Organe in vorzüglicher Association gefunden wurden, und ganz besonders das Gehirn. Von einigen Seiten wird behauptet, Pustler habe auch befohlen, daß seine Leiche ohne Zugiehung eines Geistlichen fortgeführt, was mit seinen Ueberzeugungen ganz übereinstimmt. Alle aber die Geistlichen waren dabei gegenwärtig. Seinem Willen gemäß wurde er in seiner selbst erbauten Gruft beigesetzt. Es war am 9. Februar, an einem eisigen Tage, daß sich um halb 11 Uhr Vormittags der Trauerzug in Bewegung setzte. Die gute Madame Ermer, die mit Pustler's treuem Sohne, dem Martensinspector Pöpsel, aus die Todesstadt von Maslau herbeigezogen, war die erste, die mit herrlicher Porten einen Kranz auf den Sarg niederlegte. Einige Stunden, der Herzog von Meissen, die Intendanten des Markgrafen und der Stadtvorstandsversammlung, so wie der vormaligen Kammer zu Königs, ferner die Deputirten der Stadt Maslau, die Deputirten der Berliner Universität, die ganze Geistlichkeit von Königs, und viele Räte und Räte von dort und von Meissen, hatten sich in Trauer versammelt, so wie eine Landwiesenschauphase. Auch viele Landknechte von nah und fern versammelten, um den Aemtern die letzte Ehre zu erweisen. Einige trauerte die Kirche, die sich als Trauerkirche in Königs aufstellte, mit dem Kranz der Stanten geschmückt, den das an der verschlossenen, silberverklappte Sarg von Silberholz stand, von krennenden Herzen und einer Plinthe aus Marmor, in der Mitte des trauenden Gemüths, zu dem der Sarg so mit Plinthe geschmückt, eine Plinthe, in welcher sich das Herz des Verstorbenen befand. Auf einem sehr hohen Sarg standen neben dem Orden ausgestellt. Auf dem Sarg lagen sein Helm, die Uniform, sein Schwert und sein. Der Sarg der Maslauer Geistlichkeit ließ die Verstorbene

gehört; dessen Platte, in Marmor angebracht, steht in der herrlichen Bibliothek des Schlosses auf den werthvollen Alabam, die er in London anlegte, und Graf Heinrich hat von dem Karsten auch die Neigung und den Geschmack für die Porzellan- und die Gartenkunst geerbt, und zeigt sich besonders eifrig, die, u. dessen letzte Schöpfung fortzuführen und zu unterhalten, so daß Pückler, konnte er wiederkehren und seine Pyramide verlassen, sich herzlich freuen mußte zu sehen wie sein Nachfolger, den man nebst den Seinigen in den letzten Jahren seines Lebens von ihm entfernt hatte, in seinem Geiste würdig und künstlerisch fortwirkt.

Nur, vor seinem Tode äußerte Pückler gegen einen Besucher, daß er noch drei Wünsche habe; erstens: möchte er noch zehn Jahre leben; zweitens: daß das von ihm in der Gartenkunst geschaffene System, das wahrhaft denkmale, für künftige Zeiten immer weiter verbessert und vervollkommenet fortbestehen möchte; drittens: nach seinem Tode auf einen schöneren Weltkörper versetzt zu werden, wo er aufs neue als Kunstgärtner wirken könne.

Die letzten Worte, die er in sein Tazetuch eintrief, waren: „Kunst ist das Höchste und Edelste im Leben, denn es ist Schaffen zum Nutzen der Menschheit. Nach Kräften habe ich dies mein langes Leben hindurch im Dienste der Natur geübt.“

Wir haben hier noch anzuführen, daß Pückler im Jahre 1863 zum Mitglied des Herrenhauses ernannt wurde, doch blieb dies eigentlich nur ein Ehrentitel für ihn, da er an den Sitzungen sich nicht betheiligte. Als von Preussischer Seite eine Abtheilung eingesetzt wurde, welche das Land der Gartenkunst in allen Zweigen auf der Pariser Ausstellung von 1867 vertreten, und als auch die zu vertheilenden Premien bestätigen sollte, wurde Pückler zum Vizepräsidenten derselben ernannt. Eine Pflanze erhielt nach ihm den Namen: Pücklera Pulchella. Eine besondere Art Ve-

irentes wurde Passereis genannt. Sein Bildniß erschien in Taschenrechnern und Zeitchriften, ja sogar auf Wienerkpfen von Porzellan, und als Wasserzeichen des Papiers der Muslauer Fabrik. Seiner Marmorbüste, in Berlin gemacht, ist schon früher Erwähnung geschehen. Das letzte Bildniß, das von ihm vorhanden, ist von dem Berliner Maler Krüger gemacht, und stellt Büdler im vierunddreißigsten Jahre dar, in militärischer Kleidung, mit Sternen und Orden bereits reichlich ge schmückt. Schöne, regelmäßige, edle, feine, geistvolle Züge treten uns daraus entgegen; die hohe, gewölbte, von dunklen Haaren beschattete Stirn erinnert an Byron: die wunderbar leuchtenden Augen sind scharf und durchdringend, und zugleich heiter und gütlich, der Mund hat den unwiderstehlichen Zauber der Genialität und der dichterischen Begeisterung. Die langliche Nase ist tadellos geformt; ein kleiner Schnurbart bedeckt die Oberlippe; um die feinen Lippen spielt ein halb jactatorisches, halb schmerzliches Lächeln. Das Kinn ist anmuthig gerundet.

Spätere Portraits und Photographien sind aus des Aestheten hohem Alter vorhanden: da umkränzte ein voller, silberweißer Bart Kinn und Oberlippe. Die blauen Augen bewahrten ihre stöne Farbe und ihre geistige Beweglichkeit und Lebhaftigkeit bis zuletzt, bald in dunklem Feuer strahlend, bald durch emischmelzende Milde bezaubernd. Seine Hände hatten die schönste Form, und waren weiß wie Schnee. Seine Haltung blieb bis zuletzt statisch: die hohe, schlank, imponirende Gestalt leugte sich nicht durch die Last der Jahre.

„Das Weib ist,“ sagt Wernhagen von Ense irgendwo in seinen Schriften, „krist seine Begeisterungen auf zweierlei Art hinweg, als Jünglinge oder als Greise: den traurigsten Tod, den des mütterlichen Alters, ihnen erdarend oder umgebend.“ Für Büdler war das letztere beschieden.

Fünftigster Abschnitt.

Ueberall auf Eifersucht und Eingenen. Alexander über
überlicher Luste aller Väter. Wohl über Pader Eitel
Zuabe über Pader. Wohl Eitelweid über Pader. Eitelweid über
Pader. Eitelweid über Pader. Eitelweid über Pader.

Wir haben Pader nun getrennt auf seinem Vortrags-
begleiter, und seinen seiner Fehler verichenen und Le-
schängt. Mit ihm so größeren Rechte dürfen wir hier nach
einnal das Bild seiner vollen und klaren Lüge zu-
menstellen. Als ein Künstler und ein Dichter wird er stets
durch seine Schöpfungen anfangen, als Dichter der Lüge-
gen bleiben. An Geist und Dignität steht er fest, er
das höchste und Edelste nicht seine Ziele zu erfassen
und zu werden. Die Schöpfung und die Welt, in
geistig waren seine Gedanken, und das Reich der
Phantasie seine eigentliche Heimat, in der er neu nach
warzte als in der Weltlichkeit; viele innere Gegenstände in
sich bergend, suchte er stets mit Beharrlichkeit und Ver-
gleichung fort. Eine der herrlichsten Eigenschaften seines
Charakters war jene stimmungsvolle Wahrheit und Klarheit,
die er gegen Andre wie gegen sich selbst anwandte, so
wie seine unerschütterliche Treue und Loyalität, Edelkeit,
Herrlichkeit und lebendige Verstandesklarheit in Hinsicht
der Gerechtigkeit, die er suchte, ging doch immer wieder
Hand in Hand mit einem Mangel an Selbstkritik, das
sich als tiefenwundig innere Schwäche darstellte,
welche die Fremden in dem heimlichen und unheimlichen

Manne ist werth abzuha. Eine naive Kindlichkeit beharrte er lebenslanglich; mit voller Wahrheit konnte er an Varnhagen über sich schreiben: „Ich bin ein Kind — wenn auch ein altes, und manchmal sogar ein Laies, doch nie ein schlechtes.“ Nichts Schmeichliches war in seinem Wesen; ein edles, großmuthiges Nitrogen zerstreute er häufig gegen diejenigen, die ihm am Feindlichsten begegnet waren, unter anderem gegen den Schriftsteller Alexander von Sternberg, der ihn in seinem Mahlen „Tutu“ lächerlich zu machen gesucht hatte, durch Bemerkungen, die beinahe alle Charaktere darstellten. Hilfreich war Vukker wo er konnte, und dabei am Liebsten in unvernünftiger Stille. Einer Dichterin, die ihn durch das nicht durch Selbst und Jurend interessieren konnte, verließte er aus Mitleid litterarisch nach menschlichem Interesse und andrerer Gutmuthigkeit einen Verleger, und ließ ihr durch diesen auf seine Kosten, ohne daß sie es abate, ein anständiges Honorar ausahlen, bloß weil er fürchtete, es könnte sie Leiden, daß der Buchhändler ihre Gedichte eines Honorars werth sind. Dem Eiferer, der für die Arbeit Griechenlands kämpfen wollte, hat Vukker, während des Krieges seine Dienste bei sich aufgenommen, und für sie zu sorgen, und Vukker that es. Für die Zeit, da er Madame Charlotte Reich-Wienke, die sich wegen seiner Färsprache an ihn gewandt, und für die er sich interessirte, da er ihren Gatten, Dr. Reich, beim Staatskanzler Gerdorferz kennen gelernt hatte, hat er dringend den Grafen Medern, den damaligen Intendanten der königlichen Schauspiele in Berlin, er möge sie doch die Föhnung von Konstantin spielen lassen, was sie schließlich wunste. „Thun Sie es, lieber Graf,“ sprach Vukker an Medern, denn der verdiente nach seine Sonne aufgehen lassen werte Fühnte — und auch über Fühnte.“

In seinem letzten Lebensjahre noch bemachte er sich für die Anstellung einer Foubrette für das Wiener Theater in seinem Froude Fuhnte, und bei den Wiener Musikern um

einen Orden für den Superintendenten Gieseler in Kottbus. Es war eine unerhöfliche Quelle häßlicher Galle in ihm. Er konnte aber nicht scharf sein, wo es darauf ankam. Während Heinrich Heine's letzter Krankheit, etwa drei Monate vor dessen Tode, erschien in der Augsburger Allgemeine Zeitung ein höchst unwürdiger, hamstischer Angriff auf ihn. Püchler empfand darüber den größten Unwillen, und schrieb in seinem Zorn an den Redakteur der Zeitung, Herrn Dr. Kolb, einen herben Brief, worin er ihm Vorwürfe machte, daß man den kranken Dichter, der fast schon im Versterben liege, gerade jetzt zum Gegenstand solcher Angriffe mache, da komme recht wieder die Fabel vom kranken Löwen vor, dem selbst ein Esel noch einen Tritt gele, und zwar ein Esel, der sich aus dem Cotta'schen Stalle losgerissen habe. Herr von Cotta schwieg, und der Verkehr Püchler's mit ihm hörte hiernach völlig auf. Heine bekam durch irgend einen Freund aus dem Cotta'schen Kreise Nachricht von dem Vorgang, wie großmüthig der Arzt sich benommen hatte, seine Freunde an der würdig derben Art, und ließ ihm seinen warmsten Dank sagen.

Wie vorurtheilslos in einem Kreise voll Vorurtheile Püchler war, kann auch nicht genug anerkannt werden, und es darf ihm deshalb wohl eher verziehen werden, wenn er zuweilen, einen Schritt zu weit gehend, auch manche unantastbare Prinzipien nur als Vorurtheile betrachtet wollte. In religiösen Dingen machte er sich lustig über Placéadanten und Fanatismus, aber respektirte jede ehrliche Ueberzeugung. Seine Erblichkeitshoffnung blieb stets, wenn er den Rathen des Todes nachsann, daß dieser nur der Uebertritt zu einer neuen Jugend sei. Die persönliche Fortdauer wollte er weder bestimmt zu verneinen, noch als Gewisheit aufzustellen, an Heine schrieb er den 30. Dezember 1854: er glaube an die persönliche Fortdauer, wenn auch nicht als an eine unantastliche Gewisheit, aber sie sei ihm wahrscheinlich aus dem Gefühl, mit dem Alles begehret, und wird man wohl

annehmen durfte, daß kein Hunger vorhanden sein konnte, wenn es nicht etwas zu essen gäbe. Jorobaher sagt: „Neben ist leicht, aber wenn Du einen Baum pflanzest, so wirst Du das angerechnet werden als zehn Gebete, und erhältst Du einen solchen, der vor Dürre verkrümmet, das Leben durch Wasser, das Du herbeirast, so soll es Dir angerechnet werden als hundert Gebete.“ Pädler, der Millionen von Bäumen, ganze Wälder angepflanzt und gepflanzet, hatte dieser Lehre nach außerordentliche Belohnungen im Himmel zu erwarten. Von seiner Beurtheilung der heutigen Civilisation giebt die folgende Aufzeichnung Barnabaz's von Enise ein interessantes Zeugniß; sie ist vom 3. April 1843, und lautet: „Der Herr von Pädler sagte mir heute ein bedeutendes Wort, das von seinem historischen Orte zeugt. Er meinte, wie die hochgebildete Kimerwelt durch rohe Völker unterging, und aus diesen ein neuer, gesunder, höhere Bildung anstrebender Völkerzustand hervorging, so schien unsere letzte europäische Welt dem Untergange schon zu verfallen, und die Proletarier aller Länder dürften bestimmt sein, die Grundlagen eines ganz neuen, kräftigeren und reicheren gesellschaftlichen Zustandes zu werden. Dabei ist nichts Uebrigens, daß der Herr solche Anschauungen faßt und ausdrückt.“

Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit seines Wesens war, daß er allen Gegenständen, die das Leben berührt, gleichviel ob großen oder kleinen, dieselbe Aufmerksamkeit schenkte, indem er sie alle als einen künstlerischen Stoff betrachtete, der sein Werk verlornte, so daß man sich oft wundern konnte, wie er eben so eifrig und ausdauernd über einen verfluchten Brand, über die Verletzung eines Verdrusses, über einen neuen Wechselstoff, als über die höchsten Fragen der Gedankenwelt, über Gott und Unsterblichkeit, über die Schönheiten der Poesie und die Ergebnisse der Wissenschaft sich ergehen konnte. Auch das war seltsam an ihm, daß er sich selbst, seine Na-

das Naturreich wie ein Naturereigniß betrachtete, an dem sich nichts verändern und ändern sollte, während er außer ihm umgebenden Natur, an Paß und Wart a doch lebendig bildete. Die Natur zu schuldern hatte er ein Talent, das man dem von Alexander von Humboldt zur Seite setzen dürfte, während sein Verstand eine Verwandtschaft mit Goethe und Voltaire hatte. Die Grazie, Originalität und Unergründlichkeit seiner Prose mochte schwerlich übertriffen werden, sei es, daß er über ernste und tiefe Gegenstände sich ergoß, oder auch nur daß er in artiger Wendung das Geklacker von Annen oder Saisanen aufkündigte, immer mußte er durch Anmuth und Weichheit in anmuthigster Form zu fesseln.

Als Schriftsteller wurde Padler, außer, wie schon er wähnt, von Alexander von Sternberg, noch von zwei namhaften Dichtern angegriffen, nämlich von Karl Immermann in „Landbauern“, und von Georg Herwegh in den „Gedichten eines Kelendgen“. Seine dagegen hat Padler laut seine Anerkennung auszusprechen. Padler schien übrigens das glückliche Naturreich, daß er sich über das ihm ertheilte Vot kundlich freute, und sich über den Tadel heiter und wohlgenuth hinwegsetzte. Oft sagte er aber, es sei vortheilhafter hartes Tages, die Journalisten zu kultiviren, als die Könige. Ihm selbst imponirten eine Menge Schriftsteller, die in ihrer Begabung weit unter ihm standen, oft weit über ihren Werth, und wenn sie gar ein hohes Honorar erlangt hatten, verwandte er sie noch mehr. Wie schon früher gesagt worden, jeder Erfolg riß ihn zur Ueberspannung hin. Sein klarer Verstand, seine scharfe Einsicht in die Menschen und in menschliche Verhältnisse ließ ihn auch die Fehler der Anderen mit Milde und Rücksicht aufnehmen. Doch hatte er so viele launige Erfahrungen gemacht, daß er leicht geneigt war, Fehler in den Anderen voranzuziehen, indem er sie zugleich leicht verzieh. Er that einmal den infanten Ausruf: „Alle Weiber ist egoistisch, wenigstens die irdische, und am Ende wird

der Welt: „Wett sich nicht auch noch lieber lachen als weinen.“ Dieser Lehre des Epikurismus hielt sie treu. Kalte Gleichgültigkeit gegen alles erhielt man nur, daß man nicht es thut, sonst nicht. Man war nur von Tugenden und Tadeln, denn wer wird in seiner Welt leben wollen, und können es nur in der Gegenwart zu betrachten, und nur auch in der nächsten; als wägen sie nicht nur nur den Anderen. Wer liebt nur Andere, nicht sich.“ Die Wahrheit dieser Worte hat auch Pader in jeder Hinsicht in seinem Leben empfunden. Wäre alle seine Tugenden diesen letzten Anscheinungen als Brücke der Tugenden von Gerechtigkeit, der Gerechtigkeit, der Gerechtigkeit, kann sein Glück nur in dem Glück des geliebten Gegenstandes finden, nur eigenmächtig sich, verläßt das Anderen Glück im eigenen Glück aufgehen zu sehen.“ Letzte Pader war es in der letzten Zeit, so blieb auch die erste seinem Herzen nicht fremd. Seine ruhige Thätigkeit, sein Fleiß und seine Anekdoten in derselben, trotz einer Veranlassung zur Lust haben, launenhaftigen Besonderen ist, der Gerechtigkeit, die in der Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit und Gerechtigkeit, der Gerechtigkeit in allem und jedem, und das ohne einen Schatten von Leidenschaft, so stets mit deren ununterbrochenem Gerechtigkeit begleitet, vor denen auch zu seinen Tugenden gerechnet zu werden. Er wußte, daß ein überhöhter Gerechtigkeit nicht unbedeutend zu sein möglich ist, was die geringsten Unordnungen uns so gern einreden möchten. Seine Liebe zur Natur ist wie eine unerschütterliche Flamme sein ganzes Leben erleuchtet und erwärmt. Nur selten und anomal, seine Tugenden er seine ganze Leidenschaft auf eine Tugend, auf einen Gegenstand, auf einen Gedanken, auf eine Leidenschaft, seine harmonische Leidenschaft verteilte sich gleichmäßig oder auch abwechselnd in die verschiedenen Gebiete. Sein Wuth und seine Unerschütterlichkeit kann nicht abgelenkt werden. Wie oft es Gerechtigkeit gereicht, und dem Tode im Auge steht, kann nicht abgelenkt werden, im Lichte, im Tode, auf

halsbrechenden Mitten, auf seinen Knieen in der Wüste, im Gebirge, zur See, in Hitze und Kälte, im Kampf mit wilden Thieren, von Mauthern bedrückt, im Aufstehen aufsteigend, in schünen Vieheschreibern und wilden Tragen, u. s. w. u. s. w. hat er nichts gescheut, was Andere vorzüglich zu vermeiden suchen. Wie oft er mit dem Pferde gekürzt, wie oft er mit dem Wagen umgeworfen worden, ist nicht herauszählen.

Alexander Dumas, der in Paris Badier's Belamaisheit machte, entwirft von ihm das folgende Bild: „En voyant le Prince Pückler, on sent une de ces organisations puissantes, que souvent la nature comme par caprice s'amuse à enterrer dans un corps, qui semble trop faible pour la contenir. Aussi le Prince paraît-il composé de contrastes. Pour ceux qui ne le connaissent pas, il a l'apparence languissante. Pour ses amis et ses compagnons, c'est un homme de fer, et résiste à toutes les fatigues, surmonte toutes les émotions. Il paraît beaucoup plus jeune qu'il ne l'est. Sa taille est élégante, son teint est pâle.“

Die Ärdin Badier hat hiezu noch die folgenden Afsage gemacht: „Ses mains sont blanches et étalées. Dans son regard, la douceur et la force. Rien de plus admirable que ses beaux yeux, d'un bleu foncé, lorsque quelque objet l'aura impressionné, vivement, ils deviennent humides et scintillantes. Quel front! La majesté, le génie y résident. Et sa bouche sérieuse, un léger sourire de dédain l'effleure quelque fois! Mais, quelles sont éloquentes ou gracieuses les paroles qu'elle exprime! Que d'esprit, que de finesse, que d'originalité dans chaque observation! En mesurant ces grandeurs immenses et éternelles qui nous environnent, ces beautés incomparables de la nature puis un retour sublime de candeur et d'innocence pour jouir tel qu'un

enfant, avec ce qu'on pourrait nommer les boquets de son imagination fleurie!"

Graf, der einmal Pudler's Schädel untersuchte, erklärte, ihm fehle das Organ der Sachlichkeit, welches hauptsächlich auch die Reuegerde und die diplomatischen Verhandlungen bedinge.

Heinrich Vaube sagt von Pudler: „Wenn auch nicht ein trojanischer Held — was er bei richtiger Gelegenheit ganz gut hätte werden können — ein starker Mann im Sinne der Alten war er wohl. Er hatte einen unerischütterlichen, kalt blühenden Muth und einen unverwundlichen Leib, welcher die größten Anstrengungen überdauerte. Und diesen Muth wie diesen Leib beherrschte ein atemthuerlicher, starker Geist. Der ganze Mann hätte eine große Rolle spielen können, wenn er an richtiger Stelle hätte gebraucht werden können.“

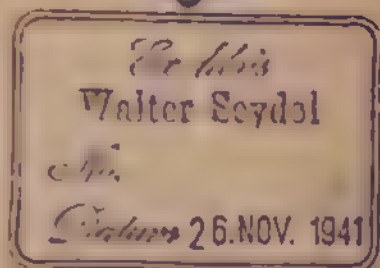
Paul Deisenfeld, der mit einem Freunde Pudler im Jahre 1863 auf Schloß Branitz besuchte, schildert sehr anschaulich in der Gartenlaube den ersten Eindruck, den er ihm gemacht, wie folgt. „Wir waren in ein kleines Gemach getreten. Eine tropische Hitze umwobte uns. Trotz des sonnigen Wetters draußen war das Zimmer stark geheizt. Zu Anfang glaubten wir uns in den Orient entrückt, so fremd war die ganze Scene, welche sich uns darbot. Wohin das Auge fiel, traf es die sonderbarsten Gegenstände, meist orientalischen Ursprungs. Dide Teppiche von bunten Karben und merkwürdigen Zeichnungen brachen das leiseste Geräusch des Fußes. Schwere, dunkle Jalousien vor den Fenstern wehrten den Sonnenstrahlen. An den Wänden überall Vorhänge und kostbares, fremdlandisches Gerath, Möbel aus überjenseitigen Hölzern, kunstvoll geschnitten, verguldet. Unter einer Portiere ein schräges Heilbett, in Vasenstangen hangend, mit rothledernen Decken, davor eine Löwenhaut, darüber ein großer Sombiero mit niederhängenden Straußenfedern, türkische krumme Sabel, indische Matagans, Klanten,

Revolver und Pistolen aus allen Werten der Welt und von den verschiedensten Konstraktionen: Solgerwölfe, Marmar und Pistole der Majestäten von Indien im Orient. Esau war Scherzgerade mit ihrem Witz von Dublin aus und einer Wandtafelung launlos einsetzten wäre, von uns ein neues Märchen zu erzählen, es hätte mich nicht amüßet. Auch mein Begleiter schien von diesen Betrachtungen wenig befangen, da kamte uns der Arzt freundlich, näher zu treten und auf einem Divan ihm gegenüber Platz zu nehmen. Er saß sich auf einer Ottomane an Fenster, neben ihm stand ein Tisch von herrlicher Meubelarbeit, auf welchem die verschiedensten Gegenstände zum bequemen Gebrauch lagen. Seine Kleidung war ganz orientlich, ein schwarzes, seidener Kattun, rothblende Pantalons, gelbe Marschur gestoffeln. — Wir traten ein Gespräch über die verschiedensten Gegenstände, aber schon nach vierzehn Minuten schloß ich mein Herz wegen der heiligen reden, als ich immer wieder in des Ärztens wundervolle blaue Augen blinnte, welche, je länger wir uns unterhielten, ich wohl nicht weniger mehr zu sehen, ob von Freude und Erinnerungsgelust, oder von Wuth, oder von Zornmuth, oder von dem Auser der Javab. Auf seiner Lippen, schlüssigen Zinn lag der affekt. Zerküßel, seine Stimme hatte einen anstößendlichen Werten, welches beständig klug, seine Gedanken waren so schnell wie gerast, und was er sprach, zeugte von Wissen und Gutmüthigkeit einer edlen Geist, wie von der tiefen Gedanken eines tiefen Geistes. Er hatte so eben etwas überhört, und das Buch aus der Hand gelegt. — „Zurück sehen,“ sagte er, „mitten auf das Buch zu stehen. Ich sehe, es ist noch in der letzten Seite — es ist das Buch. Aber ich bin nicht und ich, ich habe nichts mehr zu unter der Erde zu vollbringen, ich habe es nicht mehr, und ich auf das letzte Wort, und ich die Welt, der Menschheit verstanden — Ich werde ich nach Hause zu

Szene zeigen, und müssen überhaupt diese Darstellung seines Wesens und seiner Eigenart vervollständigen.

Er wird unvergessen bleiben, sowohl durch das Gute und Schöne, das er gewirkt, als auch als psychologisches Studium einer seltenen Persönlichkeit, zu dem man häufig wieder zurückkehren wird. Pückler sagt einmal in den Briefen eines Verstorbenen: „Es ist ein so süßes Gefühl, beim Tode zu wissen, daß man auch jetzt noch Jemand zurückläßt, der unser Andenken mit Liebe pflegen wird, und auf diese Art, so lange Jenes Augen sich dem Lichte öffnen, noch gleichsam fortzuleben in und mit ihm.“

Dieses liebende Andenken fehlt Pückler nicht; und mögen diese Blätter dazu beitragen, daß es auch ferner gepflegt und bewahrt werde.







Stanford University Libraries
3 022 108 977

D
352.8
.P8.A88

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

